deutsche Dichtung, die sich eine eigene, zwischen den Dialekten vermittelnde Sprache schuf, hat kaum je wieder eine so hohe formelle Vollendung erreicht wie in den Händen dieser Ritter. Freilich, ihr Horizont war eng; nur der ganz konventionelle, aus Frankreich importierte Minnesang (s. d.) und das in erträumten Märchenverhältnissen schwelgende, stilisierte Ritterepos der keltisch-franz. Artusromane galten dem vornehmen Adel als standesgemäß; höchstens verarmte fahrende Adlige, wie Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach, wagten sich an das Lehrgedicht, den polit. Spruch und schilderten das Leben ausnahmsweise auch einmal mit realistischem Humor, wie es war oder doch sein konnte. In unsern Augen bezeichnen diese Männer, die die Bande des Konventionellen brachen, den Höhepunkt der Periode: aber nie wäre ihre künstlerische Höhe möglich gewesen ohne die virtuose Durchbildung von Form und Geschmack, die damals selbst den adligen Durchschnittspoeten eigen und die doch in Deutschland stets so selten war.

Sie war nicht mit einem Schlage da. Die Anfänge ritterlicher Dichtung, die entzückenden volksliedartigen Gedichte des ältesten österr. Minnesangs (Kürenberg, Dietmar von Aist) und das prächtige, von gesundem Patriotismus zeugende, mitteldeutsche epische Gedicht vom Grafen Rudolf (um 1170) entbehren ihrer noch, entschädigen freilich durch frische Ursprünglichkeit. Auch der hildesheimische Ministeriale Eilhart von Oberge, der zuerst einen franz. Minneroman, das für den höfischen Minnedienst vorbildliche Thema von Tristan und Isolde, verdeutschte, schwankt noch unbeholfen zwischen volkstümlichem und höfischem Stil und ist formell mangelhaft. Als Vater der höfischen Dichtung galt schon seiner Zeit der Maastrichter Heinrich von Veldeke, auch er ein Norddeutscher, wie denn der franz. Einfluß am stärksten durch die Niederlande hereinflutete; aus seiner Lyrik übertrug er die Reinheit der Form und die höfische Minnereflexion in sein berühmtes Epos, die «Eneide» (um 1180). Schnell siegt die neue höfische franz. Richtung auf der ganzen Linie: der vornehme Pfälzer Friedrich von Hausen (gest. 1190), vor allem der Elsässer Reinmar der Alte, der in Wien wirkte, treiben die melancholisch zartfühlende, aller Sinnlichkeit bare Modepoesie des höfischen Minnesangs auf den Gipfel blendender, aber unwahrer Virtuosität, und der feinsinnige, aber leidenschaftslose Schwabe Hartmann von Aue übertrug im letzten Jahrzehnt des 12. Jahrh. Artusromane des humorvoll genialen Nordfranzosen Chrétien de Troyes und andere Vorlagen überaus elegant, aber farblos und mit Verwischung alles Charakteristischen in wunderbar glatte Verse, gewählte Worte und durchsichtige Sätze. Das war der Triumph beschränkt höfischer Kunst.

Der Rückschlag blieb nicht aus. Die bis zur Langenweile überfeinerte Reflexionsdichtung seines Lehrers Reinmar überholte der größte mittelhochdeutsche Lyriker, der Österreicher Walther von der Vogelweide, dem Anregungen des bei aller höfischen Formvollendung heißblütigen Thüringers Heinrich von Morungen zu gute kamen, durch Liebeslieder, in denen sich die geistige und formale Kunstvollendung des höfischen Sanges mit der Kraft, der Frische und dem Humor des Volksliedes paarte; vom wandernden Spielmann, wie der Bayer Spervogel einer war, entnahm er die bis dahin vom Adel verschmähte lehrhafte Spruchpoesie (s. Spruch) und schwang sich in seiner kaisertreuen und papstfeindlichen polit. Dichtung zum machtvollsten oratorischen Pathos auf. Der Bayer Wolfram von Eschenbach erhob in seinem «Parzival» eine schwache franz. Vorlage durch allerfreieste Erweiterung und Motivierung zu einem grandiosen psychol. Epos, das in seiner Verherrlichung der Ritter des heil. Grals dem konventionell faden und äußerlichen Artusrittertum geradezu den Krieg erklärt und tief sehnsüchtige, selbst ketzerische Mystik mit launiger, naiv rücksichtsloser Ursprünglichkeit der Darstellung vereinigt. Und durch das Verdienst unbekannter Dichter feiert der Heldengesang, der unter der Oberfläche der Litteratur fortgelebt hatte, jetzt eine ruhmvolle Auferstehung in den Epen von den Nibelungen und von Gudrun, in denen die alten Einzellieder zwar mit Beibehaltung der strophischen Form, aber sonst in freier, dem höfischen Geschmack angepaßter Umdichtung zu einheitlichen Gedichten zusammengefaßt wurden. Die geistigen Mittelpunkte dieser mittelhochdeutschen Blüte waren Walthers Lieblingsaufenthalt, der Hof der Babenberger zu Wien, und der gastfreie Hof Hermanns I. von Thüringen auf der Wartburg; dem poet. Treiben, das hier herrschte, setzte noch um 1250 ein Festspiel, das sog. Fürstenlob des Wartburgkrieges (s. d.), ein ehrendes Denkmal.

Diese lichteste Höhe der altdeutschen Ritterpoesie fällt ins erste Jahrzehnt des 13. Jahrh. Nur kurze Dauer war ihr beschieden: schon Walther klagt über den Verfall höfischer Zucht und Kunst; diese Klagen nehmen von Jahr zu Jahr zu, und als der vornehme steirische Ministeriale Ulrich von Liechtenstein 1255 die Memoiren seines «Frauendienstes» abschloß, da wirkten sie in der veränderten geistigen Atmosphäre schon wie der Traum eines Don Quixote des Minnedienstes. Der Ritterstand verarmt, während die Städte an Macht und Reichtum gewinnen; die ritterlichen Epigonen bleiben weit hinter den klassischen mittelhochdeutschen Dichtern zurück, und es fehlt dem Adel je länger je mehr an Lust und Geld, um die Kunst durch freigebige Gönnerschaft zu fördern; selbst der ritterliche Fahrende darf es nicht mehr verschmähen, auf den Geschmack von Bürgern und Bauern Rücksicht zu nehmen, wenn er vom Sange leben will. Und diesem demokratischen Zuge der Zeit entspricht es, daß neben dem Adel mehr und mehr bürgerliche, meist auch gelehrte Dichter, die sog. Meister, eine maßgebende Rolle spielen. Am wenigsten im eigentlichen Minnesang. Ihm dienten in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. noch treffliche adlige Talente, namentlich in Schwaben (Burkart von Hohenfels, Ulrich von Winterstetten, Gottfried von Neifen u. a.), die nur der epigonenhaften Sucht der formellen Verkünstelung sich nicht immer entzogen; daneben freilich regte sich in dem Fahrenden Tannhäuser der alte genial-frivole Geist der lat. Vaganten; und der begabte bayr. Ritter Neidhart von Reuental (um 1220) brachte durch seine Tanzlieder, die sog. höfische Dorfpoesie, welche Liebesabenteuer und Prügeleien der Bauern spöttisch schilderte, den Minnesang auf eine abschüssige Bahn, die zu wüster Verrohung führte, ohne daß seine sentimental-höfischen Züge ganz abwelkten (Steinmar, Hadlaub). Andererseits wurde die Spruchpoesie, deren einziger namhafter adliger Vertreter nach Walther der wohlmeinende, aber pedantische

Reinmar von Zweter (1225—50) war, bald fast ausschließlich von Meistern gepflegt (Marner, Friedrich von Sonnenburg, dem Meißner); die polit. Seite dieser Dichtung verschwand ganz; eine gesunde reale Lebensweisheit vertraten in ihr zumeist ein paar ungelehrte Norddeutsche, voran der Sachse Raumsland; dafür wucherte eine anspruchsvolle und doch so dürftige scholastische Gelehrsamkeit, die «Kunst», immer üppiger, bis sie den Doktor der Theologie Heinrich Frauenlob von Meißen (gest. 1318) auf einen Gipfel der Selbstüberhebung geführt hatte, von dem der begabte, aber eitle Mann verachtungsvoll auf die Meister der mittelhochdeutschen Blüte hinabsah.

Die eigentliche Lehrdichtung ist nie beim Adel heimisch gewesen. Allerdings hat ein bayr. Ritter, der Winsbeke, und ein fränk. Edelmann, Thomasin von Zerklaere (1215), es nicht verschmäht, höfische Zucht in Reimen zu lehren. Aber der Vortrag der gemein menschlichen, d. h. damals bürgerlichen Lebensweisheit blieb unbestritten in den Händen bürgerlicher Fahrender, die biblische und volkstümliche Lehren sammelten, ohne durch eigene originelle Gedanken glänzen zu wollen: die Zeit schätzte nur das Altüberlieferte und gestattete den Einfällen des Individuums nirgend Raum. So war auch Freidank, der Verfasser der «Bescheidenheit», einer mittelhochdeutschen Laienbibel, lediglich Sammler, aber seine Wirkung litt nicht darunter; das redselige Lehrgedicht des Bamberger Schulmeisters Hugo von Trimberg (um 1300), «Der Renner», plünderte ihn stark, und noch in Sebastian Brants «Narrenschiff» zeigen sich seine Spuren.

Selbst dem Artusromane, dieser eigentlichen Domäne adliger Dichtung, blieben die Meister nicht ganz fern. Schon Gottfried von Straßburg, ein blendendes Stiltalent, des tiefsinnig grübelnden Wolfram oberflächlicher Antipode, der der schwülen Sinnlichkeit seines Themas von «Tristan und Isolde» ganz anders gerecht wurde als sein Vorgänger Eilhart von Oberge, war Meister. Immerhin blieben die Adligen Beherrscher der Gattung. Das Ritterepos trieb in den Händen einiger begabten Epigonen noch ein paar freundliche Blüten, den «Wigalois» des Franken Wirnt von Grafenberg, das liebliche Gedicht von der Kinderliebe «Flores und Blanscheflurs» von dem Schweizer Konrad Fleck u. a.; aber es mußte welken mit der ritterlichen Weltanschauung selbst. Als man nicht mehr an den wunderbaren Beruf des Ritters glaubte, wurden diese Romane langweilig. Freilich herrschte noch lange fruchtbare Produktion: unvollendete Epen der Blütezeit wurden fortgesetzt (Ulrich von Türheim, Heinrich von Freiberg); man suchte die alten, den Franzosen nacherzählten Abenteuer durch geistlose, wüste Neuerfindungen zu überbieten (Heinrich von dem Türlin, der bayr. Fahrende Pleier, Konrad von Stoffel u. s. w.); auf Wolframs Pfaden gehend, schwellte ein gewisser Albrecht mit großem Erfolg die Titurellieder des Meisters zu einem ungeheuern strophischen Epos voll ultramontaner Mystik und langweiliger Pracht, dem «Jüngern Titurel», auf (1275), das lange für Wolframs Werk galt. Aber all das konnte die erstorbene Dichtung auf die Dauer nicht neu beleben.

Die Legendendichtung fand wieder ein großes Publikum. Hatte früher Konrad von Fußesbrunnen sein Gedicht von der Kindheit Jesu höfisch ausputzen müssen, um Beifall zu finden, so hörte man jetzt große Epen von den Wunderthaten und Martern des heil. Georg und der heil. Martina geduldig an, und im Deutschordenslande, das damals auch durch histor. Dichtung sich auszeichnete, entstanden um 1300 umfängliche poet. Legendensammlungen, das «Passional» und das «Buch der Väter». Legenden und sagenhaft histor. Stoffe (von Alexander, dem Trojanischen Krieg u. ähnl.) bevorzugten auch die beiden letzten bedeutenden Epiker der Zeit, beide sehr fruchtbar, der Schweizer Ritter Rudolf von Ems (um 1250) und der bürgerliche Konrad von Würzburg (gest. 1287); jener, ein vornehmer anmutiger Erzähler, hat durch seine unvollendete Weltchronik zuerst die genauere Kunde des Alten Testaments unter die Ungelehrten getragen; dieser, ein ernst strebender Dichter, der die Kunst des mittelhochdeutschen Versbaues auf die höchste Stufe überfeiner Vervollkommnung steigerte, lieferte wahre Musterstücke der Reimnovelle, die mehr und mehr das Erbe des Reimromans antrat. Zahllose ernste und spaßige, moralische und schlüpfrige Geschichtchen, Anekdoten, Schwänke u. s. w. wurden in glatten Versen und flotter Erzählung unter dem stoffhungrigen Publikum verbreitet, so manche schon darunter, denen später Boccaccio einen Platz in der Weltlitteratur verschaffte. Ein besonders fruchtbarer Dichter dieser kleinen Gattung war der in Österreich vagierende Stricker, der durch seine «Bispel», Gleichnisse und Tierfabeln mit lehrhafter Tendenz, schon der berühmten Fabelsammlung des Berner Mönches Ulrich Boner, dem «Edelstein», voranging. Die Bayern und Österreicher übertreffen auch in dieser Zeit die andern Landschaften durch lebensvollen gesunden Realismus: keine einzige der zahllosen mittelhochdeutschen Novellen kann sich an kulturhistor. und poet. Wert mit der entzückenden bayr. Dorfgeschichte «Meier Helmbrecht» von Wernher dem Gärtner messen. In dem unbekannten Verfasser der Seifried Helbling beigelegten Spruchgedichte erstand der Heimat Heinrichs von Melk wieder ein bedeutender Satiriker, und die Reimchronik des Steiermärkers Ottokar zeichnet sich vor der Überfülle damaliger Reimchroniken durch farbenreiches, lebenswahres Detail glänzend aus. Dem Heldengesange, der wieder unmodern geworden war, gedieh diese realistische Richtung freilich nicht zum Frommen: die Thaten Biterolfs und Dietleibs, Ortnits und Wolfdietrichs u. a., vor allem die unerschöpflichen Riesen-, Zwerg- und Heldenkämpfe Dietrichs von Bern werden aus dem mächtigen Pathos des alten Heldengesangs zu einem unwürdigen Bänkelsängerton erniedrigt, der mit dem landläufigen Ritterroman in der Gleichgültigkeit gegen seelische Probleme, der Vorliebe für das Abenteuerliche wetteiferte und die ehrfurchtgebietenden Heldengestalten oft genug zu trivialster Spaßhaftigkeit herabzog.

Niederdeutschland hatte seit Heinrich von Veldeke kaum teil genommen an der Entwicklung deutscher Poesie. Wer dort dichtete, mußte die angestammte Mundart mindestens in den mitteldeutschen Dialekt umwandeln, um über den engsten Kreis der Heimat hinaus bekannt zu werden; so schon Eilhart von Oberge, so später der sächs. Spruchdichter Raumsland, der Magdeburger Patricier Bruno von Schönebek, der Dichter eines Hohen Liedes (1276), so selbst der Lyriker Fürst Wizlav von Rügen. Um so maßgebender wurde der niederdeutsche Norden für die Geschichte der deutschen Prosa. Hier verfaßte schon 1230 der Schöffe Eike von Repkow das erste Rechtsbuch, den «Sachsenspiegel» (s. d.), der

durch seinen ungeheuern Erfolg für die Geschichte des deutschen Rechts, ja für die innere staatliche Entwicklung Deutschlands die überraschendste Bedeutung gewann; hier wurde etwa gleichzeitig das erste prosaische Geschichtswerk, die sog. sächsische Weltchronik, niederdeutsch verfaßt. Langsamer folgte der Süden, der gewohnt war, alles gehobene Deutsch in Reime zu kleiden. Aber auch er besaß schon im 13. Jahrh. eine reiche Predigtlitteratur, unter der die unwiderstehlich hinreißenden Volkspredigten des genialen Franziskaners **Berthold von Regensburg** (gest. 1272) obenan stehen. Im Gegensatz zu dieser demagogischen Beredsamkeit, die damals zuerst als eine Macht erkannt wurde, trägt ein aristokratisches Gepräge die edle, innerliche Prosa des Dominikaners und Mystikers **Meister Eckhart** (gest. 1327); auch andere Mystiker schrieben deutsch; in Susos Schriften lebte die schwärmerische Sprache des Minnesangs, aufs Göttliche angewendet, noch einmal auf. Diese oberrhein. Mystik zieht den Rhein abwärts; ihr dankt das noch heute viel gelesene Buch des Thomas a Kempis «Von der Nachfolge Christi» die Entstehung (1380).

IV. Frühneuhochdeutsche Periode (vom Anfang des 14. bis in den Anfang des 17. Jahrh.). Mit den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrh. ist die adlige Dichtung völlig überwunden; die tirolischen Spätlinge der Minnelyrik, der steife lehrhafte Hugo von Montfort (gest. 1423) und der fratzenhaft abenteuerliche Oswald von Wolkenstein (gest. 1445) sind Ausnahmen, und von dem alten Minnesang sind doch auch sie weit entfernt. Es giebt keine Kunstpoesie mehr, die, auf einen höchsten Stand beschränkt, sich von der Volksdichtung sondert; die höfische temperierte Sprache versinkt in den nur durch Schreibertraditionen modifizierten Mundarten; diese machen sich in den Dichtungen jetzt kaum minder fühlbar, als in den Urkunden, die seit 1300 immer häufiger deutsch abgefaßt werden. Das Volk dominiert um so ausschließlicher, als sich der weltliche Gelehrtenstand, die Vorstufe der heutigen Gebildeten, eben erst mit dem Aufkommen der Universitäten heranzubilden begann. Harte materielle Interessen überwiegen; das ideale Streben der Zeit gilt vorwiegend der kirchlichen Reformation, wie denn das Konzil von Konstanz, die Hussitenkämpfe eine große Menge satir. Verse hervorriefen (z. B. «Des Teufels Netz»). Die Dichtung verroht unaufhaltsam. Der stets aristokratische Sinn für Form geht dieser Zeit demokratischen Ringens der Städte und Bauern verloren. Das Publikum verlangt nur hungrig und wenig wählerisch nach derbem Unterhaltungsstoff. Selbst die bürgerliche Lehrdichtung, noch mehr die Ausläufer der Minnepoesie bedürfen mindestens einer stofflichen Einkleidung: von den Schachgedichten Heinrichs von Beringen, Konrads von Ammenhausen, den minniglichen Jagdgedichten des verdienstlichen Ritters Hadamar von Laber (um 1340) u. a. bis zu Brants «Narrenschiff» und Murners «Gäuchmatt» kann kein Lehrgedicht des allegorischen Aufputzes entbehren. Die kurze Novelle, der zotige Schwank sind die Lieblinge des Publikums, selbst die Predigt muß sich mit Geschichten (Predigtmärlein) und derben Allegorien (Geiler von Kaisersberg) beladen, und Novellensammlungen, wie die «Gesta Romanorum», das «Buch von den 7 Meistern», das Hans der Büheler in seinem «Diocletian» (1412) reimte, werden in Versen und in Prosa die gesuchteste Lektüre. Von den alten Ritterfesten und -Tugenden spricht zumeist die ganz äußerliche Wappen- und Heroldsdichtung, deren Hauptvertreter Suchenwirt ist und die schnell zur Pritschmeisterei herabsinkt. Der Heldengesang, der in «Heldenbüchern» gesammelt wurde, verfällt immer mehr in rohe Bänkelsängerei, soweit er nicht das Alte einfach nachspricht. An die oft geistreichen und bedeutenden Sprüche der wandernden Berufsdichter des 13. Jahrh. erinnert höchstens noch der vortreffliche, Frauenlob an Klarheit der Gedanken überlegene, an Reichtum vergleichbare Muskatblüt (um 1430); sonst ist die Spruchpoesie fast durchweg zum öden **Meistergesang** (s. d.) verknöchert. Seit der Schmied Regenbogen trotz seiner Unbildung sich vermessen hatte, mit Frauenlob einen gelehrten Sangesstreit zu wagen, war dem Handwerk die unselige Neigung geblieben, sich und andere während der Mußestunden in Singschulen nach den komplizierten Regeln der Tabulatur mit dem Reimen unverstandener scholastischer Geheimnisse zu kasteien; so versteinert in der Tradition war diese Kunst zumal am Rhein, daß es wie eine Revolution wirkte, als Nestler von Speier und der Wormser Barbier Folz es wagten, von den angeblichen Melodien der 12 alten Meister sich zu emancipieren. Hier überall Stillstand oder Verfall.

Aber das ist nicht die einzige Signatur der Zeit. Auch frische Lüfte wehen. Es ist die klassische Epoche des **Volksliedes** (s. d.), das auf den Trümmern des Minnesangs in jener wunderbaren Fülle und Frische blüht, an der wir uns heute noch freuen. Damals beginnt das histor. Lied, das jetzt jahrhundertelang, etwa die heutige Zeitung ersetzend, die Ereignisse der Weltgeschichte mehr oder minder parteiisch begleitet, unterstützt durch frappante Melodien. War früher Dichter und Komponist stets identisch gewesen, meist nicht zum Vorteil der Musik, so bekommt jetzt die Melodie ein bevorrechtetes Sonderleben: beliebte Weisen verschaffen ihren Texten Erfolg und werden daher unbefangen von einem Lied aufs andere übertragen. In dieser Zeit endlich erwuchs das **Drama**. In gewissen Formeln der bei hohen Festen üblichen kirchlichen Liturgie wurzelnd, hatte es sich langsam, zuerst in einzelnen komischen Scenen, dann ganz von der lat. Sprache, weiterhin von der Kirche überhaupt freigemacht. Laien dichteten und agierten, höchstens unter der Aufsicht der Geistlichen, Oster- und Passions-, Weihnachts- und Fronleichnamsspiele, meist in engem Anschluß an die Evangelien, mit großer Personenzahl, ohne dramat. Konzentration, breit und zerflossen; die letzten Ausläufer dieser geistlichen Spiele sind noch heute nicht verschwunden (Oberammergau). Auch Legenden lagen diesen Mysterien zu Grunde; so Schernbergks Spiel von Frau Jutten, den niederdeutschen Theophilusdramen, wirklich dramat. Stoffe, aus denen die ungeschickte Technik freilich nicht viel machte. Im grellsten Gegensatz dazu blüht auch eine andere Art dramat. Aufführungen, ein Seitenstück der franz. Farce und Sottie, das Fastnachtspiel, meist burleske Maskenaufzüge von grauenvoller Unfläterei; **Nürnberg** war dafür der klassische Boden. Diese Stadt, beherrscht von einem kunstliebenden Patriciat, das die Teilnahme des Adels ersetzte, wird, wie für die bildenden Künste, auch für die Dichtung eine Pflegestätte; die beiden bedeutendsten Volksdichter des 15. Jahrh. gehören ihr: der vielseitige, bewegliche **Hans Rosenblut** (um 1450), in mancher Hinsicht ein Vorläufer des Hans Sachs, versorgt sie mit ernsten und scherzhaften

Reimen aller Art, mit Fastnachtspielen, Moralsprüchen, Priameln, Schwänken, Weingrüßen u. s. w., und der aus Worms stammende **Hans Folz** (um 1480) begründet in ihr einen Meistergesang, der sich freier entfaltete als in der rhein. Heimat.

Noch einmal sieht es in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. aus, als wollte der **Adel** wiederum eine leitende Rolle in der Litteratur spielen. Zwar, wenn für den bayr. Hof der Maler Ulr. Füterer (um 1480) wieder Artusromane zu fabrizieren begann, so hatte das nichts Verheißungsvolles, und auch des «letzten Ritters» Kaiser **Maximilians** (gest. 1519) rückschauende Neigungen waren aussichtslos; er machte sich verdient durch Sammlung älterer Gedichte und besang sich selbst in einem unsäglich langweiligen allegorischen Rittergedicht, dem «Teuerdank». Neu aber und der Zeitrichtung sehr entsprechend war es, als eine Reihe vornehmer fürstl. Frauen teils selbst, teils durch Gelehrte **Prosaübersetzungen** lat., ital. Litteratur und namentlich auch franz. Romane besorgte. Der Mittelpunkt dieser neuern Bestrebungen, in denen zum Teil unsere heutigen Volksbücher wurzeln, war der Rottenburger Hof der Gräfin **Mechthild von Württemberg**: für diese geistreiche Dame arbeiteten die berühmtesten Übersetzer der Zeit, der Arzt Heinr. Steinhöwel, der Stadtschreiber Niklas von Wyle und der Geistliche Anton von Pfore, die nur etwa durch den prächtigen Plautusübersetzer und Ehelehrer Albrecht von Eyb übertroffen wurden. Diese neu erwachende erfreuliche Teilnahme des Adels, der Frauen, wurde dann freilich durch die mächtigen Bewegungen des Humanismus und der Reformation bald in den Schatten gestellt; erst durch sie treten an das Steuer der Litteratur die Gelehrten, denen die neu erfundene Kunst des Buchdrucks die Möglichkeit gab, ihre Stimme weit über ihre enge Heimat hinaus erschallen zu lassen.

Wir stehen an der Schwelle **des 16. Jahrhunderts**. Eine Zeit, so fruchtbar an Gedanken und Stoffen, wie keine zweite, aber leider dieser Fülle der Aufgaben an Gestaltungskraft nicht gewachsen. Erst Goethe wußte den herrlichen poet. Gestalten des Dr. Faust und des Götz von Berlichingen ihr poet. Leben zu verleihen; das 16. Jahrh. zog den schmutzigen Spaßvogel Eulenspiegel und den heil. Grobianus vor. Man hat es ein aristophanisches Jahrhundert genannt. Wirklich dominiert das Drama und die Satire; aber von der Grazie, der Formenschönheit des Aristophanes ist keine Spur. Selbst der Schwung, das Pathos fehlt der anfangs rein moralischen, seit der Reformation vorwiegend theol.-polemischen Satire ganz auffallend; um auf weite Kreise zu wirken, wählt auch der Gelehrte geflissentlich einen derben Ton volkstümlichen Witzes, der ihm nicht immer gelingt und ihm feinere Wirkungen verschließt. Der naive anmutsvolle Humor des Handwerkers **Hans Sachs**, der wohlthuendsten Gestalt der Periode, wird von keinem andern der litterar. Wortführer erreicht. Sprache und Versbau bleibt mit wenigen Ausnahmen roh und plump, um so mehr, als die formell geschultesten Kräfte die gebildetere lat. Sprache vorzogen.

Auf der Grenze des volkstümlichen 15. und des bürgerlich gelehrten 16. Jahrh. steht ein Werk von europ. Erfolg, das «Narrenschiff» des Straßburger Stadtschreibers **Sebastian Brant** (1494), im Grunde eine bloße lehrhafte Citatensammlung, die aber durch ihre glücklich gefundene Einkleidung durchschlug; es milderte den Druck der allgemeinen Verkommenheit, daß hier alle Laster der roh materiellen Zeit nur als Narrheiten erschienen. Sein viel begabterer Nachahmer, der leidenschaftliche Franziskaner **Thomas Murner** ist mit seinen zahlreichen Narrengedichten Brants Wirkungen nie nahe gekommen. Beide Männer waren Gelehrte, gehörten zu der ältern Gruppe der **Humanisten**, die ihre bessere, vielfach in Italien erworbene philol. Bildung lediglich benutzten, um die Mißstände des unfruchtbaren und unwissenschaftlichen scholastischen Unterrichts in Universität und Schule abzustellen, wie das besonders Brants rühriger, aber maßvoller Freund Wimpfeling anstrebte. Doch dabei blieb es nicht. Der großartige wissenschaftliche Aufschwung, der die ital. Renaissance ausmacht, wirkte immer erschütternder nach Deutschland herüber. Die Philologie wird auch hier die Königin der Wissenschaften; sie erklärt allem verrotteten Schlendrian den Krieg. Sie führte über Tacitus' «Germania» zu einem starken nationalen Bewußtsein, über Aristoteles, Hippokrates und Ptolemäus zu gesundem, empirischem Betrieb der Naturwissenschaft und Medizin; sie weist die Theologen auf das philol. Quellenstudium der Bibel hin. So bekamen die poetae, d. h. die humanistischen Philologen, etwas kritisch Revolutionäres, das verzagte Naturen erschreckte und sich namentlich offenbarte, als sich die ganze Schar der jüngern Humanisten kampflustig um den charakterfesten Philologen Reuchlin scharte, den großen Kenner der drei heiligen Sprachen, der die hebr. Litteratur gegen die Zerstörungswut der obskurantischen Kölner Theologen verteidigte (1510). Damals entstanden in dem Erfurter Dichter- und Gelehrtenkreise, der sich um den Gothaer Kanonikus Mutianus Rufus schloß, die «Epistolae obscurorum virorum», die feinste mimische Satire, die Deutschland je hervorbrachte (1515). In dem patriotischen Wunsche, ihr Vaterland auf die geistige Höhe des bewunderten Italiens zu heben, huldigen die Humanisten fast alle der lat. Poesie; voran der geniale Konrad Celtis, der erste poeta laureatus Deutschlands, in seinen glühend sinnlichen Elegien (1502) und Oden, dann der vielseitige elegante Versifex Eoban Hessus, der scharfe Epigrammatiker Euricius Cordus, der Hymniker Jakob Locher u. s. w. Das Drama freilich kam in ihren Händen über Fest- und Schulspiele nicht weit hinaus; nur Reuchlin hat in seinem «Henno» (1497), Terenz nachahmend, das wirkungsvolle Vorbild eines Lustspiels von wechselvoller und doch geschlossener Handlung gegeben. Wohl möglich, daß diese ruhige begeisterte Pflege schöner Form und Bildung schließlich auch der deutschen Dichtung genutzt hätte; da trat die Kirchenreformation dazwischen, alle ruhige Entwicklung zerreißend.

Auch **Luther** stand im Bannkreise des Humanismus. Ihm dankte er die Erkenntnis, daß die Bibel die einzige berechtigte Quelle des Glaubens sei, ihm die patriotisch-german. Tendenz gegen das welsche Rom. Aber den Bildungsstolz der Humanisten, ihren griech. Schönheitssinn, ihre heidnisch-ästhetische Weltanschauung teilte der Volksmann Luther nicht, und er verletzte sie bitter und oft durch sein rücksichtslos derbes Auftreten in der Polemik. So begrüßten sie ihn mit Jubel, wandten sich aber je länger je entschiedener von ihm ab; nur der feurige fränk. Ritter Ulrich von Hutten (gest. 1523) focht unerschütterlich mit der scharfen Waffe seiner trefflichen lat. Dialoge an Luthers Seite.

Luthers Auftreten ist der alles beherrschende Höhepunkt der Epoche. Seitdem er das Wort genommen, verdrängt die Theologie jahrzehntelang alles andere litterar. Interesse. Seine Bibelübersetzung, nicht die erste, aber die beste, die es gab, führte der Menge eine Fülle wertvollen Stoffes zu; sie und seine durch den Buchdruck in ganz Deutschland verbreiteten Flugschriften förderten am stärksten die sprachgeschichtliche Bewegung, die schließlich abermals eine über den Mundarten stehende Schriftsprache erzeugte. Er erhöhte das Verständnis für sittliche Probleme dadurch, daß er von jedem Einzelnen volle und alleinige Verantwortung für sein Thun, Denken und Glauben verlangte, die Hilfe der Jungfrau Maria und der Heiligen beseitigte. Er förderte die elementare Schulbildung und schuf das evang. Pfarrhaus. Er begünstigte das Drama, das er auch als Mittel der Polemik und Lehre schätzte, pflegte, ein warmer Freund der Musik, den Gesang und beförderte, selbst ein trefflicher Kirchenliederdichter, das Gedeihen dieser lyrischen Gattung gegenüber dem weltlichen Volkslied. Und sein Vorbild war entscheidend, wenigstens für das prot. Deutschland, das für die Litteratur zunächst fast allein in Betracht kommt. Schade, daß ihn in seiner wundervoll volkstümlichen, bilderreichen, temperament- und nachdrucksvollen Prosa kein sicherer Takt vor Geschmacklosigkeiten schützte; so trug er bedeutende Mitschuld an dem widerwärtigen Grobianismus (s. Grobianus), an dem dieses reiche Jahrhundert leidet.

Die Reformationskämpfe zeitigten eine zum Teil ausgezeichnete Litteratur von Prosapasquillen und Prosadialogen, die sich in drastischer Einkleidung und packender Beweisführung überboten. Alles übertrafen in vollendeter Prosarede die schlichten milden Dialoge des friedfertigen Nürnberger Dichters Hans Sachs. Auch sonst erweiterte die Prosa in diesem Jahrhundert wieder ihr Feld. Die Geschichtschreibung, deren Meister Aventin ist, gehört ihr schon ganz. Nach dem Muster der lat. Facetiensammlungen Poggios und Bebels entstehen namentlich im Elsaß zahlreiche, oft recht anstößige prosaische Schwankbücher (s. d.) von Pauli, Wickram, Kirchhoff u. a. Die Übersetzungen franz. Prosaromane werden, zumal beim Adel, immer beliebter, bis diese Liebhaberei in den Bändereihen des «Amadis» (seit 1569) ihre höchste Befriedigung findet. Der schüchterne Versuch des Colmarer Stadtschreibers Jörg Wickram, sie durch moralisch-bürgerliche Familienromane eigener Erfindung zu ersetzen, scheiterte vollkommen. Erfolgreicher konkurrierten mit jenen Übersetzungen die autochthonen Volksbücher (s. d.) vom Eulenspiegel, Dr. Faust, den Schildbürgern, Fortunat u. ähnl., die fast alle einen Kern goldener Lebensweisheit und köstlicher Einfälle in wertloser Schale bargen.

Im Mittelalter wäre all das in Reimpaaren vorgetragen worden. Sie haben im 16. Jahrh. sehr an Boden verloren. Unbestritten gehört ihnen außer dem Drama noch die mannigfaltige Didaktik, die, wie im 14. und 15. Jahrh., gern in der Form der Allegorie auftritt; auf fliegenden Blättern illustriert verbreitet, fanden kurze allegorische «Sprüche» ein großes Publikum (so Hans Sachs' «Wittenbergisch Nachtigall»); aber auch größere Lehrgedichte, zum Teil reformatorischer Tendenz, wurden unternommen von Ringwaldt u. a. Eine ironische Abart repräsentiert Kasp. Scheidts «Grobianus», eine umgekehrte Sittenlehre. Auch die Fabel zieht, obgleich Luther selbst Prosafabeln schriek noch die Versart vor, in der erst vor wenigen Jahrzehnten das beste deutsche Tiergedicht, der «Reinke de Vos», seinen sieghaften Einzug in Niederdeutschland gehalten hatte (1498). Sowohl die Sammlungen kleiner Fabeln von Alberus und Waldis, wie Rollenhagens reformatorisches Tierepos «Der Froschmäuseler» (1595) und Fischarts und Wolfh. Spangenbergs mehr lustige als lehrhafte Tierdichtungen sind gereimt. Ebenso endlich die kleine ernst- und scherzhafte Erzählung. Der Meister aller dieser kürzern Reimgedichte ist zweifellos Hans Sachs (gest. 1576), der in kleinerm Rahmen mit unfehlbarer Sicherheit stets den rechten Ton humoristischen Behagens und gemütlicher Innigkeit zu treffen weiß, ein Mahner und Erzähler von liebenswürdigster Anmut und Laune.

Die Reimpaardichtung verdrängt bei ihm den strophischen Meistergesang, von dem er ausging. Durch ihn errang die Nürnberger Meisterschule einen Namen, der selbst die zu Augsburg und Straßburg in den Schatten stellte. Aber er behandelte ohne sicheres Stilgefühl im Meisterlied dieselben Stoffe wie im Reimpaar, meist Erzählendes; mit Vorliebe versifizierte er darin Bibelpartien und trug so dazu bei, diese nur lyrisch brauchbare Form zu ruinieren; vergeblich bemühte sich sein Schüler Puschmann (gest. 1600), die erstorbene Form zu halten. Auch das weltliche Volkslied ist im 16. Jahrh. nicht sehr produktiv, so sehr seine musikalische Ausbildung sich hebt, und wenn nicht die lat. Kunstlyrik einige namhafte Dichter aufzuweisen hätte (vor allen Petr. Lotichius Secundus), so wäre das Kirchenlied die einzige Gattung lyrischer Poesie, die in diesem unlyrischen Jahrhundert gedieh. Unglaublich viele luth. Pastoren fühlten sich zu ihr berufen, aber wenige waren auserwählt; neben Luthers männlichen Kern- und Kampfliedern und den kindlich innigen Versen des Joachimsthaler Kantors Nik. Hermann (gest. 1561) hat lediglich der streitbare Nik. Selnecker (gest. 1592) es verstanden, Dichtungen von bleibendem Wert zu schaffen; sonst drängt sich trockne Dogmatik, ja theol. Gezänk in unerträglich rauhen Versen störend hervor. Seine Blüte erlebte das Kirchenlied erst im 17. Jahrh., als sich in Paul Gerhardt die mannhafte Kraft, die typische Gemeingültigkeit des Lutherschen Liedes mit Formschönheit, Zartheit und individuellem Gefühlsleben vermählte.

Die höchste schöpferische Kraft bewährt das 16. Jahrh. im Drama. Es ist vielseitig in Stoffen, Gattungen und Technik. Die Bibel giebt freilich die immer wiederkehrenden Hauptthemata her, zumal Joseph in Ägypten, den einzigen Stoff, in dem weibliche Liebesleidenschaft zu Worte kam, dann Susanne, Tobias und den verlorenen Sohn, ein Thema, das den Ausgangspunkt bildet für allerlei amüsante lat. Studentenkomödien. Daneben werden in kath. Gegenden Legenden, in den Fastnachtspielen Nürnbergs und Straßburgs Scenen aus dem täglichen Leben, ferner allegorische Moralitäten, Stoffe der alten Sage, der alten und sogar der neuesten Geschichte behandelt: Luther, ja die Bartholomäusnacht ging schon damals über die Bretter, und selbst grammatische Regeln hat man dramatisiert. Einen starken Anstoß zu dieser plötzlichen fruchtbaren Entwicklung gab neben Plautus, Terenz und Reuchlin das humanistische Drama der Niederlande: mehr als der ausgezeichnete Lustspieldichter Makropedius wirkte Gnapheus durch seinen «Acolastus», der das Lotterleben des verlorenen Sohns behaglich

schilderte, Crocus mit seinem «Joseph» und Ischyrius mit seiner lat. Bearbeitung der tiefsinnigen niederländ. Moralität von «Elkerlijk» nach Deutschland herüber; in den Motiven und auch in der jetzt konzentriertern Technik folgen unzählige deutsche Dichter diesen niederländ. Vorbildern. Übertroffen werden sie auch im lat. Drama von dem genialen Bayer Thomas Naogeorg, der in gewaltigen aristophanischen Komödien von herber rücksichtsloser Komik für Luthers Sache stritt (um 1540), und von dem glänzenden Witz Nikodemus Frischlins (gest. 1590), der in prächtigen satir. Lustspielen das Lob des Vaterlandes, des luth. Glaubens und des guten Lateins anstimmte. Aber mögen diese lat. Dramen auch an Schwung und Formvollendung das deutsche Drama weit hinter sich lassen, die Zukunft gehörte doch diesem. Es erscheint sehr vielgestaltig. In die Schweiz hatte Pamphilus Gengenbach das Nürnberger Fastnachtspiel übertragen, der Berner Manuel (gest. 1530) es zu mächtiger demagogischer Wirkung im Dienste Zwinglis gesteigert. Daneben dominieren sonst in der Schweiz und im Elsaß breite biblische und histor. Stücke (Wilhelm Tell u. a.), die oft mehrere Abende und zahllose Personen brauchen, dialogisierte Epen; doch besaß das Elsaß an Thiebolt Gart einen Dichter von überraschender Sprachgewalt und Technik. In der Umgebung Luthers gedeiht ein tendenziös-reformatorisches Schuldrama, das in Magdeburg der langweilige Gräff, in Zwickau der formgewandte Paul Rebhun (gest. 1546) vertritt, dessen wechselnde Versformen sogar bedeutendere Dichter, wie Hayneccius, der Autor des köstlichen Lustspiels «Hans Pfriem», nachahmen. In der Mark blühen namentlich Weihnachtsspiele, Barth. Krüger und Barth. Ringwaldt entwerfen aber auch ernsthafte dramat. Zeitbilder von eindringlicher Kraft. In Niederdeutschland, zumal in Lübeck, Soest und Hildesheim, ist ein derbes Fastnachtspiel, das auch polit. Verhältnisse ergriff, zu Hause. Den Höhepunkt des deutschen Dramas bezeichnet wieder Nürnberg und Hans Sachs. Der treffliche Meister kennt nicht die Grenzen seiner Kraft: auch vor der Tragödie schreckt er nirgends zurück. Aber wo er sich zu Hause fühlt, im städtischen oder bäurischen Genrebild, da zeigt sich die Lebensfülle, der keusche, innige Humor und die poet. Gestaltungskraft dieses echten Volksdichters im erfreulichsten Lichte: wie hoch erhebt er das Fastnachtspiel aus dem Schmutze heraus, in den es im 15. Jahrh. versunken war. Er wirkte fort in dem Augsburger und Straßburger Meistersängerdrama Wilds und Spangenbergs. Und zu all diesem Reichtum trat gegen Ende des Jahrhunderts der Einfluß wandernder englischer Komödianten, die das handlungsreiche engl. Drama der Vorgänger Shakespeares in Deutschland bekannt machten; ihr Einfluß ist fühlbar in den zahllosen Stücken eines andern Nürnbergers, Jak. Ayrers (gest. 1605); deutsche Fürsten, wie Heinr. Jul. von Braunschweig und Moritz von Hessen, haben dichtend und aufführend diese engl. Kunst gepflegt; in den Spielen des Braunschweigers faßt die Prosa zuerst auch in einem deutschen Originaldrama Fuß. Die Fortschritte der Technik sind im Laufe des Jahrhunderts auf dem ganzen Gebiete deutlich; eine viel versprechende Entwicklung, der vielleicht ein nationales Drama entwachsen wäre, schneidet der Dreißigjährige Krieg ab, allen friedlichen Fortschritt zerstörend und einen Überschwall fremder Einflüsse mit sich führend.

Zwischen der Reformation und diesem unheilvollen Kriege liegt das Treiben der jesuitischen Gegenreformation, das seit dem Trienter Konzil eine hüben und drüben grenzenlos gehässige Polemik hervorrief. Gegenüber dem tüchtigen kath. Streiter Joh. Nasus stand auf prot. Seite der genialste Publizist des Jahrhunderts, der calvinische Jurist Joh. Fischart (s. d.) aus Straßburg (gest. etwa 1590). In der überreichen vielseitigen Thätigkeit dieses Mannes, die in seiner grotesk aufschwellenden Bearbeitung von Rabelais' Gargantua-Roman gipfelt, sammeln sich noch einmal alle Stärken und Schwächen der Zeit wie in einem Brennpunkte: ihr unglaublicher Stoffreichtum, ihre Innigkeit, ihre starke Gedankenarbeit, ihr scharfer Blick für die Bilder des Lebens, ihr derber Witz, leider auch ihr schmutziges Behagen und ihre grenzenlose, alle Wirkung vernichtende Formlosigkeit.

V. Periode (vom Beginn des 17. Jahrh. etwa bis zu Klopstocks «Messias» 1748). In ihr folgt auf das reiche und üppig kraftvolle Jahrhundert Luthers unzweifelhaft die unfruchtbarste und unselbständigste Zeit, die die deutsche Litteratur je gehabt hat. Aber diese Zeit fing doch an, dem Gefühlsleben des Individuums die Zunge zu lösen, und sie lehrte vor allem eine sorgfältige, wenn auch vorerst nur nachahmende Pflege der Form. So wird sie die notwendige Vorschule unserer klassischen Dichtung.

So große Fortschritte die wissenschaftliche deutsche Prosa in der verstandesharten Periode der Reformation gemacht und so bemerkenswerte Leistungen sie aufzuweisen hatte (z. B. Dürers technische Kunstschriften, Aventins, Francks, Tschudis Geschichtswerke u. a.), so dauerte es doch noch bis über den Dreißigjährigen Krieg hinaus, bevor die lat. Bücher, die Deutschland druckte, von den deutschen an Zahl erreicht wurden: Kepler und noch Leibniz schrieben lateinisch. Neben der von jeher sehr beträchtlichen Übersetzungslitteratur ist es bis ins 17. Jahrh. herein die prot.-theol. Schriftstellerei, die unter den wissenschaftlichen Arbeiten in dem Interesse des Publikums den Löwenanteil genießt. Aber sie war mehr und mehr in dogmatischen Zänkereien verknöchert, die weder den Gefühls- noch den moralischen Bedürfnissen der Frommen genügen konnten. Da wurden das praktische Christentum des kernigen Schwaben Andreä (gest. 1654), die friedfertig und gemütlich erbauenden Schriften des herzenswarmen Joh. Arnd (gest. 1621) und sogar die seltsam vergrübelte Gottesweisheit des mystischen Görlitzer Schusters Jak. Böhme (gest. 1624) eine Herzenswohlthat für viele unbefriedigte Seelen, die zumal in den Schrecken des Krieges geistlicher Stärkung bedurften; die Bücher dieser Männer bereiteten dem Pietismus Speners, dem Liede Gerhardts die Wege.

Durch ihr individuelleres Gemütsleben vorwärts weisend, sind Arnd und Andreä als Dichter doch noch ganz Kinder des 16. Jahrh. mit seinen durch meistersingerische Silbenzählung versteiften Knittelversen und seiner ungebildeten, derben Sprache. Das Verdienst, Vers und Rede geregelt zu haben, gebührt dem Schlesier Martin Opitz (1597—1639), obgleich schon der elegante lat. Poet Melissus, als er Marots Psalmen im Versmaß der Originale deutsch übertrug (1572), ebenso ein um Zincgref gescharter Heidelberger Dichterkreis und vor allem der viel gereiste, an engl. und franz. Poesie gebildete Schwabe Georg Rodolf Weckherlin, ein höfischer Weltmann von entschiedener lyrischer Begabung, in

ähnlicher Richtung gestrebt hatten. Denn Opitz zuerst hatte den glücklichen Instinkt, die Grundzüge der Renaissancedichtung in einem, Scaliger und Ronsard nachgeahmten poet. Lehrbuch, dem «Buch von der deutschen Poeterei» (1624), zusammenzufassen, und er verstand es zugleich, ohne jedes wirklich produktive Talent korrekte Muster der neuen Dichtart zu schaffen. Diese strebt mit Bewußtsein und Erfolg danach, das Interesse des Adels dadurch zu gewinnen, daß sie sich nach den elegantern antiken und neulat., franz. und holländ. Mustern verfeinert. Sie gilt als lehrbar: daher die Überfülle von Poetiken, die die Periode hervorbringt, unter ihnen Harsdörffers berüchtigter «Poetischer Trichter». Ihre Sprache strebt nach dialektloser Sauberkeit und Zierlichkeit. In ihren Versen wechselt Hebung und Senkung regelmäßig ab: der Alexandriner ist, trotz seiner Eintönigkeit, ihr Lieblingsvers; doch versucht sie sich auch gern in andern antiken und modernen Metren. Man hat diese Poesie mit Recht gelehrt-höfisch genannt. Der Theolog und namentlich der Jurist steigt, in diesen bewegten Zeiten den Fürsten unentbehrlich, oft in die Kreise des Adels auf; die Gelehrten bilden mit dem Adel eine Zeit lang das Publikum der vornehmen Litteratur; Edelleute und Studierte finden sich in den nach dem Muster ital. Akademien eingerichteten Sprachgesellschaften zusammen, deren bedeutendste die 1617 gegründete, unter Herzog Leopold von Anhalt-Dessau blühende Fruchtbringende Gesellschaft war. Ein schöner Patriotismus beseelte diese Gesellschaften, der sich nicht sowohl in ihrem gelegentlich ausartenden Purismus (Zesens Deutschgesinnte Genossenschaft) äußerte, als in ihren ehrlichen Bemühungen um die Richtigkeit der deutschen Sprache, aus denen tüchtige grammatische und lexikalische Arbeiten erwuchsen (Gueintz «Deutscher Sprachlehre Entwurf», Schottels «Arbeit von der teutschen Haubtsprache» u. a.), und in einem Kampf für die alte deutsche Zucht, der in diesem Jahrhundert der Fremdländerei und Landsknechtmoral sehr am Platze war: trafen sich doch während des großen Krieges aller Herren Unterthanen auf deutschem Boden; eigneten sich doch deutsche Fürstensöhne und Edelleute an den Höfen von Paris, Versailles und Madrid kritiklos die Sitten des Auslandes an. So hat Deutschland damals die litterar. Moden aller Völker mitgemacht, den Marinismus und Euphuismus so gut wie den Naturalismus. Aber es hatte doch auch, als diese Krankheit erst überstanden war, von allen gelernt.

Am deutlichsten prägt sich der Wandel des Geschmacks aus in der Lyrik. Während das Epos trotz den Bemühungen des Tassoübersetzers D. von dem Werder völlig darniederliegt, ist sie in jeder Hinsicht die Hauptgattung des Zeitalters. In ihr überwuchert mehr und mehr die Gelegenheitsdichtung der Hochzeits-, Leichen-, Gratulationscarmina, die, aus den Bemühungen um die Gunst adliger Mäcenaten erwachsen, bald zur handwerksmäßigen Reimerei und würdelosen Schmeichelei herabsank: doch darf man nicht vergessen, daß ein Mann wie Dach nur Gelegenheitsreime schrieb, daß «Anke von Tharaw» nichts anderes als ein Hochzeitscarmen war. Opitz' Lyrik zeigt einen steifen, würdigen Odenstil, durch den ein gesundes didaktisches Element wohlthuend durchbricht; seine engern Genossen (erste Schlesische Schule: Tscherning, Nüßler u. a.) werden weitaus überragt durch den frischern Obersachsen Paul Fleming (1609—1640), der wirkliche innere Erlebnisse natürlich und mit wahrem poet. Empfinden besang, durch den Königsberger Dichterkreis (Dach, Albert, Roberthin), dessen volkstümlichen Reimen die gleichzeitige Pflege der Musik zu gute kam, endlich durch die in den Greueln des Krieges verdüsterte Muse des bedeutendsten, aber auch schwerblütigsten Dichters der Epoche, Andr. Gryphius. Von Opitz' franz.-holländ. Renaissancedichtung führen die spielerigen Künsteleien und süßlichen Tändeleien der Nürnberger Pegnitzschäfer (Harsdörffer, Klai, Birken) dann herüber zu dem ungezügelten ital.-span. Manierismus, der in der «galanten» Dichtung der zweiten Schlesischen Schule (Hofmannswaldau, gest. 1679, und Lohenstein, gest. 1683) sein geschmackverwüstendes Unwesen treibt: lüsternste Erotik in der forciertesten und unnatürlichsten Farbenpracht, vorgetragen von innerlich kühlen Poeten, gequälte und überladene Bilder, Ausgeburten einer unfruchtbaren, aber überreizten Phantasie. Da es sich nur um Kunst, nirgends um Wahrheit handelt, giebt es im Steigern und Überbieten der Unnatur keine Grenzen: der «Schwulst» repräsentiert wohl die ärgste Geschmacksverirrung, die unsere Litteratur je erfahren. Er bleibt nicht ohne Einfluß auf das volkstümliche Gesellschaftslied, das schon im 16. Jahrh. mit seinen künstlichern Melodien das alte Volkslied zurückdrängte und ihm im 17. Jahrh. wesentlich nur das Feld der (meist unerfreulichen) histor. Lieder und fliegenden Blätter überließ. Während die Sachsen Findelthaus, Schirmer und Schoch in ihren Gesellschaftsliedern sich derbe Nüchternheit zu bewahren wissen, nähern sich die talentvollern, Filidor der Dorferer und der in Hamburg dichtende «Celadon von der Donau» (Grefflinger), immerhin sehr deutlich der modischen Kunstrichtung. Was Wunder, da doch selbst die geistliche Poesie ihren Einwirkungen sich nicht ganz entzieht. Das gilt nicht nur von den Katholiken, die an Balde einen hervorragenden schwungvollen lat. Hymniker haben und deren ausgezeichnete deutsche Lyriker, der treffliche Jesuit Spee (1591—1635) und der Konvertit Scheffler (Angelus Silesius), Töne des Hohenliedes und der mittelalterlichen Mystik mit dem erotischen Idyllenton der modernen Schäfermanier virtuos verquicken. Es gilt das auch von den Protestanten. Gewiß war es ein Fortschritt über die öde unlyrische Dogmatik, die im Kirchenliede des spätern 16. Jahrh. herrschte, als Phil. Nicolai, der Dichter des Liedes «Wie schön leuchtet der Morgenstern», zuerst Klänge von fast minniglichem Gefühl einschmuggelte; und in der heitern Gemütswärme Paul Gerhardts (1607—76), der die moderne Vers- und Sprachtechnik innehat, von der lat. Hymne lernt und das Seelenleben des Individuums zu tiefsinnigem Ausdruck bringt, gedeiht das prot. Kirchenlied zur höchsten Blüte. Aber wenn es ihm auch an glücklichen Genossen, wie Rist, dem Gründer des Elbschwanenordens, Neander, Olearius, Arnold, nicht fehlt, so erwies sich der pietistische Gefühlsüberschwang der Zeit doch als gefährlicher Nährboden: individualistische Ausschreitungen, wie Kuhlmanns «Kühlpsalter» (1684), wirken auf uns noch nicht so abstoßend, wie der ausgelassene erotische Ton, in den die fromme Lyrik des Grafen Zinzendorf u. a. herrnhutischer Sänger sich verirrt. Noch in Bachs unvergleichlichen Motetten und Kantaten zeigt die musikalische Verschiedenheit der weltlich prunkvollen Arien und der tiefsinnigen, einfach frommen Chöre die Schwächen und Stärken der Epoche vereinigt.

Die wachsende Bedeutung der Musik, die dem geistlichen und weltlichen Liede ohne Frage zum Vorteil gereichte, schädigte dagegen in beklagenswerter Weise die Entwicklung des Dramas. Die aus Italien importierte Oper mit ihrer glänzenden Ausstattung und ihren sinnerregenden Balletten gewinnt nicht nur die Gunst der Höfe, die gern über Prunk und Pracht die schwere Not der Zeit vergaßen, sondern sie setzt sich auch in reichern Städten fest, wie sie denn seit 1678 in Hamburg mit unerhörtem Luxus gepflegt wird. Nachdem Opitz 1627 mit seiner von Schütz komponierten «Daphne» den Reigen der deutschen Opern eröffnet hat, entstehen dann weiter unzählige allegorische Fest- und Schäferspiele, die sich dem Stil der Opern wenigstens nähern und uns höchstens in den dialektischen Bauernscenen ihrer komischen Zwischenakte erfreuliche Momente bieten (so Rists Friedensstücke); auch das burleske Singspiel kommt auf, gerät aber bald in den Schmutz, der uns aus den Produkten Christ. Reuters entgegenstarrt. Das aufblühende Drama des 16. Jahrh. verkommt dagegen zu den Haupt- und Staatsaktionen der Wandertruppen, bei denen der Hanswurst die Hauptrolle spielt und die Improvisation jede strenge Kunstform sprengt; so verdarb manch köstliches Material: kannten diese Leute doch Dramen von Shakespeare und Molière. Der einzige litterarisch nennenswerte Dramatiker der Zeit ist Andreas Gryphius (1616—64). Er pflegt voll Ernst und Kraft das Renaissancedrama nach des Holländers Vondel Muster mit seinem steifen Pathos und seiner idealen Ferne: auf ihm fußen die widerlichen, grell naturalistischen Blut- und Greuelscenen Lohensteins. Gryphius' einsame Größe zeigt sich aber viel deutlicher in seinen, zum Teil ausgezeichneten Lustspielen; die lebensvolle Heiterkeit seiner «Geliebten Dornrose» hat in dem ganzen Jahrhundert nicht ihresgleichen. Die Komödien Schochs, Henricis u. a. wird man ihr nicht zur Seite stellen. Aber auch die Satire nicht, die wohl die Lebensbeobachtung, nicht aber die tendenzlose Lebensfreude mit ihr teilt.

Die Satire, schon im 16. Jahrh. reich ausgebildet, findet an den alamodischen Narrheiten (s. À la mode) des 17. Jahrh. einen besonders ergiebigen Stoff, und sie hat ihn ausgenutzt. Friedr. von Logau geht der Sittenverderbnis, den modernen Thorheiten in allzu zahlreichen, aber manchmal vortrefflichen, kurzen Sinngedichten zu Leibe; der Hamburger Prediger Schuppius geißelt sie von der Kanzel herab, derb und realistisch, doch ohne die Witzeleien und den gehäuften Anekdotenkram, mit dem bald der Wiener Hofprediger Abraham a Sta. Clara (gest. 1709) seine berühmten Kapuzinaden schmückt; der Rostocker Professor Lauremberg singt in seinen schalkhaft volkstümlichen niederdeutschen «Scherzgedichten» (1652) das Lob der guten alten Zeit im Gegensatz zu aller modernen Narretei; Moscherosch ahmt die Sueños des Spaniers Quevedo in seinen «Wunderlichen Gesichten Philanders von Sittewald» (1642) nach, unter denen die Vision «Alamode-Kehraus» seine patriotische Tendenz am besten illustriert. Wirksamer als alle diese gewollten Satiren schildern die Verkommenheit und das Elend der Zeit die genialen simplicianischen Schriften (seit 1669) Christophs von Grimmelshausen, dem es wunderbar gelungen ist, die Schrecken und die entsittlichenden Wirkungen des großen Krieges in überzeugend lebenswahren Bildern festzuhalten; an den span. Schelmenroman anknüpfend, hat er die Form doch mit ureigenstem Inhalt erfüllt und in schonungs-, aber tendenzlosem Wirklichkeitssinn mit Humor und Anschaulichkeit Gestalten und Scenen geschaffen, denen die Zeit Ebenbürtiges nicht zur Seite zu stellen hat, am wenigsten auf dem Gebiete des Romans. Dieser hatte, als der Amadis überwunden war, eingesetzt mit süßlich langweiligen schwärmerischen Schäfereien im Geschmacke der von Opitz übersetzten «Arcadia» Sidneys. Wie Zesen dieser Gattung in der «Adriatischen Rosemund», so huldigte er in allerlei breitspurigen biblischen Romanen der dickleibigen Art der aus Frankreich erlernten bald histor. Staats-, Helden- und Liebesromane; es ist schwer, sich ein Publikum vorzustellen, geduldig genug, um die ungeheuern, langweiligen, anspruchs- und würdevollen Bücher von Buchholtz, Happel, Lohenstein («Arminius und Thusnelda») hinunterzuwürgen. Der beliebteste und lesbarste Autor der Gattung, Anselm von Ziegler und Kliphausen, verstand es in seiner «Asiatischen Banise» (1689) gut, die geogr. und ethnogr. Kuriositätenlust des Publikums zu befriedigen, der die in Reuters unübertrefflichem «Schelmuffsky» (1696) so blutig und persönlich verspotteten Aufschneidereien der Reiseromane Nahrung gaben und der bald die aus Defoes epochemachendem Werk erwachsenden Robinsonaden und Abenteuerromane neuen Stoff zuführen sollten. In ihnen klingt bereits, zumal in Schnabels «Insel Felsenburg» (1731), eine vorrousseauische Sehnsucht durch aus der überreizten und verdorbenen Umgebung heraus nach einer fernen, stillen Stätte der Natur und Unschuld; die obligate satir. Ergänzung dieser idealen Sehnsucht bieten die von tiefer sittlicher Zerrüttung zeugenden Gesellschaftsromane Happels, Hunolds und Weises.

Der nüchterne Pädagog und sehr geschickte Schuldramatiker Christian Weise (1642—1708), dem die Poesie lediglich als nützliches Mittel zur «politischen» Erziehung der Jugend von Wert war, lehrt schon durch seine Persönlichkeit, welch neuer Wandel des Geschmacks sich vorbereitete. Die aufgebauschte Manier der zweiten Schlesischen Schule mochte in einer exklusiven Hof- und Adelsgesellschaft vegetieren; aber die Teilnahme des Adels für deutsche Poesie hatte bald nach dem Kriege nachgelassen, der verarmte, auf harte Arbeit und Entbehrung angewiesene Bürger brauchte andere Kost. Was Speners und Franckes Pietismus seinem Herzen, das wird bald der jenem schnurstracks entgegengesetzte Rationalismus Christ. Wolffs und Thomasius' seinem Kopfe. Beide Männer entsagen dem Zunftstolze der Lateingelehrten; Wolff (1679—1754) verbreitet seine auf dem größten deutschen Denker des Jahrhunderts, auf Leibniz fußende Vernunftphilosophie, die mit ihrer geschlossenen Systematik etwas von der Wirkung erzielte, wie sie später Hegel gelang, in populären deutschen Büchern; Thomasius hält in deutscher Sprache Universitätsvorlesungen und giebt zuerst eine deutsche wissenschaftliche Zeitschrift (1688) heraus. Auch die gleichfalls durch Leibniz beförderte wissenschaftliche Pflege der deutschen Sprache und Litteratur durch Morhof, Schilter u. a. mußte die Selbsterziehung und die Abwendung von der poet. Unnatur begünstigen. So bricht das Reich des Schwulstes jäh zusammen. Eine ganze Anzahl von Hofpoeten, wie Canitz, Besser, Neukirch, entsagen entschlossen dem Stile Lohensteins, der diesen Jüngern der Typus der Manier wird; der geist-

reiche Epigrammatiker Wernicke zieht polemisch gegen sie zu Felde; positiv überwunden wird sie zumal durch die neuen Töne, die der Hamburger Ratsherr Brockes in seinen mit liebevoller Detailmalerei ausgeführten frommen Naturbildern, der geniale, aber moralisch und physisch früh verkommene Schlesier Günther in seinen von echter Leidenschaft und Herzenspein erpreßten Liedern anschlägt. Vor diesen Stimmen der Natur und Wahrheit verstiebt die Plunderzier des galanten Schwulstes in alle Winde, aber er hinterläßt die deutsche poet. Sprache in erheblich reicherer und feinerer Ausbildung, als er sie seiner Zeit überkommen hatte. Sie war ein Instrument geworden, bequem für die Hand größerer Künstler.

Die geistige Macht der Zeit wird jetzt die *Aufklärung*. Es lag in ihrem Wesen, daß sie nach breiter, wenn auch flacher Einwirkung auf ein großes Publikum agitatorisch strebte. So fand sie ein erwünschtes Organ in den moralischen Wochenschriften, die, nach dem Muster von Addisons und Steeles berühmten Vorbildern, dem «Tatler», «Spectator», «Guardian» gearbeitet, bald auch Deutschland überschwemmten. Bezeichnend heißt das erste derartige deutsche Blatt «Der Vernünftler» (1714). Der Norden und die Mitte Deutschlands erwiesen sich dieser einseitigen Verstandesbildung zugänglicher als der Süden, der freilich auch weniger von den Ausartungen des verstiegenen Schwulstes betroffen war. Da Preußen unter Friedrich Wilhelm I. für die schöne Litteratur kaum in Betracht kam, so wurde *Leipzig*, der Sitz eines starken Handelsverkehrs, der Hauptplatz zumal des Buchhandels, dazu die Stätte einer altberühmten anspruchsvollen Universität, auf lange das Centrum unsers litterar. Lebens. Hier wirkte der Mann, der zur Zeit seiner Blüte bis über die Grenzen Deutschlands hinaus als der nahezu unbestrittene Diktator der schönen Litteratur galt, *Joh. Christ. Gottsched* (1700—66). Als Dichter ganz unfähig, war er, ähnlich wie Opitz, ein starkes theoretisches und organisatorisches Talent, dabei ein ausgezeichneter Gelehrter, der sich tief in die Litteratur der deutschen Vorzeit hereingrub, und ein glühender Patriot, der die deutsche Dichtung zu heben mit allen Kräften sich mühte. Er erkannte richtig, daß ihrer schwülstigen Verwilderung die nüchterne Regelung notthue, in Sprache wie in ästhetischem Geschmack. Er irrte aber, da er zu der Vorstellung sich verleiten ließ, die Regel sei schon das Wesen der Dichtkunst. Dachte er in der Leipziger Deutschen Gesellschaft, deren Senior er war, einen der franz. Akademie vergleichbaren Areopag der Sprachrichtigkeit zu schaffen, so sah er die beste Stütze des Geschmacks in der Antike, die er leider wesentlich in der klassicistischen franz. Dichtung wiederzufinden meinte. Dieser Irrtum wurde verhängnisvoll, zumal für seine an sich höchst verdienstliche Reform der Schaubühne. Der hoch angesehene Leipziger Professor verschmähte es nicht, Wandertruppen, vor allem die der tüchtigen Karoline Neuber, für seine Zwecke zu interessieren; er veranlaßte sie, statt der halb oder ganz improvisierten Haupt- und Staatsaktionen mit ihren komischen Einlagen, statt der durchaus extemporierten Hanswurstiaden, wie sie namentlich von Wien aus (Stranitzky, Prehauser, Kurz) verbreitet waren, endlich statt der zotenreichen sächs. Possenfabrikate eines Henrici und Reuter regelmäßige, künstlerisch befriedigende Stücke aufzuführen. Leider reichte weder seine noch seines Kreises Schöpferkraft für diesen Kampf gegen den bisherigen Geschmack des Publikums aus. Mochte die Neuberin den Hanswurst von ihrer Bühne verbannen (1737); daß das Publikum ihn Gottscheds «Sterbendem Cato» vorzog, war ihm nicht zu verargen. Besser gelangen die Lustspiele seiner trefflichen Gattin und die bemerkenswerten Dramen seines Schülers Joh. El. Schlegel (1719—49), der allerdings den Höhepunkt seines Schaffens erst erklomm, als er mit Gottscheds «Deutscher Schaubühne» nichts mehr zu schaffen hatte; einer jüngern Schicht gehörten des Freiherrn von Cronegk (1731—58) pathetische Aufopferungsdramen an. Es bleibt jedenfalls Gottscheds Verdienst, daß er, wenn auch etwas schulmeisterlich und engherzig, die deutschen Dichter zu sorgsamer Reinheit der Rede und Feile der Form erzog. Eine stattliche Zahl jüngerer Talente schloß sich dem Meister an: unter den Mitarbeitern seines von Schwabe geleiteten Organs «Belustigungen des Verstandes und Witzes» befinden sich Zachariä, der Verfasser komischer Epen im Stile Popes, der geistreiche, aber allzu unpersönliche und mattherzige Satiriker Rabener, der witzige Epigrammatiker Kästner, der geistliche Dichter Joh. Ad. Schlegel, vor allem Gottscheds Kollege, *Gellert* (1715—69), der populärste Dichter seiner Zeit und noch heute nicht ganz veraltet. Nüchtern, korrekt und zahm bis zur Schwäche, dabei tugendhaft und fromm, entsprach der sanfte Leipziger Magister so ganz den Wünschen des etwas gedrückten und mit Maßen strebsamen Mittelstandes; er ward ein Orakel guter Sitte, bürgerlicher Moral. Seine Kirchenlieder, getränkt zwar vom reflektierenden Geiste der Aufklärung, aber doch voll Wärme und Klang, haben sich fast ebenso frisch gehalten wie seine ausgezeichneten «Fabeln und Erzählungen» (1746); diese zumal zeigen ihn als Meister eines glatten und feinen Plaudertons, der gemessen an Gottscheds steifer Würde, den rohen Späßen des damaligen Lustspiels, ihm alle Herzen zuführen mußte und der von dem in der Erfindung seiner «Fabeln» originellern Lichtwer (1748) durchaus nicht erreicht wurde. Er war nicht ganz neu, dieser leichte Ton. Er war im Jahre vorher aufgetreten und trat im selben Jahre wieder auf in den tändelnden Liedern der *Anakreontiker*, einer von Halle ausgegangenen Dichtergruppe, zu der namentlich Gleim, Uz und Göz gehörten, Männer, die Gottscheds Kreise nicht eben fern standen: von Rosen und Wein, von Küssen und Liebe sangen sie im Stil der pseudoanakreontischen iambischen Dimeter unbedeutende, gleichmäßig dahinfließende Verschen, die aller innern Wahrheit entbehrend, doch durch ihre forcierte Grazie, ihre kokette Leichtfertigkeit Schule machten und noch bis in die Tage des jungen Goethe fortwirkten. Und sie wie Gellert hatten ein glänzendes Vorbild des eleganten Konversationstons gehabt an den erzählenden und lyrischen Dichtungen des Hamburgers *Friedr. von Hagedorn* (1708—54), eines fein gebildeten, etwas epikureischen und überlegenen Weltmannes, der an Horaz, den Franzosen und Engländern geschult, es meisterhaft verstanden hatte, ein Vorläufer Wielands und Langbeins, flüssige Plauderei und leichte Frivolität auch in deutsche Verse zu gießen.

Hagedorn nicht nur, sondern der ganzen nüchternen und weltlichen norddeutschen Art steht antipodisch gegenüber die ehrwürdige Gestalt des großen Schweizer Naturforschers *Albrecht von Haller* (1708—77). Strenger Ernst der Lebensauffas-

fung, philosophische grüblerische Lehrhaftigkeit in schwerer, aber stets bedeutender, eindrucksvoller Sprache vereint sich in seinen Gedichten mit starker Anschauung und Phantasie, mit tiefem Naturgefühl; in den «Alpen» zumal erklingt eine Sehnsucht nach der schlichten Unschuld der Natur, wie sie Rousseau nur eben übernehmen konnte. In den viel gelesenen prosaischen «Idyllen» (1756) seines Landsmannes Geßner dauert etwas von dieser sentimentalen Auffassung fort, aber freilich ins zierliche Rokoko der Meißner Porzellanschäfer abgeschwächt. Der große Stil Hallerscher Dichtung findet dagegen sein theoretisches Gegenbild in der Kunstkritik der Schweizer Bodmer und Breitinger. Wie er praktisch in Thomsons, Popes und Miltons Schule gegangen, so schließen sie sich in ihren theoretischen Darlegungen an die Engländer, vor allem an ihren großen religiösen Epiker an. Ihre Theorie ist weder klar noch konsequent, sie trifft aber, wenn auch nur tastend, den Kern poet. Schaffens. Wenn sie die Dichtkunst fälschlich mit der Malerei vergleichen, so verraten sie dabei doch instinktiv Gefühl für den Wert der Anschauung; Bodmer zumal weiß genau, daß dem Dichter große Leidenschaft, eine starke Prophetenkraft nötig sei; der Phantasie, dem «Auge der Seele», will er auch theoretisch Freiheit schaffen; das erhaben Wunderbare, das er an Milton anstaunt, ist nicht nur erlaubt, sondern sogar höchst rühmlich; anders die historische, anders die poet. Wahrheit. Daß Gottsched diese noch dazu in einem schweizerisch schmeckenden Deutsch vorgetragenen Anschauungen nicht teilte, darf nicht verwundern: der Verfechter der Regel, des franz. Geschmacks, des meißnischen Schriftidioms mußte da opponieren. Aber der Fanatismus des Kampfes trieb ihn ins Extrem. Die Jugend fiel den Schweizern zu. Gottscheds französierender Groll gegen reimlose Verse, um so auffälliger, als er ihnen selbst einst das Wort geredet, verfeindete ihm den talentvollen Hallenser Pyra, den Verfasser eines in edler Sprache geschriebenen allegorischen Gedichts auf die Dichtkunst (1737), einen ernsten, an der Antike innerlich gebildeten Lyriker, ebenso, wie er ihm die Anakreontiker entfremdete; aus den Reihen seiner engern Schüler fielen gerade die besten einer nach dem andern ab. An die Stelle der Schwabeschen «Belustigungen» traten die gegen Gottsched opponierenden «Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes» (sog. «Bremer Beiträge», 1744); die Bühne, die er beherrscht hatte, für deren berechtigte volkstümliche Bedürfnisse ihm aber jeder Sinn fehlte, öffnete sich wieder der von ihm verpönten Farce und Operette, ja sogar allerlei ihn verhöhnenden Späßen; als er für das große litterar. Ereignis der Epoche, den «Messias», nur faden Spott und verständnislose Ablehnung fand, sank sein Ansehen mit überraschender Schnelle. Sein Erbe in der Gunst des Leipziger Publikums wurde der harmlose Christian Felix Weiße (1726—1804), ein unbedeutender Vielschreiber, der aber in Kinderschriften und namentlich in seinen, dank Hillers Kompositionen viel beliebten Singspielen volkstümliche Töne fand und ein entschiedenes Bühnengeschick besaß, dabei als Redacteur einer gelesenen kritischen Zeitschrift immer einige Beachtung genoß. Mit ihm verliert Leipzig jede litterar. Bedeutung: schon auf den jungen Goethe übte es wesentlich hemmenden Einfluß.

VI. Klassische Periode (1748—1832). Das einschneidende Ereignis, das die Niederlage Gottscheds entschied und den Anfang dieser neuen Periode, der bis zu Goethes Tode reichenden klassischen Blütezeit (1748—1832) bildet, war das Erscheinen der drei ersten Gesänge des «Messias» (1748 in den «Bremer Beiträgen»). In dem Preußen Klopstock (1724—1803) war den Schweizern der lang ersehnte deutsche Milton, der poet. Messias erstanden. Ein begeisterter Jüngling hüllt den grandiosesten Stoff in das heroische Versmaß der Griechen, in eine zugleich ergreifende und erhabene Sprache, wie sie in deutscher Zunge noch nie erklungen. Der Erfolg war ungeheuer. Freilich, Klopstocks Wirkung war weit mehr lyrisch als episch, selbst für einen Lyriker war er zu unsinnlich; aber er entfesselte das schwärmerische Gefühl sehnsüchtigster Frömmigkeit. Und die gleiche Empfindungsseligkeit, auf weltliches Gebiet übertragen, auf Freundschaft und Liebe, auf die Reize der Natur, auf die Genüsse der Freiheit, kommt in den antiken oder freien Rhythmen seiner «Oden» (1771) zum Ausdruck. Klopstock schafft, was Pyra nur eben vorbereitet, die ernste lyrische Sprache des gefühlvollen Herzens. Aber er wirkt mehr. Seine Verdienste um Versbau und poet. Rede sind unschätzbar: mit heiligem Ernst, mit einem an den echten Meistern der Antike sicher gebildeten Geschmack arbeitet er unermüdlich an der würdigsten Form für seine frommen Gedanken, seine großen Empfindungen; aber auch theoretisch lehrt er, was er über Vers und Rede gefunden hat. Er glaubt an seine Mission, vermag nichts anderes zu sein als Dichter und zwingt auch seiner Umgebung die Überzeugung auf, daß seine Poesie die ausfüllende Aufgabe eines begnadeten Menschenlebens, nicht das Beiwerk bloßer Nebenstunden sei. Er erobert der göttlichen Dichtung wieder den Respekt des Publikums; die Stimme des Dichters wird wieder wie Prophetenwort. Ein Zögling der Alten, ist er doch erfüllt von glühender Vaterlandsliebe; er will den griech. Olymp ersetzen durch einen deutschen Götterhimmel, den er sich aus der nordischen Mythologie zurecht gemacht; Macphersons dämmerig verschwommener «Ossian» wird ihm mißverständlich die Offenbarung des urdeutschen Sängertums der Barden, das er in teutonisierenden Oden und in unerträglichen Hermannsdramen, den «Bardieten», wieder zu erwecken sucht, auf daß es die verhaßten Franzosen, ja selbst die befreundete Muse Englands im poet. Wettkampf schlage. So kindisch und künstlich uns diese gelehrt zusammengearbeitete Bardensprache heute scheint, so sehr steigerte und befriedigte sie das erregte Nationalgefühl jener Tage. Es schloß sich an Klopstock der Kreis der Barden, deren friedliches Bardengebrüll in verdient üblem Rufe steht: nicht nur der platte Sachse Kretschmann und der ernsthaft steife Wiener Jesuit Denis steckten sich als Rhingulph und Sined (1772) in bardisches Kostüm, auch der talentvollere Schleswiger Heinr. Wilh. von Gerstenberg huldigte eine Zeit lang der Mode, sonst ehrenvoller bekannt als kritischer Vorkämpfer Shakespeares in seinen «Schleswiger Litteraturbriefen» (1766) und als Vorläufer der Sturm- und Drangdramatik in seinem fürchterlichen Hungertrauerspiel «Ugolino» (1768). Und noch eine jüngere Dichtergruppe bekannte sich zu ihres anbetend verehrten Schutzpatrons Klopstock bardischen Träumen, der Göttinger «Hain», 1772 gegründet. Doch zeigen die Lieder dieses wesentlich lyrischen Kreises, dessen Organ die von Boie und von Voß herausgegebenen Musenalmanache

waren, neben Klopstocks und Ossians Einfluß die starke Einwirkung der engl. Poesie, des deutschen Minnesangs und wieder der Antike. Die zarten Naturbilder der engl. Lyrik kopiert vor allen Hölty; die berühmte Volksliedersammlung des Bischofs Percy regt den genialen, aber sittlich und auch künstlerisch haltlosen Gottfr. Aug. Bürger zu seinen wundervollen, dramatisch hinreißenden Balladen an, die den früher üblichen frivol spaßhaften Bänkelsängerton Gleimscher und Schiebelerscher Romanzen aus dem Felde schlagen und auch von Bürgers eigener glühend sinnlicher Minnelyrik nicht erreicht werden; antikisierenden Tyrannenhaß atmen die feurigen Oden der gräfl. Brüder Stolberg; Friedrich Leopolds Übersetzungen Ossians, des Äschylus und der Ilias, an die auch Bürger seine Kräfte wagte, werden tief in den Schatten gestellt durch die meisterhafte Homerübersetzung (1781) des Mecklenburgers **Joh. Heinr. Voß** (1751—1826), der auch als Dichter von Idyllen in antiken Metren, zumal als Autor der «Luise» (1784), einen großen, in mancher Augen bald mit Goethe wetteifernden Dichterruhm erwarb. Voß, eine harte Kraftnatur von Schrot und Korn, dabei ein echter Sohn des Volks, wurde bald die Seele des Bundes, dessen volkstümliche Tendenzen schon auf Herdersche Einflüsse zurückgehen. Die Stärke des Kreises, das gesungene Lied, fand einen besonders glücklichen, bis heute nicht ganz außer Mode gekommenen Vertreter an dem Dichter heiterer Genügsamkeit, an Matthias Claudius, dem Wandsbecker Boten, der den Göttingern aus der Ferne nahe stand.

Die Steigerung des nationalen Gefühls, die sich in Klopstocks und anderer Dichtung so mächtig kundgab, war keine rein litterar. Erscheinung. Sie wurzelte in den Thaten des großen Preußenkönigs, die weit über die Grenzen seiner engern Heimat, die in ganz Deutschland Bewunderer hatten. **Friedrich der Große** gab durch seine gewaltige Persönlichkeit den Deutschen einen nationalen Helden, ihrer Litteratur nach Goethes berühmtem Wort erst den wahren und höhern eigentlichen Lebensgehalt. Seine heroische Gestalt steht im Hintergrunde zahlloser Dichtungen: Klopstock dachte ihn in einer Ode zu feiern, die er erst später in verletzter Dichtereitelkeit auf Heinrich den Vogler umschrieb; Wieland stellte ihn als Cyrus dar; Lessings «Philotas» atmet den stoischen Heldengeist des damaligen Preußen, in seiner «Minna von Barnhelm» ist der König der deus ex machina im edelsten Sinne. Der Philosoph Thom. Abbt feiert 1761 den Tod fürs Vaterland. Einer der Offiziere Friedrichs, der bei Kunersdorf gefallene Major Ewald von Kleist, läßt einem beschreibenden Gedichte im Geschmacke Thomsons, dem «Frühling» (1749), der mit Schillers «Spaziergang» manche Verwandtschaft zeigt, ein kleines heroisches Epos voll der mannhaftesten Kriegsstimmung folgen, «Cissides und Paches» (1759), und selbst Gleim schwang sich unter dem Eindrucke der großen Zeit zu den volkstümlich kräftigen «Preuß. Kriegsliedern von einem Grenadier» auf (1758). Der bewunderte König selbst freilich kümmerte sich nicht um die deutschen Sänger: ihn beherrscht zeitlebens der Geist der franz. Aufklärung, wie er sie in Voltaire allzu hoch schätzte; seine 1780 erschienene Schrift «De la littérature allemande» zeigt zugleich eine rührende Zuversicht, daß auch der deutschen Dichtkunst eine große goldene Zukunft winke, und die vollständigste Unklarheit darüber, wie es mit der Litteratur seines Vaterlandes bereits stand. Aber diese Gleichgültigkeit Friedrichs beeinträchtigte seine Bedeutung für unser Geistesleben kaum. Gerade seine Mißachtung stachelte die deutschen Dichter und Denker zu den höchsten Leistungen. In seinen Staaten herrschte eine Freiheit des Denkens und der Kritik, wie nirgend sonst in Deutschland; seine Schulreform begründete den humanistischen Charakter unserer Gymnasien; vorurteilsloser Respekt vor der geistigen Arbeit war in seinem Machtbereich selbstverständlich.

Wie der König, steckte seine Residenz **Berlin** tief im Banne der Aufklärung. Außer dem steif säuberlichen, antikisierenden Odendichter Ramler, der mit wahrer Monomanie die Verse seiner sämtlichen Freunde durchkorrigierte, außer der trivialen Poetasterin, der Karschin, besaß Berlin namentlich zwei charakteristische Autoren, den braven, aber unbedeutenden jüd. Popularphilosophen Moses Mendelssohn, einen Anhänger Shaftesburys, und vor allem den viel geschäftigen, berlinisch absprechenden Typus platter Aufklärung, den Buchhändler Nicolai, der mit sicherm Instinkt alle genialen und ungewöhnlichen Erscheinungen unserer Poesie von Goethes «Werther» bis zu Fichte einer trivialen Kritik in Form von Recensionen, Satiren und Romanen unterwarf. In diese Gesellschaft nun trat der Mann herein, der uns als der vollendetste litterar. Typus der Fridericianischen Zeit gelten muß, der sächs. Litterat Gotthold Ephraim **Lessing** (1729—81). Mann und Charakter vom Wirbel bis zur Zehe, hat dieser größte deutsche Journalist die Waffe schneidiger Kritik zu schwingen gewußt wie kein zweiter; ein erfrischendes Frühlingsgewitter, reinigt er die Luft von veralteten Vorurteilen und Irrtümern, dabei doch stets künstlerisch und sittlich maßvoll. Er schafft eine Prosa, leuchtend klar, dramatisch belebt, knapp und scharf und treffend, wie sie nie zuvor erklang. Seine Kritik zerstört nicht, sie baut auf. Gleich Winckelmann beugt er sich bewundernd vor den Alten und erkennt sie als einen Höhepunkt aller Kunst an; fehlt ihm jener histor. Blick, der Winckelmanns «Geschichte der Kunst des Altertums» (1764) an die Spitze der gesamten Kunstgeschichte stellt, so besitzt er dafür die Gabe scharfer und doch fruchtbarer Definition. Ihm geht es im «Laokoon» (1766) auf, daß die Poesie nicht Zustände, sondern nur Handlungen darstellen soll, und er leitet daraus ihre Gesetze her; er erweist in der «Hamburgischen Dramaturgie» (1767), wie schlimm die Franzosen und ihre Nachtreter des Aristoteles Theorie der Tragödie mißverstanden haben, und schafft sich durch richtige Deutung das Recht, Shakespeare neben die großen Tragöden Athens zu stellen. In grenzenlosem Wahrheitstriebe nimmt er auch für die Theologie die Pflicht der freien Forschung in Anspruch. Es weht ein urgesunder Hauch rücksichtsloser Ehrlichkeit, siegender Kampfesfreude durch sein Wirken, vor dem das Weichliche und Halbe nicht Stich hält: die unverwüstliche Nährkraft der Antike offenbart sich wunderbar an diesem großen Humanisten. Und der größte deutsche Prosaiker neben Goethe ist auch Dichter, Dramatiker. Mit «Miß Sara Sampson» (1755) bricht er der bürgerlichen Tragödie in Deutschland eine Bahn, die, unendlich viel betreten, von Gemmingens «Deutschem Hausvater» (1780), von Friedr. L. Schröder bis zu Iffland und Kotzebue führt. In seiner «Minna von Barnhelm» (1767) hat er das

beste lebensvollste deutsche Lustspiel geschaffen, den Stoff unbefangen aus den bewegenden Fragen der Gegenwart schöpfend. In der «Emilia Galotti» (1772) giebt er ein Meisterwerk dramat. Komposition, in das zugleich die fernen Wetter polit.-socialer Unruhe hineindröhnen. Mit «Nathan dem Weisen» (1779), dem etwas einseitigen hohen Liede der Toleranz, eröffnet er das Jambendrama hohen Stils.

Brachte so Klopstock unserer Poesie Schwung, Gefühl und Würde, Lessing ihr Klarheit, Strenge und Kraft, so war es dem wenig jüngern Schwaben Christoph Martin Wieland (1733—1813) vorbehalten, ihr leichte Anmut, heitere Eleganz, behagliche Fülle der Rede zu gewähren, Eigenschaften, vor allen geeignet, ihr die Gunst des Adels und der guten Gesellschaft neu zu erwerben. Die griech. Philosophen und der Spötter Lucian stehen Pate bei der munter sinnlichen Lebensmoral, in der Wieland aus der schwärmerischen Verstiegenheit seiner Jugend landet; in zweiter Linie Voltaire und Cervantes. Im Bildungs- und Erziehungsroman («Agathon», 1766), im satir. Roman («Abderiten», 1774), in der Versnovelle («Musarion», 1768), im romantischen Epos («Oberon», 1780) entfaltet er seine üppige farbenreiche Phantasie, seine liebenswürdige Erzählergabe, leider zuweilen in allzu geschwätziger Leichtigkeit. Als Dramatiker unbedeutend, hat er durch seine Shakespeareübersetzung den gewaltigen Engländer in Deutschland heimisch machen geholfen. Für die schöne Sprache der sanft bewegten Seele stehen ihm Töne zur Verfügung, wie keinem seiner Vorläufer. Merkwürdig, daß seine milde, auf ein angenehmes Mittelmaß gestimmte Schriftstellerei nicht mehr Schule gemacht hat. Das romantische Epos findet in Alringer einen unbedeutenden Vertreter; auch ein Parodist wie Blumauer, der Verfasser der «Travestierten Äneis» (1783), knüpft an Wieland an, während Kortums derbkomische «Jobsiade» (1784) nichts mit ihm zu schaffen hat. Im Roman hat der glänzende Stilist Aug. von Thümmel, der Autor der «Wilhelmine» (1764), von ihm gelernt, ebenso Aug. Gottl. Meißner in seinen «Skizzen» (1778 fg.), seinem «Alcibiades»; und in Heinses wilder Erotik klingen durch allen Sturm und Drang Wielandsche Töne durch. Aber das sind nur vereinzelte Erscheinungen. Es dominiert im Roman von Gellerts «Schwedischer Gräfin» (1747) bis zu der «Geschichte des Fräuleins von Sternheim» (1771) von Wielands Jugendfreundin Sophie La Roche und darüber hinaus maßgebend der Einfluß der breitspurig moralischen Briefromane des Engländers Richardson, versetzt allerdings mit kräftigen Dosen aus der realistischen Komik seines Widerparts Fielding und mit Würzen aus der deutschen Aufklärungswitzelei: dahin gehören die Romane von Hermes und Knigge, von Schummel und Musäus, der sich durch seine, leider auch aufklärerisch versalzenen «Volksmärchen» (1782) einen bessern Namen gemacht hat.

Lessing und Wieland wurzeln immerhin noch im Boden der Aufklärung, so hoch ihr nahes Verhältnis zur Antike und ihr origineller Geistestrieb sie darüber emporwachsen läßt. Breit und aufdringlich dagegen macht sie sich geltend bei den Kleinern: bei dem Lessing Wiens, dem getauften Juden Joseph von Sonnenfels, dem Faktotum der Josephinischen Aufklärung; bei den kritischen Popularphilosophen im Stile des Wolfenbüttler Ungenannten Herm. Sam. Reimarus und des berüchtigten Bahrdt; bei den mehr praktisch-moralischen Utilitariern wie Garve, J. J. Engel, Schlosser; bei den Kanzelrednern Mosheim, Spalding, Jerusalem; bei dem Politiker Schlözer, den Pädagogen Basedow und Campe u. s. w. Nur selten bricht bei diesen rationalistischen Weisen eine tiefere Beteiligung von Geist und Phantasie durch, wie etwa bei dem Schweizer Zimmermann, oder gar ein histor. Sinn, wie bei dem trefflichen Niedersachsen Justus Möser, dem Verfasser der «Patriotischen Phantasien» (1774), dem seine Liebe zur Vergangenheit die Regungen der aufklärenden Gegenwart verdächtig machte.

Der geschichtliche Sinn, zugleich das liebevolle Verständnis für die Geheimnisse der schlichten, unaufgeklärten Volksseele, wie er in Hamann und Herder lebte, hat dem selbstgefälligen Treiben der Aufklärer zuerst einen Dämpfer aufgesetzt. Beide Männer waren Ostpreußen. Hamann (1730—88), der Magus des Nordens, war ein wunderlich fragmentarischer und paradoxer Schriftsteller, der sich in gesuchten Anspielungen, in mystisch unverständlicher barocker Schreibweise gefiel, der aber in seiner Weltanschauung starke Fermente besaß, höchst geeignet auf andere revolutionierend zu wirken. Er verachtet die Aufklärung, die Herrschaft des Verstandes in tiefster Seele: tausendmal mehr gilt ihm der Glaube, die Anschauung. Alles Regelwerk ist ihm ein Greuel, zumal in der Poesie, die er als die Muttersprache des Menschengeschlechts liebt; nur das Genie, das keine Regel kennt, ist wahrhaft berufen. In der Überzeugung von der hohen Schönheit der Urpoesie als der Schöpfung der naiven unverbildeten Seele berührt er sich mit Rousseau, dessen Ideen noch fruchtbarer aufgingen in Hamanns großem Schüler Herder (1744—1803). Auch Herder war kein Dichter; er besaß poetisch nur die Gabe der Anempfindung, die seinen Übersetzungen (z. B. dem «Cid», erschienen 1805) zu gute kam. Sie machte ihn zum ersten deutschen Litterarhistoriker: mit tiefem geschichtlichem Verständnis versenkt er sich ohne jeden Hochmut in die Dichtung aller Zeiten und Völker, in die Bibel wie in die Lieder der Wilden. Da geht ihm die Erkenntnis auf von dem hohen erfrischenden Werte des Volksliedes, die ihn zu seiner schönen Sammlung «Volkslieder» (1778) veranlaßt und die er auf Goethe überträgt. Wie er forschend und vergleichend die Litteraturen möglichst vieler Völker überschaut, so hegt er das Idealbild einer Weltlitteratur, in der der Deutsche zum Vermittler berufen sei. Herder stellt mit sicherm Gefühl für das urwüchsige Geniale Shakespeare himmelhoch über die Franzosen. Sein Widerwille gegen die Aufklärung treibt ihn in der Theologie zeitweilig bis zu einer mystischen Symbolik, der gewaltige poet. Bilder entwachsen. Aber darüber kommt er hinaus, und seine geistige Höhe erreicht er in der grandiosen geschichtsphilos. Anschauung von der natürlich fortschreitenden histor. Kulturentwicklung der Menschheit, die er in seinen «Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit» (1784) niederlegte. An dieser Stelle traf er genau mit den evolutionistischen Überzeugungen zusammen, die sein größter Jünger Goethe längst auf die gesamte Natur angewendet hatte.

Es war ein folgenschwerer Zufall, der den Johannes des Sturms und Dranges, Herder, 1770 in Straßburg mit dem jungen Goethe zusammenführte. Schon hatte dieser gelernt, in seiner anakreontischen Lyrik die Stimme des Herzens mit Wahrheit zum Ausdruck zu bringen. Jetzt weist

ihn der ältere Freund nachdrücklich auf die Griechen, auf Shakespeare und Rousseau, auf das deutsche Volkslied und die deutsche Vergangenheit. Alle diese Saatkörner gehen auf und tragen üppige Frucht. Die Anfänge des «Faust», der genialsten Goetheschen Conception, gelangen noch lange nicht auch nur zum vorläufigen Abschluß. Aber mit seinem shakespearisierenden Ritterdrama «Götz von Berlichingen» (1773), das nicht nur die strenge Dramenform revolutionär zersprengt, sondern auch in sich etwas vom gärenden Geiste polit.-socialer Unzufriedenheit enthält, erzielt er unerhörte Wirkung. Von ihm geht das überreiche patriotische und romantische Ritter- und Räuberdrama aus bis auf Kleists «Käthchen von Heilbronn» und die Birch-pfeiffer, bis auf Webers «Euryanthe» und «Preziosa», auf ihm beruht gar der Ritter- und Räuberroman von Spieß und Cramer; die Gestalten und Motive des «Götz» haben ein fast unabsehbares Fortleben gehabt. Und als Goethe im «Werther» (1774) an Stelle blasser Richardsonscher Tugendhelden einen wirklichen, lebensvollen, schwachen Menschen von Rousseauscher Gemütsweiche und zugleich von echt Goethescher Lebenswahrheit setzt, als er da für das Recht des guten zarten Herzens gegenüber der Konvention eintritt, da entfesselt er eine bis zur epidemischen Krankheit ausartende Empfindsamkeit, die weit über die Grenzen Deutschlands nach Italien und Frankreich fortwirkte und Nachahmungen, wie Millers «Siegwart» (1776), Foscolos «Ortis» u. a., hervorrief.

Die geistige Revolution, die nach dem Titel eines Klingerschen Dramas (1776) mit dem Stichwort Sturm und Drang benannt wird und als deren Oberhaupt Goethe seit dem «Götz» ziemlich unbestritten dasteht, zeigt zwei sehr verschiedene Seiten. Dem Kreise, der in Straßburg und Frankfurt sich zusammenfand und der wenigstens während des J. 1772 an den von dem kaustischen Darmstädter Merck redigierten «Frankfurter Gelehrten Anzeigen» eine Art Organ besaß, kam es wesentlich an auf die litterar. Befreiung des Individuums von formalem Zwang und gefühlertötender Konvention: immerhin konnte es nicht ausbleiben, daß sich revolutionäre Elemente anderer Art mit einschlichen. Zu den ältern, Merck, Herder, Goethe, tritt da eine Gruppe wüstnaturalistischer Dramatiker, wie der unglückliche Lenz, der kraftvolle, aber forcierte Klinger, der sich später dem polit. Lehrroman zuwandte, der rohe H. L. Wagner; mehr abseits steht der von der Idylle ausgegangene Maler Müller. Die letzten Ausläufer dieser Richtung bilden die ungestümen Jugenddramen (1781—84) des Schwaben Friedr. Schiller; der aus schwäb. Verhältnissen besonders erklärliche Tyrannenhaß dieser Dramen fand sein Gegenstück in der ebenso fürstenfeindlichen Lyrik seines Landsmannes Schubart (1739—91).

Aber wie der Sturm und Drang zum freien Herzen hält gegenüber den Schranken der Sitte, so bekennt er sich zum gläubigen Gemüt im Gegensatz zu der platten Verstandesherrschaft der Aufklärung. So zeigt er eine mystische Seite, die auch Herder und Goethe, zumal aber Hamann, wohl vertraut ist. Sie tritt hervor in den Selbstbekenntnissen (1777) eines der Stillen im Lande, des schlichten Jung-Stilling, in der unklaren, frommen Gefühlsphilosophie Friedr. Heinr. Jacobis, in dem anspruchsvollen, aber bestechenden Prophetentum Joh. Casp. Lavaters, und hat fortgewirkt bis in die Zeiten der Romantik, die in mancher Hinsicht das Erbe des Sturmes und Dranges antrat. Ihr konnte nicht einmal die kritische Methode Immanuel Kants (1724—1804) etwas anhaben, da er Glauben und Verstand sorgfältig voneinander sonderte. Kant war sozusagen ein Spätling der Aufklärung, ihr letzter größter Jünger und ihr überzeugtester Anhänger. Aber gerade seine Kritik der Vernunft selbst half das seichte übertriebene Vernunftvertrauen untergraben, und der uneigennützig harte und konsequente Pflichtbegriff, den Kant vertrat, enthielt einen erziehlichen und sittlichen Schwung, der dem rechten Aufklärer immer unheimlich war. Und wenig wußte der auch anzufangen mit Kants ästhetischen Arbeiten, die vielmehr in Schiller den rechten Interpreten und Fortbildner finden sollten.

Im J. 1775 folgt Goethe einem Rufe des jungen Herzogs Karl August nach Weimar. Er findet dort Wieland, es gelingt ihm Herder dahin zu ziehen. Die goldenen Tage von Weimar beginnen. Für Goethe ist der Wechsel des Schauplatzes und der Lebensaufgaben von entscheidender Bedeutung. Im geregelten Hofleben, im Verkehr mit dem höfischen Adel lernt er Selbstbeherrschung und Sitte schätzen; seine reiche Beamtenthätigkeit gewährt ihm tiefe und weite Einblicke in Menschenleben und Natur, die ihm eine wunderbare Vielseitigkeit der Interessen verschaffen; das Gefühl der Verantwortlichkeit, die bildende Freundschaft einer edeln Frau mäßigt ihn mehr und mehr; der Revolutionär wird auf einer höhern geistigen Stufe der wärmste Verfechter schöner Form und ruhiger Entwicklung. Wieder wird unserer Litteratur das mitthätige Interesse des Adels gewonnen. Goethes ital. Reise (1786), seine unmittelbare Berührung mit der Antike bringt einen lange vorbereiteten Umschwung nur zum Abschluß. Der Jünger Shakespeares schafft in «Iphigenie» (1787) und «Tasso» (1790) Seelendramen des edelsten, vornehmsten Stils; der frühere Verfechter des charakteristisch Nationalen bekehrt sich, geleitet von der antiken Kunst, zur reinen Menschlichkeit. Im selben Jahre, als die «Iphigenie» erschien, hatte der schwäb. Stürmer, Friedr. Schiller, den Weg von der naturalistischen Prosa seiner Jugenddramen zu dem hinreißenden rhetorischen Freundschafts- und Freiheitspathos seines «Don Carlos» (1787) gefunden. Die harte geistige Zucht der Kantschen Philosophie, die bereichernden histor. Studien, zu denen ihn sein Beruf zwang, reiften den Feuerkopf heran für Goethes Freundschaft. Der Bund der beiden Männer, der sich zuerst in den «Horen», dann in dem staubaufwirbelnden Xenienalmanach von 1796 manifestierte, bedeutet den Gipfel unserer gesamten Dichtung. Wohl war Goethe, auf der Höhe einer allumfassenden Weltanschauung angelangt, der zugleich reichere und tiefere; aber Schillers rastloser, von den Interessen der Gegenwart stark bewegter Geist verstand es, auch des Freundes Produktivität zu stacheln, ihn aus seiner vornehmen Abgeschlossenheit in die litterar. Bewegungen des Tags hereinzuziehen. Damals verfaßte Goethe «Hermann und Dorothea» (1797), das köstlichste deutsche Familienidyll, und «Die natürliche Tochter» (1804), in denen beiden er zur Französischen Revolution Stellung nimmt; unter Schillers Antrieb vollendet er «Wilhelm Meisters Lehrjahre» (1795), einen Entwicklungsroman, der tief in die ästhetischen und socialen Fragen der Zeit hineinführte und eine Fülle der

Gestalten und Motive zeigt, reich wie das Leben selbst; auf Schillers Drängen fördert er den ersten Teil des «Faust» näher zum Abschluß. Unendlich mehr dankte Schiller dem Bunde, der ihn zu seinen klassischen Schöpfungen anfeuerte. Bei ihm zeitigt der Verkehr mit dem bewunderten Freunde ästhetische Schriften, die in der Unterscheidung der naiven und sentimentalischen Dichtung (1795) einen außerordentlich fruchtbaren Gedanken zu Tage förderten; jetzt schuf er seine Balladen (1797), jetzt die lange Reihe seiner Dramen vom «Wallenstein» (1800) bis zum «Tell» (1804); das Weimarer Theater, das unter Goethes Leitung stand, schaffte dem populärsten deutschen Dramatiker auch die nötige Bühnenkunde. Beiden Männern sind die Griechen der Typus schönster Menschlichkeit, beiden ist humanistisch-ästhetische Erziehung ohne Einseitigkeit die Bedingung gesunden Fortschritts der Menschheit. Goethe verlor die verständnisvollste Seele, den einzig ihm selbst vergleichbaren Vertrauten seiner innersten künstlerischen Gedanken, als ihm der Tod den Freund entriß (1805). Jetzt erst beginnt für ihn die imposante Einsamkeit, in der er, mehr und mehr als der größte Dichter und Weise Deutschlands streitlos anerkannt, hoch über dem gewöhnlichen litterar. Treiben thronend, bewundert von den Besten, gehaßt von dem litterar. Pöbel, bis ans Ende das geistige Scepter führt.

Wir sind gewöhnt, in Goethe und Schiller die beiden hochragenden Wipfel unsers Dichterwaldes anzustaunen. Aber diesen heute selbstverständlich erscheinenden Platz in der Schätzung des Publikums gewannen die Freunde erst seit dem Anfang dieses Jahrhunderts mit schnell wachsender Entschiedenheit. Die Lieblinge weiter Kreise waren sie zunächst nicht; das Volk holt sich die ihm bequeme geistige Nahrung anderswo. Besonders charakteristisch ist dafür das Repertoire, das Goethe an der Weimarer Bühne abspielen lassen mußte: wie treten seine und Schillers Dramen zurück hinter den Schau- und Lustspielen der Bühnenbeherrscher, des tüchtigen, gut beobachtenden, aber doch unbedeutenden und über ein flott gezeichnetes Genrebild nicht herausstrebenden Iffland, des fleißigen und bühnengeschickten, an effektvollen Erfindungen reichen F. L. Schröder, des grobkörnigen Großmann, vor allem des höchst talentvollen und produktiven, aber leichtfertigen und frivol weichlichen Aug. von Kotzebue (1761—1819). Seine süßliche Rührseligkeit verhöhnt satirisch Mahlmann (1803); das biedere Soldatenstück im Stil der «Minna von Barnhelm» kultiviert der Wiener Stephanie; als Lustspieldichter waren Jünger und Bretzner beliebt, letzterer der Verfasser des Textbuches für Mozarts «Entführung». Zauberstücke, wie sie Schikaneder z. B. in der «Zauberflöte» (1791) leistete, gediehen zumal in Wien, so durch Hafner, Perinet, Hensler, den Dichter des «Donauweibchen» (1792); meist werden sie durch glückliche Kompositionen unterstützt; die Musik kam auch den Singspielen und Melodramen Gotters zu gute; das vaterländische und Ritterdrama fand namentlich an den Bayern Babo und Törring achtbare, an dem Österreicher Weidmann einen fruchtbaren Vertreter. Eine absonderliche Specialität hatte der Litterat Plümicke in der bühnengerechten Verarbeitung fremder, namentlich Schillerscher Stücke.

Dieselbe Bevorzugung sentimentalen Kitzels oder roher Aufregung vor den feinen geistigen Genüssen der klassischen Werke zeigt sich auf dem Gebiete des Romans. Nicht nur daß die Ritter- und Räuberromane der Spieß, Cramer, Vulpius, Schlenkert verschlungen wurden, einen womöglich noch schlimmern Reiz boten die lüsternen Produkte Lafontaines, Langbeins, Althings, auch des talentvollen Jul. von Voß. Während K. Phil. Moritzens «Anton Reiser» (1785), ein psychol. Roman hohen Ranges, nur eine sehr kleine Leserzahl gewann, jubelt man begeistert dem Romancier der Mode zu, dem geistreich empfindsamen Jean Paul (1763—1825), dessen Fülle genialer Einzelbilder und glänzender witziger Aphorismen selbst Männer wie Herder blendete. In Jean Paul lebt der Humor Sternes auf, ein satir., sentimentaler, zerfließender Humor, der sich dann in empfindsamen Reisebeschreibungen von Thümmels «Reise in die mittäglichen Provinzen Frankreichs» (1791) über Seumes «Spaziergang nach Syrakus» (1803) bis zu Heines «Harzreise» (1826) fortpflanzte. Gesündere Kost bieten die bei aller melancholischen Färbung des Humors kräftigern Romane des Ostpreußen Hippel. Der ideale Roman fand einen edeln Vertreter in dem «Hyperion» des unglücklichen Schwaben Hölderlin, dessen poet. Meisterleistung aber doch seine vom antiken Geiste und von Schillers Rhetorik durchtränkten lyrischen Gedichte waren, die ein tiefes, an den Weltschmerz mahnendes Sehnsuchtsleid in festgegossene Rhythmen zwingen. Wie weichlich erscheint dem gegenüber die elegische Lyrik eines Matthisson und Salis, von den behaglichen Tändeleien und Plaudereien verspäteter Anakreontiker wie Joh. Georg Jacobi und Göckingk abgesehen. Im epischen Idyll errang Kosegarten, im Lehrgedicht Tiedge Beachtung.

Die Erkenntnis von der unvergleichlichen Höhe Goethes und Schillers ist zuerst zu voller Klarheit gediehen in dem Brüderpaare Humboldt; der ältere zumal, Wilh. von Humboldt, der spätere große Staatsmann, Ästhetiker und Sprachforscher, hat für ein vertieftes Verständnis ihrer Schöpfungen gesorgt. Der maßvolle geistige Feinschmecker berührte sich in diesem Bemühen zeitweise mit Tendenzen einer Richtung, die in ihrer Neigung zum Umstürzen, in ihrem Haß gegen die Aufklärung an die versunkenen Bestrebungen der Stürmer und Dränger anzuknüpfen schien, mit der Romantik. Aber diese ist aristokratischer als der Sturm und Drang. Verwirft sie die geschlossene Kunstform, so geschieht es, weil sie für eine möglichst individualistische Ausdrucksweise eintritt, die sie sich nur fragmentarisch, launisch, subjektiv ironisch vorstellen kann. Begeistert die Romantik sich für Freiheit der Persönlichkeit, so ist es doch nicht sowohl die Freiheit des Gemüts oder gar des Verstandes, auf die es ihr ankommt, als vielmehr die Entfesselung der Phantasie; geht sie aus vom Griechentum und von Goethe, so gelangt sie bald im scharfen Gegensatz dazu in eine extreme Vorliebe für das christl. Mittelalter. Keine klaren, scharfen Formen erstrebt sie, sondern Stimmung, Töne, Farben, so verschwimmend wie möglich: die geheimnisvollen Nachtseiten des Menschen und der Natur sind der Lieblingsstoff der Romantik. Die «mondbeglänzte Zaubernacht» der Kunst wird maßlos über das platte, nüchterne Leben erhoben; eine unklare, ahnungsvolle Sehnsucht, vielleicht in ein unbekanntes Jenseits, das geisterhaft in unser Dasein hereinschimmert, vielleicht in eine schöne, große Vergangenheit, vielleicht in die unserer Kultur verlorene Unschuld der Natur, des Volks, ist geradezu das Leitmotiv der Romantik. Aus dieser Welt- und

Kunstanschauung erwuchs die Blüte der histor. Wissenschaften, aus ihr die staatenbildende Idee des deutschen Kaiserreichs, die späterhin an die polit. Erben der Aufklärung, an die Liberalen, überging.

Die ältere Romantik, die ihren Hauptsitz in Jena und später in Berlin aufschlug, hatte ein besonders starkes theoretisches Element an den Brüdern Schlegel. Des großen Jenaer Philosophen Fichte Wissenschaftslehre, seine gesteigerte Hochhaltung des Ich spiegelt sich ab in den individualistischen Kunstanschauungen namentlich des jüngern Friedr. Schlegel, während der ältere August Wilhelm, mehr als geschmackvoller Litterarhistoriker, als Virtuos der formalen Technik, zumal der Verskunst, und als Meister der Übersetzung hervorragt: ihm danken wir, daß Shakespeare uns vertraut und lieb ist wie ein deutscher Dichter. Friedrichs Stärke lag in den geistreichen, blendenden, stets aphoristischen Kunstbemerkungen, die er zumal in dem Hauptorgan der ältern Romantik, im «Athenäum» (1798) niederlegte; der erotisch-fragmentarische Roman «Lucinde» (1799), in dem er einen poet. Haupttrumpf auszuspielen dachte, zeigt, so lärmend er die Emancipation des Fleisches proklamiert, doch nur peinliche künstlerische Impotenz, und es ist schwer zu begreifen, wie diese «Lucinde» einen Ritter an dem jungen Theologen Schleiermacher hat finden können, der im selben Jahre seinerseits die romantische Gefühlsreligion in den berühmten «Reden über die Religion» klar und eindrucksvoll vorträgt. Es gehören weiter zu der Gruppe eine Anzahl geistreicher, vorurteilsfreier Frauen, wie Caroline, zuerst A. W. Schlegels, dann Schellings Gattin, ferner Schelling selbst, der Schöpfer der Identitätsphilosophie, der neben der Persönlichkeit nun auch die Natur im philos. System zur nachdrücklichen Geltung brachte; die eigentlichen poet. Talente des Kreises aber waren Hardenberg (1772—1801) und Tieck (1773—1853). Jener, ein mystischer Schwärmer von großer lyrischer Begabung, schuf in seinem «Heinrich von Ofterdingen» der Romantik das Symbol der blauen Blume; dieser, ein mehr leichtes als tiefes Talent, arbeitete sich durch allerlei Künstlerromane («Sternbalds Wanderungen», 1798), Volksbücher, Märchendramen mit mehr oder weniger satir. Tendenzen («Octavian», «Der gestiefelte Kater»), lyrische Spielereien durch zu seiner Domäne, einer ergiebigen Novellenproduktion, die von phantastischen Anfängen allmählich bis zu einem fast nüchternen, modernen Realismus sich auswächst.

Mit seinen Neigungen zur volkstümlichen und mittelalterlichen deutschen Poesie geriet Tieck bereits in die Strömungen herein, die für die jüngere Romantik besonders charakteristisch sind. Ihr Hauptsitz war Heidelberg, wo ihre beiden bedeutendsten poet. Vertreter, der liebenswürdige, klar schauende Märker Achim von Arnim und der genial zerrissene Frankfurter Clemens Brentano gemeinsam, Herdersche Ideen fortführend, die Volksliedersammlung «Des Knaben Wunderhorn» anlegten und ihre kurzlebige «Einsiedlerzeitung» herausgaben (1806). Als Deutschland hoffnungslos unter dem Joch der Fremdherrschaft ächzt, da steigert sich der Stolz auf die einzig übrigen Ruhmestitel des deutschen Namens, auf die herrliche Litteratur, auf das deutsche Volkstum, die deutsche Vergangenheit. 1808 erschien der vollendete erste Teil des «Faust»; er wird geradezu ein geistiges Banner, um das sich die staatlich zerrissenen Deutschen in Liebe und Stolz scharen. Der märkische Baron de la Motte-Fouqué beschwört in Dramen und Romanen mit unermüdlichem Eifer urdeutsche Heldengestalten aus dem Grabe; der junge Schwabe Uhland debütiert mit Romanzen im Tone des Volksliedes; Arnim und Brentano steigen von Erneuerungen älterer deutscher Werke zu eigenen prächtigen Erzählungen auf, die freilich neben gesunden alter- und volkstümlichen Elementen verzerrt spukhafte Partien oft allzu reichlich aufweisen. Görres schreibt ein Buch über die deutschen Volksbücher; die Brüder Grimm sammeln und erzählen im schlichtesten treuherzigsten Tone ihre «Kinder- und Hausmärchen» (1812). In dem von Franzosen besetzten Berlin hält Fichte 1808 seine zur That treibenden, von patriotischem Feuer durchloderten «Reden an die deutsche Nation»; Ernst Moritz Arndt schlägt den rechten Ton an für wuchtige volksmäßige Prosapamphlete; der unglückliche Heinrich von Kleist (1777—1811), vielleicht unser größter Dramatiker, dazu ein ausgezeichneter knapper Novellist von packender Anschaulichkeit und Belebtheit, geht nicht auf in der süßen romantischen Traumseligkeit seines «Käthchen von Heilbronn»; er verherrlicht als der erste die sittliche Macht der Disciplin, die im preuß. Staate lebt, durch seinen «Prinzen von Homburg» und weiß in der «Hermannsschlacht», in polit. Liedern Laute des wildesten Hasses gegen die Vaterlandsfeinde zu finden. Die leidenschaftlichen, nur etwas zu künstlichen «Geharnischten Sonette» Friedr. Rückerts, die begeisterten Schlachtlieder Arndts, Schenkendorfs, Körners, die Wehrmannslieder des Österreichers Jos. von Collin erklingen zu den Siegen der Freiheitskriege. Höchst betroffen sieht Goethe, wie das aufbäumende Nationalgefühl seines Volks den großen Corsen aus dem Sattel wirft; leider urteilte er richtig, wenn er die polit. Folgen der Befreiungskämpfe nicht eben hoch anschlug. Alles kehrte ermüdet ins alte Gleis zurück. Daß sie die vollkommene Reaktion beförderte, lag völlig im Wesen der Romantik; wie gedieh in ihrer Sphäre die Lust zum kath. Konvertitentum, dem von Friedr. Schlegel bis zu dem begabt tollen Dramatiker Zach. Werner, dem Dichter Luthers, eine Reihe der angesehensten Romantiker anheimfiel! Hallen aus der burschenschaftlichen Bewegung vereinzelte lyrische Klänge des finstern polit. Fanatismus hervor (die Brüder Follen), so bleiben sie doch vorerst ganz isoliert, und die Demagogenhetze, die auf das Wartburgfest und Kotzebues Ermordung antwortete, bringt jede polit. Poesie zu tiefem Schweigen.

Die Zeit der polit. Abspannung, die den Freiheitskriegen folgt, ward eine Epoche ruhiger Sammlung, der Wissenschaft und Kunst nicht ungünstig. Zumal die histor.-philol. Wissenschaften gedeihen in dem durch die Romantik bereiteten Boden zur höchsten Blüte (s. die Artikel Deutsche Philologie, Deutsche Philosophie, Geschichte). Die drei nacheinander an der recht eigentlich aus der patriotischen Erregung der Romantik hervorgewachsenen Universität Berlin regierenden philos. Machthaber Fichte, Schelling, Hegel erlangten starken Einfluß, zumal Hegel, dessen scheinbar fest geschlossenes System sich trotz seiner äußerst schwierigen Kunstsprache weithin unbedingte Anhänger erwarb und dessen dem preuß. Staat auf den Leib geschnittene Staatslehre zeitweilig eine polit. Macht war.

Diesem bis heute fortwirkenden Aufschwung der Wissenschaft steht ein gleichwertiger Fortschritt der Dichtung seit den Freiheitskriegen nicht mehr zur

Seite. In den Ausläufern der Romantik, wie dem genialen Stilisten E. T. A. Hoffmann, dessen viel gelesene Erzählungen eine gespenstische Welt mit der nüchternsten Realität in bald verschwimmenden, bald grellen Übergängen verquicken, dominieren die mystisch-phantastischen Ausschreitungen allzusehr über das berechtigt Symbolische hinaus; diese Extravaganzen machen die in Schillerschem Pathos oft höchst effektvoll gedachten Dramen des bizarren Zach. Werner auf der Bühne zumal ungenießbar. Sein bekannter «Vierundzwanzigster Februar»(1809) mit seinen gesuchten Greueln eröffnet die Reihe der eigentlichen Schicksalsdramen, die, halb mißverständlich angelehnt an griech. Muster wie den «König Ödipus» des Sophokles, durch Schillers «Braut von Messina» weiter vorbereitet, in den Händen Müllners, Houwalds u. a. bald zur Karikatur ausarteten. Zu dieser Richtung gehörte der Erstling des jungen Österreichers Franz Grillparzer (1791—1872), eines erst neuerdings zu voller Würdigung gelangten vornehmen und hohen Dichters, dessen Dramen Goethes seelische Vertiefung mit Kleists realistischer Belebtheit verbinden. Grillparzers Weltanschauung, der ein stilles zufriedenes Herz das Höchste ist, spiegelt die müde, quietistische, unter dem starken politischen Drucke großgezogene Gleichgültigkeit des damaligen Österreichers bezeichnend wider.

Gedankenflucht in die zeitliche oder räumliche Ferne ist freilich auch die Signatur des übrigen Deutschlands. Gestattet die Reaktion nicht freie Regungen in der eigenen Heimat, so begeistert man sich für die Freiheit der revolutionierenden Völker hinten weit in der Türkei. Dem Philhellenentum kam außer der ehrlichen Sympathie für ein mutiges Volk, das unerträgliche Fesseln brach, der Dank für unendliche Wohltaten zu gute, den Deutschland dem antiken Griechentum schuldete; selbst der kunstbegeisterte bayr. Kronprinz Ludwig, ein mehr eifriger als glücklicher Poet, der bald als König München zu einer Kunststadt ersten Ranges hob, trat für die Freiheit der Hellenen ein, und sie fanden an dem romantischen Sänger der «Griechenlieder» (1821), dem Dessauer Wilh. Müller, bald einen beredten poet. Anwalt. Aber noch weiter nach Osten ging der poet. Gedankenzug, seit Goethe im «Westöstlichen Diwan» (1819) eigene Weisheit und Liebe in ein vortrefflich passendes orient. Kostüm gesteckt hatte. Die unmittelbare Frucht waren Rückerts «Östliche Rosen» (1822) und Platens «Ghaselen» (1821). Der Franke Friedrich Rückert (1788—1866), ein unendlich reiches und leichtes poet. und formales Talent, leider ohne künstlerische Konzentration und Strenge, hat zwar in seinem «Liebesfrühling» auch schlichte deutsche Lieder von einfacher Schönheit geschaffen, blieb aber doch der Vorliebe für den Osten sein Lebenlang treu und steht an der Spitze jener quietistisch epikureischen, dabei träumerisch fatalistischen Lehrpoesie, die über Schefers «Laienbrevier» sich bis zu Bodenstedts «Mirza Schaffy» fortpflanzt; der mannhafte Franke Platen (1796—1835) arbeitet, in jeder Hinsicht ein Schüler Goethes, sich aus orient. Weichlichkeit bald zur strengen klaren Schöne der Antike durch. Populär ist er nie geworden; aber in unermüdlichem künstlerischem Ernst und glühendem Ehrgeiz errang er sich eine edle Pracht der Sprache und des Rhythmus wie kein zweiter deutscher Dichter.

Triviale Mittelmäßigkeit lagert sich seit den Freiheitskriegen ganz besonders breit und behaglich nieder in der Gunst des Publikums. Der polit. Druck rückt die Modelitteratur, rückt Leihbibliothek und Theater unverhältnismäßig stark in den Vordergrund der Interessen. Es ist die Zeit der Taschenbücher und Almanache, der ästhetischen Thees, der seichten und geschwätzigen Belletristen. Besonders schlimm ist der Kreis, der sich um die von Th. Hell herausgegebene «Dresdener Abendzeitung» schart: außer dem Herausgeber, einem federgewandten Übersetzer schwacher franz. Lustspiele, gehören z. B. Fr. Kind dazu, der Dichter des «Freischütz», Clauren, der Autor viel beliebter süßlich lüsterner Romane, Weisflog, ein Humorist im Stile E. T. A. Hoffmanns, der seichte, selbstgefällig witzelnde Laun, die fruchtbaren Novellisten Blumenhagen, von Tromlitz und van der Velde. Wenn das Berliner ästhetische Niveau etwas höher stand, so dankte es das nicht Männern wie dem Biographen Varnhagen von Ense, der freilich lange als ein Meister deutscher Prosa galt, nicht dem ästhetischen Kritiker Rellstab, auch nicht dem Herausgeber des sehr achtbaren «Gesellschafters», Friedr. Wilh. Gubitz, sondern in erster Linie dem Einfluß zweier ausgezeichneter Frauen, der geistreichen Jüdin Rahel, Varnhagens Gattin, und der Gattin Arnims, der Schwester Brentanos, der urwüchsig temperamentvollen Bettina: in ihren Zirkeln herrschte ein Goethekultus, der zumal bei Bettina nahezu einen mytholog. Charakter annahm. Ihr Tummelplatz ist und bleibt mit Vorliebe der Roman, dessen sich jetzt auch Damen wie Joh. Schopenhauer, Luise Brachmann, Henriette Hanke in langen Bändereihen annahmen. Wenig hat die Zeit überdauert: wer liest jetzt z. B. noch einen Humoristen wie den verstandesscharfen Benzel-Sternau, wer den jeanpaulisierenden Ernst Wagner, den wüsten Schwaben Waiblinger; Contessas Novellen sind uns matt, des Ritters von Lang «Hammelburger Reisen» eine uninteressante Satire geworden, auch K. J. Webers «Demokritos» (1832 fg.) spannt unsere Geduld auf die Folter. Und doch gehören sie alle noch zu den bessern Prosaikern der Zeit. Dauerhafter erwiesen sich Christ. von Schmids fromme Erzählungen (z. B. «Die Ostereier», 1816) und die Novellen Zschokkes, des Verfassers der «Stunden der Andacht» (1809 fg.); auch Pestalozzis pädagogische Bauerngeschichte «Lienhart und Gertrud» findet wohl noch Leser; der Ernst der Gesinnung, der alle drei trägt, ist auch ihren Werken zu gute gekommen. Aber sie sind vereinzelt. Einen nachhaltigen Aufschwung über Clauren und Konsorten bedeutet erst die Einwirkung des historischen Romans Walter Scotts: dem «Lichtenstein» (1826) des jung verstorbenen Schwaben Wilhelm Hauff folgen Spindlers talentvolle, wenn auch schnell gearbeitete Kulturromane und die meisterhaften märkischen Romane von Wilibald Alexis (1798—1871), die künstlerische Freiheit und histor. Treue in so glücklicher Mischung vereinigen, wie sie seitdem nicht wieder gelang.

Mit dem Roman wetteifert das Bühnendrama, das Theater, in der Beliebtheit und der Mittelmäßigkeit. Das ernste Jambendrama artet in den Werken des Schwaben Auffenberg und des Bayern E. von Schenk in kalten Pomp aus, der ebensowenig wie die antiken Dramen des Österreichers Collin auf den Brettern Wurzel fassen konnte. Das gelang dem maßvollen jüd. Dichter Mich. Beer zeitweilig mit seinem «Paria» (1823),

der schon durch sein glücklich gewähltes sociales Problem fesselte. Das Künstlerdrama, das mit des dän. Romantikers Öhlenschläger «Correggio» einsetzt, später zumal durch Deinhardstein vertreten, auch von Gutzkow und Laube gepflegt wird, ist schon seinen Stoffen nach zu unmittelbarer Wirkung nicht berufen. Karl Immermanns romantische Dramen sind bei reichen Schönheiten eine schwere, spröde Kost, sein gedankenvoller «Merlin» zumal war nur als Lesedrama denkbar. Des genialen, aber früh verkommenen Grabbe theatralische Versuche schwanken zwischen holzschnittmäßiger Roheit, bühnenunmöglichen Übertreibungen und grandios wirksamen, gewaltigen Scenen haltlos hin und her. Die Bühne gehört einem geschickten Fabrikanten, wie dem Braunschweiger Aug. Klingemann, und vor allem dem viel gescholtenen, aber unzweifelhaft talentvollen und bühnenkundigen Dichter des «Hohenstaufen-Cyklus», Ernst Raupach (1784—1852). Minderes Glück als mit klassicistischen und romantischen Dramen hatte er bei seinem Publikum mit den Lustspielen und Possen, in denen er typische Figuren (etwa im Stil der Commedia del arte) heimisch zu machen suchte: da war die Konkurrenz der oberflächlich geistreichen Lustspiele des Freiherrn von Steigentesch, sowie der witzigen Berliner Farcen und Singspiele von Jul. von Voß, Albini, Karl Blum, vor allem des lustigen Angely doch zu groß. Sie alle bringen wie die Hamburger Lebrün und Töpfer in ihren Possen charakteristische Gestalten und kräftige Situationskomik; Gemüt und namentlich Phantasie fehlt dieser norddeutschen Gruppe. Um so schöner und herzerquickender begrüßen uns diese ersten poet. Gaben bei dem naiven Klassiker der Wiener Volksbühne, bei dem liebenswürdigen Ferd. Raimund (1790—1836), der an das ältere Wiener Zauberstück anknüpft, seinen äußerlichen Späßen und Effekten aber einen neuen Gehalt von poet. Leben, von Wahrheit und Wärme zu geben weiß. Dieser große Künstler wird durch Nestroy beim Publikum verdrängt, einen amüsanten, aber kalten und niedrigen Komiker mehr nach der norddeutschen Art. Eine eigene Abart der Volkskomödie bildet die wachsend beliebte mundartliche Dichtung, so die Frankfurter Dialektpossen von Malß, die satir. Bauernstücke der Schwaben Wagner und Weitzmann, Arnolds elsäss. «Pfingstmontag». Die Mundart greift in Lyrik und Epos über bei dem Nürnberger Grübel, dem schweiz. Idyllendichter Usteri, zumal aber in den prächtigen «Alamann. Gedichten» Joh. Peter Hebels (1803), in denen die durch die jüngere Romantik neu belebte Liebe zum einfachen, heimatlichen Volkstum ihren urgesunden schwarzwalddu‌ftigen Ausdruck findet.

Hebel steht außerhalb des Kreises, den die Litteraturgeschichte im engern Sinne als Schwäbische Schule kennt; aber er trifft mit ihm zusammen in der volksmäßigen Lyrik. Die schwäb. Dichter, der große, formstrenge Balladensänger Ludwig Uhland (1787—1862) voran, der den Ton des Volksliedes so einzig traf, wurzeln in der Romantik. Die Ballade gelingt nach Uhland zumal Gust. Schwab; feinfühliges, schwermütiges Versenken in die Natur zeichnet den träumerischen Gemütsmenschen Justinus Kerner (1786—1862) aus, neben dessen naturgetränkten Liedern Karl Mayers zierliche Naturbildchen kleinlich erscheinen. Ein Spätling erwuchs dieser Gruppe in ihrem Landsmann Eduard Mörike (1804—75), der, in der Formsicherheit Uhland, in der Poesiefülle Kerner am nächsten verwandt, wohl der echteste deutsche Lyriker des 19. Jahrh. ward, aber auch in fein geschliffenen Erzählungen und einem düstern und phantastischen Roman Bedeutendes schuf. Verwandte Geister traf die romantische Lyrik der Schwaben auch im Norden: in dem Dessauer Wilh. Müller (1794—1827), dem Sänger der «Müllerlieder» und der «Winterreise», die Schuberts kongeniale Melodien uns besonders lieb gemacht haben; in dem geborenen Franzosen Adalb. von Chamisso (1781—1838), dessen spröde Kunst besonders die Ballade pflegte und der im «Schlemihl» (1814) ein echtes ironisch romantisches Phantasiestückchen schuf; vor allem in dem natur- und schönheitstrunkenen Jos. von Eichendorff (1788—1857), dem Dichter des deutschen Waldes und des Wanderns, dem liebenswürdigen Schilderer des thatenlosen holden Träumens. Von dieser romantischen Naturlyrik ging auch Heinrich Heine (1799—1856) aus, ein glänzender Virtuos des Volkstons, wenn er wollte, aber viel zu witzig und selbstgefällig, viel zu beflissen, weltschmerzlich interessant zu erscheinen, zu sehr sittlich angekränkelt, um sich einem wahren, ehrlichen und reinen Gefühl hinzugeben. Trotzdem oder gerade darum fand sein «Buch der Lieder» (1827), das Perlen echter Poesie enthält, aber daneben viel prickelnd pikante ungesunde Kost bringt, ein großes Publikum.

Die gärenden socialen Elemente, die in der Zeit lagen, waren Goethe nicht entgangen. Schon in den «Wahlverwandtschaften» (1809) beschäftigen ihn ernste gesellschaftliche, in «Wilhelm Meisters Wanderjahren» (1821) wichtige sociale Fragen, und im zweiten Teil des «Faust» (1832) weist er so modern wie möglich von der Idee zum praktisch thätigen Leben hin. Am 22. März 1832 stirbt er; zwei Jahre vorher hatte die franz. Julirevolution das polit. und geistige Leben Deutschlands in fiebernde Erregung versetzt, in ganz neue Interessen gestürzt.

VII. Periode, von Goethes Tode an. Charakteristisch scheint für sie, daß in ihr die Poesie gern, doch glücklicherweise nicht ausschließlich zur Dienerin der Tages-, ja der Parteitendenzen herabgewürdigt wird. Dies zeigt sich besonders in den Schöpfungen des sog. Jungen Deutschlands (s. d.). Es ist eine rein norddeutsche Schriftstellergruppe, die im Süden kaum Anklang fand; poet. Geistes bar, voll von Aufklärungstendenzen, die nur ins Politische gewendet sind, läßt sie in der Regel nur die Prosa als des modernen Schriftstellers würdig gelten. Und diese Prosa geht so weit, daß selbst sociale Grundsätze, die sie poetisch verklären möchten, wie der der freien Liebe, der Emancipation des Fleisches, bei ihnen in einer so abschreckenden Nüchternheit auftreten, wie sie selbst Schlegels «Lucinde» und zumal Heinses «Ardinghello» keineswegs zur Schau tragen. Heine gehört ins junge Deutschland weniger durch die satir. Reime seiner Pariser Zeit als durch seine frivole, aber espritvolle Feuilletonistik. Der eigentliche Schöpfer des feuilletonistischen Stils ist der Frankfurter Jude Ludw. Börne (1786—1837), der, ein ehrlicher, aber blinder Fanatiker, ohne ästhetische Begabung, unfähig zu einer konzentrierten Schöpfung, doch zu stachelnden, erregenden und amüsanten kleinen Artikeln den rechten Ton traf, der den schwerfälligen Deutschen imponierte. Ihm brachten die Männer des jungen Deutschlands eine heute schwer begreifliche Bewunderung dar. Der tüchtigste unter ihnen, Karl Gutz-

kow (1811—78), ein starker Charakter, aber als Dichter ohne Anmut und Frische, ein gewaltig ringender, aber innerlich unfreier Geist, setzte mit unerquicklichen und anstößigen Romanen ein, unter denen namentlich «Wally die Zweiflerin» einen Sturm entfesselte, der sogar den Bundestag 1835 zum Verbot der jungdeutschen Schriften trieb; aber, dem Wirbel der Politik ferner gerückt, hat er später tüchtige Schauspiele (vor allem «Zopf und Schwert», 1843) und sehr bemerkenswerte socialpolit. Romane («Die Ritter vom Geiste», 1850, «Der Zauberer von Rom», 1859) geschrieben. Tief unter ihm stehen Heinrich Laube (1806—84), der sich als gewandter Bühnendichter und trefflicher Bühnenleiter später einen geachteten Namen erwarb, Th. Mundt, der Gatte der Luise Mühlbach, der schreibseligen Fabrikantin histor. Romane, u. a. Varnhagen von Ense, der blasierte Reisebeschreiber Fürst Pückler-Muskau kokettierten aus der Ferne mit diesem Kreise. Ein starkes, aber unausgegorenes Talent, das in seiner wüsten, revolutionären Dramatik etwa an die Technik von Lenz und Klinger gemahnt, Georg Büchner (1813—37), starb zu früh. Zersetzender und erregender als all diese poet. Manifeste wirkten die theol. und philos. Arbeiten einiger radikalen Schüler Hegels, die, wie Dav. Friedr. Strauß im «Leben Jesu» (1835) und Ludw. Feuerbach im «Wesen des Christentums» (1841), Hegels scharfe Dialektik benutzten, um den bestehenden Glauben zu erschüttern.

Stand die erste Gruppe polit. Schriftsteller unbedingt im Zeichen der Prosa, so blüht etwa seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. (1840) und schon etwas vorher die polit. Poesie, vor allem die politische Lyrik auf. Während die «Gedichte» Friedr. von Sallets, des Verfassers eines von Feuerbachschem Geiste getränkten «Laienevangeliums» (1842), noch wenig Beachtung fanden, entfesselten Herweghs rhetorisch mächtige «Gedichte eines Lebendigen» (1841) einen Sturm des Beifalls, dem auch der König sein Ohr nicht verschloß. Der Philolog Hoffmann von Fallersleben (1798—1874), der glückliche Sänger volkstümlicher sangbarer Kinder- und Trinklieder, überträgt die leichte, zum Singen lockende Form auch auf seine zahllosen polit. Reime. Die feurigen Lieder zweier jüd. Dichter, des Ungarn Karl Beck und des Böhmen Mor. Hartmann, werden verschärft durch die noch immer gedrückte sociale Stellung ihrer Stammesgenossen. Rob. Prutz gelingt eine geistreiche dramat. Satire «Die polit. Wochenstube» (1845), der Glasbrenner satir. Epen zur Seite stellt. In wortprangenden «Canzonen» (1848) feiert Spiller von Hauenschild die Freiheit und beklagt die Schmach des gebundenen Vaterlandes. Ein Zug von weltmännischer Ironie geht durch die «Lieder eines kosmopolit. Nachtwächters» (1842) von Franz Dingelstedt, der den revolutionierenden Tendenzen seiner Jugenddichtung ebenso bald Valet sagte, wie der edle, formensichere und humorvolle Anastasius Grün (1806—76). Ihre Unduldsamkeit gegen Andersdenkende nicht nur, sondern auch gegen Gleichgültige setzt es bei dem Dichter farbenprächtiger Orientbilder, Ferd. Freiligrath (1810—76), durch, daß er die höhere Warte, die er selbst dem Dichter zuspricht, verläßt und sich zu einer leidenschaftlichen socialen Anklagedichtung hergiebt. Die Macht des Zeitgeistes läßt gar Bettina in ihren alten Tagen einer Art socialen Lehrromans huldigen. Die Ruhe und den Bestand zu predigen, weihte sich der an Platen geschulte, zumal in seinen Balladen hinreißende Graf Strachwitz (1822—47) mit Wärme und heftigem Pathos, während diese Aufgabe in edler Ruhe, unbeirrt durch die Angriffe der Gegner, Emanuel Geibel (1815—84) vertrat mit seiner vornehmen, formvollendeten Lyrik. Mit dem Jahre 1848 ist die Zeit jener polit. Lyrik im wesentlichen wieder vorbei. — Vgl. Petzet, Die Blütezeit der deutschen polit. Lyrik von 1840—50 (Münch. 1903).

Auch in den beiden Decennien von 1830—50 gab es noch Dichter, die der Schönheit und Wahrheit dienten und nicht den «modernen Ideen». Erst in dieser Zeit wächst Karl Immermann (s. d., 1796—1840) zur Dichterhöhe heran; in dem unvollendeten Epos «Tristan und Isolde» (erschienen 1841) sucht er die Dichtung des Mittelalters mit glänzendem Gelingen neu zu beleben und steht damit an der Spitze jener epischen Richtung, der K. Simrock, Wilh. Hertz, Wilh. Jordan später angehören; dem geistsprühenden satir. Roman «Münchhausen» (1838 fg.) fügt er seine westfäl. Dorfgeschichte, den «Oberhof», ein, der die ganze lange Litteratur der Dorfgeschichten einleitet. Berth. Auerbach, der meist als ihr Schöpfer gilt, ist ebenso wie Felder und später Rosegger didaktischer, Jer. Gotthelf (Bitzius) realistischer bis ins Unschöne hinein, M. Meyr umständlicher und Steub genrehafter; die Lebensfülle der Gestalten Immermanns hat keiner der Nachfolger erreicht. Von andern Romanschriftstellern der Zeit hat Sealsfield durch seine amerik. Erzählungen die ethnogr. Romane Gerstäckers vorbereitet; auch Mügges nordländ. Geschichten, wie «Afraja» (1854), huldigen ähnlicher Tendenz. Die elegantere Gesellschaft der Zeit fand sich geschildert in den Romanen Alex. von Ungern-Sternbergs, eines Lieblings des Berliner Salons, und der hocharistokratischen Gräfin Ida Hahn-Hahn; Henriette von Paalzow dankte den Erfolg ihrer scottisierenden Romane sehr wesentlich dem Interesse Friedrich Wilhelms IV. Im Gegensatz zu dieser Gruppe stellte der lebenserfahrene K. von Holtei (1797—1880) in seinen äußerst bunten und belebten Romanen mit Vorliebe und entschiedener packender Kraft die amüsantere schlechte Gesellschaft dar. Ein heiterer Humorist war der Freiherr von Gaudy, ein sentimentaler in Jean Paulscher Art der Verfasser des «Prinzen Rosa Stramin», Ernst Koch. Fehlt es Meinholds archaisierenden Hexenromanen nicht an starker reaktionärer Tendenz, so beherrscht Stifters Novellen eine quietistische Hingabe an die Natur, für die die Menschengeschichte kaum mehr als Staffage sind.

Dieser Naturkult lebt in der Lyrik der Zeit wesentlich fort in den Ausläufern und Verwandten der Schwäbischen Schule. Frisch gedeiht die volkstümliche Dialektdichtung, so in Kobells oberbayr., Nadlers pfälz., Holteis schles. Gedichten; einen starken heimatlichen Erdgeruch atmen auch die Dichtungen der elsäss. Brüder Stöber und des westfälischen urkath. Freifräuleins Annette von Droste-Hülshoff, einer überraschend wahrhaften und kräftigen, etwas spröden poet. Persönlichkeit. Der Rhein sieht im Bonner Maikäferverein eine Gruppe fröhlicher, dabei warm patriotischer Sänger vereint, denen wir manch noch heute gesungenes Lied danken, so den politisch bekannten Gottfr. Kinkel, ferner Karl Simrock, Nik. Becker, Alex. Kaufmann; ähnlich heitere Gesellschaftslieder stimmten der Berliner Wilh. Wackernagel und der Hannoveraner Hoffmann von Fallersleben an.

Das muntere Kinderlied pflegte der Maler Reinick, die Kinderfabel Wilh. Hey, die komische Ballade der prächtige Aug. Kopisch, während die Balladen Eberts und Mosens mit Vorliebe ernste histor. Stoffe, zuweilen auch tendenziös behandeln. Freiligraths exotische Lyrik fand noch an Ad. Bube einen Fortsetzer. An die geistliche Lyrik des Schwaben Alb. Knapp schloß sich später der Schwabe Gerok in formsichern schönen Liedern an; auch des Thüringers Jul. Sturm fromme Lieder stehen unter schwäb. Einflüssen; verbreiteter war Spittas Sammlung «Psalter und Harfe» (1833). Eine gesunde Gnomik, die wieder an unsere Klassiker anknüpft, pflegt Ernst Freiherr von Feuchtersleben. Der nach Mörike weitaus bedeutendste Lyriker, der Ungar Nik. Lenau (1802—50), spiegelt in seiner leidenschaftlichen Sehnsucht, seiner tiefen Zerrissenheit, die den Unglücklichen zum tragischen Vertreter des deutschen Weltschmerzes macht, das ganze Elend der unbefriedigten Zeit ab, die seinem stürmenden Dichterherzen nirgends eine Zuflucht gewährte.

Lenau hat auch histor. Epen hinterlassen, wie denn das Epos, lange ein Stiefkind unserer Litteratur, jetzt neuen Boden gewinnt. In dem Berliner «Tunnel über der Spree» gedieh nicht nur die Ballade (Strachwitz, Fontane, später Kugler, Heyse, Dahn); dem ungefügen, aber schwungvollen Chr. Fr. Scherenberg gelingt hier das preuß. Schlachtenepos («Waterloo», 1849). Und bemerkenswert genug, bricht für das Epos eine romantische Nachblüte an, die sich in Mosens tief symbolischem «Ritter Wahn» (1831), in Zedlitz' duftigem «Waldfräulein» (1843) und Kinkels anmutigen, aber allzu lyrisch gestimmten poet. Erzählungen («Otto der Schütz», 1841) ankündigte und bald weitere Früchte tragen sollte.

Auch im Drama findet die Romantik noch einen späten, bemerkenswerten Vertreter in Friedr. Halm (1806—71), bei dem freilich ungesunde und rührsame Elemente nur selten rechte Befriedigung aufkommen lassen. Ein psychol. Realist ersten Ranges aber war der größte Dramatiker der Zeit, Friedr. Hebbel (1813—63). Ein dithmarsischer Eisenkopf von harter, oft nüchterner Wahrhaftigkeit, ein unermüdlich ringender Geist, reflektiert, vergrübelt, dabei von unstillbarer Sehnsucht nach dem Ideal erfüllt, hat er sich die Bühne nur sehr langsam erobert, sowohl für seine gewaltigen Jambendramen wie «Gyges und sein Ring» (1854) und die «Nibelungen» (1862), als für seine Prosastücke «Judith» (1841), «Maria Magdalene» (1844). Gerade in dieser politisch aufgeregten Zeit hatte das große Publikum keinen Sinn für ernste Kunst: da ist die Zeit für die leicht satir. Salonstücke Bauernfelds, für die harmlosen Lustspiele Benedix', für die effektvoll trivialen Stücke der fruchtbaren Charl. Birch-Pfeiffer, die beliebte Romane massenhaft auf die Bühne bringt und in der Gunst der Berliner Raupach ablöst. Erfreulich hebt sich das geistreiche Lustspiel «Pitt und Fox» von Rud. von Gottschall aus dem theatralischen Durchschnittsmaß heraus.

Nach der Märzrevolution glätten sich die Wogen, und so wenig in der Zeit von 1850 bis 1870 die Politik schweigt, so führt sie in der Poesie doch nicht mehr das große Wort. In begreiflichem Rückschlag erzeugt die Ermattung geradezu eine Art Nachromantik, die sich namentlich im Epos kundgab. Einen großen, heute unbegreiflichen Erfolg erzielte Oskar von Redwitz mit seiner süßlich frömmelnden «Amaranth» (1849); ausgeprägt kath. Romantik spricht aus Jos. Papes mittelalterlichen epischen Erzählungen, während seines jüngern Landsmanns Webers «Dreizehnlinden» mehr der kräftigen Art Annette Drostes verwandt ist. Träumerische und heitere Wald- und Weinromantik pflegen im Anschluß an Zedlitz der Märker Gans zu Putlitz («Was sich der Wald erzählt», 1850) und Otto Roquette («Waldmeisters Brautfahrt», 1859); der lustige wandernde Spielmann wird wieder epischer Held in Beckers «Jung Friedel» (1854) und vor allem in Victor von Scheffels köstlichem «Trompeter von Säckingen» (1854). Mosens symbolische Romantik endlich dauert fort in den mannigfachen epischen Versuchen des farbenglühenden und gedankenschweren Robert Hamerling (1830—90), dem doch sein nahes Verhältnis zur Antike bei aller üppigen Pracht der Rede eine gewisse Strenge der Form erhielt. Die Liebe zur Antike erzeugt Gregorovius' epische Dichtung «Euphorion» (1858). Die Antike, im Bunde mit orient. und romantischen Elementen, zugleich mit Einflüssen der bildenden Kunst versetzt, bestimmt stark einen Münchener Dichterkreis, der sich auf Veranlassung König Maximilians II. in Isarathen versammelte und dem alle tendenziösen Zeitinteressen glücklich fern lagen. Neben Geibel dichtete da Friedr. Bodenstedt (1819—92), der als «Mirza Schaffy» (1851) an Goethes «Diwan» und an echte orient. Muster zugleich lebenslustig und lehrhaft anknüpfte und an dem sinnvoll sinnlichen Daumer, dem beschaulichen Hammer Stilgenossen hatte; ferner der meckienb. Graf Schack, der nachbildend und neubildend orient. und antiken Anregungen in hoher Formvollendung nachgab, der Dichter der «Völkerwanderung» (1866), Herm. Lingg, der Nachdichter Gottfrieds von Straßburg und anderer mittelhochdeutscher Epiker, Wilh. Hertz, der Philosoph M. Meyr, Verfasser guter Dorfgeschichten, der anmutige Kulturnovellist Riehl, der poet. Erzähler Jul. Grosse, endlich der erfolgreichste Novellist der Epoche, Paul Heyse (geb. 1830), ein Künstler von wohlthuend klarem Blick und durchsichtiger Form, der in seinen kleinen Liebesgeschichten ebenso die südl. Glut Italiens wie die innige Wärme Deutschlands darzustellen weiß, und dem auch edle antikisierende Dramen, flüssige poet. Erzählungen, charakteristische patriotische Schauspiele gelingen, während ihm die leidige Tendenz die Romane verdirbt.

Im Roman, der mit dieser Epoche mehr als je in den Vordergrund tritt, offenbart sich eine jene romantischen Nachwirkungen ablösende, immer wachsende Neigung zum Realismus. Er findet einen sehr erfreulichen Vertreter an Gustav Freytag (1816—95), dessen feine und reiche Begabung aber nicht durch seine modern realistischen Romane («Soll und Haben», 1855, «Die verlorene Handschrift», 1865) erschöpft wird, dem wir eine Neubelebung des histor. Romans («Die Ahnen», 1872 fg.) und vor allem das beste moderne Lustspiel («Die Journalisten», 1854) verdanken. Mehr an Gutzkow als an ihn schließen sich Spielhagens oft sehr tendenziöse sociale Romane an; Hackländer, der mit humoristischen Soldatengeschichten begann, wie sie Wickede und Winterfeld vorwiegend pflegten, ging später zu Gesellschaftsromanen über, die er allzu flüchtig und schnell hinschrieb. Den kulturhistor. Roman vertritt Scheffel in seinem ausgezeichneten, poetisch wertvollen «Ekkehard» (1855), den speciell preußischen Hesekiel und Hiltl; humo-

ristisch archaisiert Trautmann; realistische Darstellungen aus dem jüd. Leben bringen Kompert und Franzos; einen köstlichen Humor entfaltet der Mecklenburger Fritz Reuter in seinen plattdeutschen Romanen (besonders «Ut mine Stromtid», 1861). Das Glück des Kinder- und Familienlebens schildern der sentimentale Bog. Goltz und der gesund heitere Rud. Reichenau; fromme Volkserzählungen schreiben Horn und Frommel, fromme Romane die liebenswürdige Marie Nathusius, Kindergeschichten, die freilich etwas hausbaden geraten, Ottilie Wildermuth. Die Novelle hat neben Heyse und dem Land und Volk Steiermarks in liebenswürdigster Weise behandelnden Rosegger an dem oft schwermütig düstern, aber ungemein feinfühligen und stimmungsvollen Erzähler Storm (1817—88) einen hervorragenden Vertreter. Alle aber überragt der Züricher Gottfried Keller (1819—90), im «Grünen Heinrich» (1853) ein Meister des psychol. Romans, in seinen Novellen, zumal in den «Leuten von Seldwyla» (1856), auch dem «Sinngedicht» (1881), ein sinnlich packender, scharf schauender und charakterisierender Darsteller des umgebenden Lebens, dem doch die weichsten und süßesten Töne gelingen und der selbst die häßliche Wirklichkeit durch einen überlegenen, oft herzgewinnend übermütigen Humor verklärt. In unserer gesamten Novellistik kommen ihm immer noch am nächsten zwei kleine, früher wenig beachtete Arbeiten («Die Heiterethei», «Zwischen Himmel und Erde») des Thüringers Otto Ludwig (1813—65), eines genialen, leider früh krankenden Mannes, dessen Lieblingsgebiet freilich das Drama war. Seine knorrigen, herben Schöpfungen, die an Hebbel erinnern («Der Erbförster», «Die Makkabäer»), stehen im ernsten Drama allein; weder Freytags Sittenschauspiele, noch die preisgekrönten Versuche Lindners und Nissels, noch gar die routinierten Bühnenstücke Mosenthals und Brachvogels reichen entfernt an sie heran; Richard Wagners geniale Operndichtungen nehmen im dramat. Aufbau einen sehr hohen Rang ein, verraten aber in der Detailausführung zu sehr ihre Bestimmung. Im Lustspiel erzielen Putlitz, Wehl, Feldmann vorübergehende Erfolge; die Possen Kalisch' und Räders sind ohne litterar. Ansprüche doch immerhin so lustig gewesen, daß sie zum Teil bis heute noch ihr Leben fristen. Von Lyrikern haben der Schweizer Leuthold (1827—79), eine herbe und wüste, aber geniale und überraschend formstrenge Dichterkraft, und der melancholisch innige Tiroler Herm. von Gilm (1812—64), dem die geistige Enge in seinem geliebten Vaterlande die Flügel lähmte, neuerdings verspätetes Interesse gefunden. Der «Quickborn» (1852) des Holsteiners Klaus Groth spiegelt den spröden, aber echten treuen Charakter des Volksstammes wider, in dessen Mundart er gedichtet ist. Anregungen moderner Wissenschaft zeigt ernsthaft die pessimistische Lyrik Hier. Lorms, in lustiger Parodie die ausgelassen burschikosen Lieder, in denen Scheffel («Gaudeamus», 1867) naturwissenschaftliche und philol. Fragen behandelt.

Die in den Tagen der Romantik aufgeblühte Wissenschaft hatte inzwischen ihr Antlitz nicht wenig verändert. Als die Alleinherrschaft der Hegelschen Philosophie, die noch in Vischers trefflicher «Ästhetik» (1848) eine späte Blüte trieb, gebrochen war, wirkte auf weite Kreise der Pessimismus des früher wenig beachteten Schopenhauer (1788—1860), eines glänzenden und klaren Schriftstellers, dessen nie versagende scharfe Deutlichkeit sehr wohlthuend abstach von Hegels schwerfälliger Kunstsprache. Die histor. und philol. Wissenschaften bauten auf den von der Romantik gelegten Grundlagen mit immer sicherer methodischer Technik, immer ausgedehnterm Wissen fort; auch die schriftstellerische Kunst hat sich mehr und mehr gehoben; Männer wie der große Historiker Leopold von Ranke, wie Mommsen, Sybel und Döllinger, vor allem der gestaltungskräftige Heinrich von Treitschke gehören auch der deutschen Litteraturgeschichte an. Über die weitere wissenschaftliche Litteratur s. die Artikel der einzelnen Wissenschaften, insbesondere Deutsche Mundarten, Deutsche Philologie, Deutsche Philosophie, Deutsche Sprache.

An der Gründung des Deutschen Reichs (1871) waren in erster Linie zwei Meister deutscher Prosa beteiligt: die Reden des Fürsten Bismarck atmen in jedem Satze ursprüngliche schöpferische Sprachgewalt, die Schriften des Grafen Moltke suchen in ruhiger und schöner Klarheit der Rede ihresgleichen. Man kann nicht sagen, daß sonst das neue Reich unserer Litteratur starke Förderung gebracht hätte. Die stets anwachsende Unruhe, die unsere komplizierten polit. und socialen Verhältnisse mit sich bringen, sind der stillen Sammlung, aus der die Dichtung emporblüht, ebenso ungünstig wie das Überwuchern der materiellen Interessen; zumal die Lyrik leidet darunter. Der Einfluß des besiegten Frankreichs war während der ganzen Zeit seit 1870 ungewöhnlich groß, nicht immer segensreich. Von den polit. Tendenzen hat der «Kulturkampf» zeitweilig mehr Staub aufgewirbelt; er kommt oft zur Sprache in den wenig wertvollen Frauenromanen der «Gartenlaube» (Marlitt, E. Werner u. a.); aber auch in Anzengrubers Volksstücken, in Wilh. Busch' komischen Epen und sonst brechen verwandte Tendenzen durch, während auf kath. Seite Konr. von Bolanden umfängliche, etwas plumpe Romane ins Feuer sandte. Der Roman, an dem sich Frauen durchweg stark beteiligen, steht dauernd im Vordergrunde. Die bedeutendste Gestalt des Zeitabschnitts ist unzweifelhaft der Märker Theodor Fontane (s. d.), längst durch treffliche Balladen und liebenswürdig anschauliche Schilderungen seiner märkischen Heimat bekannt, der in einer Anzahl von Berliner Romanen überraschende Schärfe und Realistik der Detaildarstellung an den Tag gelegt hat; neben ihm treten die schwülen Gesellschafts- und Künstlerromane der Ossip Schubin, die pessimistisch unruhigen Erzählungen Wilh. Jensens zurück, während die vornehme, maßvolle, des Humors nicht unfähige Darstellungskunst der Baronin Marie von Ebner-Eschenbach keinen Vergleich zu scheuen braucht. Der geschichtliche und archäol. Roman genoß lange eine künstlerisch kaum gerechtfertigte Beliebtheit, so die Romane von Dahn, Ebers, Eckstein, Hausrath, zu denen der Romancier Ostpreußens, Ernst Wichert, treten mag. Der moderne Geschichtsroman ist von Gregor Samarow mit den rohesten Effekten ausgestattet worden. Die histor. Novelle hat Konr. Ferd. Meyer mit Geist und glänzender Gestaltungskraft herausgearbeitet; auch Ludwig Laistner fühlt sich im Mittelalter besonders wohl. Während uns Sacher-Masoch, Vacano, Lindau und zumal die zahlreichen Autoren von Kriminalgeschichten mit Vorliebe in die schwüle Atmosphäre moderner Großstadtsitten hineinführen, betont Jul. Stinde die fast kleinstädtisch behaglichen Seiten Berliner Familienlebens und weiß Heinr. Sei-

del mitten in Spreebabel sich einen Poetenwinkel stillvergnügter, natursinniger Genügsamkeit zurechtzumachen. Dieselbe Neigung zur Weltflucht kennzeichnet den hochbegabten, im Grunde melancholischen Humoristen Wilh. Raabe (geb. 1831); der derbere Humor Fr. Th. Vischers schreckt in dem Romane «Auch Einer» auch vor den grellsten tragischen Farben nicht zurück. Als glücklicher, humorvoller Novellist von vielseitigen Vorzügen, vortrefflich in der Naturschilderung, in der histor. Färbung, in der heitern Auffassung des Kleinstadtlebens hat sich Hans Hoffmann erwiesen. Das Epos tritt dagegen ganz zurück, kaum minder die Lyrik. J. Wolffs äußerlich stilgemäße epische Erzählungen sind noch ein Nachklang des romantischen Epos in der Art des Scheffelschen Trompeters, wie Scheffels muntere Lieder in Baumbachs graziöser, aber nicht eben mannigfacher Spielmannspoesie fortwirken; origineller, ein leidenschaftlich und sinnlich vertiefter Nachklang Heines, ist Grisebachs Liedercyklus «Der neue Tannhäuser» (1869). Das Drama hat immer noch einige Jambendichter höhern Stils aufzuweisen, wie den eifrigen H. Kruse, Adolf Wilbrandt, Fitger, den Festspieldichter Hans Herrig u. a.; nachhaltiger drang nur Ernst von Wildenbruch (geb. 1845) durch. Ernste Volksstücke schrieb Anzengruber u. a., heitere l'Arronge, geistreiche Lustspiele Wilh. Jordan, Sittenprobleme behandelte Rich. Voß; große Bühnenerfolge hatten Moser, Schönthan, Kadelburg, Blumenthal mit Lustspielen, Lindau mit Konversationsstücken und einigen ernsten Dramen.

In den achtziger Jahren trat eine Gärung innerhalb der D. L. ein. Die Berliner Kritik begann die Schlagworte «modern» und «realistisch» auszugeben. Um die Brüder Julius und Heinrich Hart (s. d.) bildete sich eine Gruppe, die eine Verjüngung der Litteratur anstrebte. Andererseits wiesen Bleibtreu und, besonders begeistert, M. G. Conrad auf die exakte Technik Zolas hin. Das Suchen nach einem neuen Programm machte sich bemerkbar in der Vorrede zu der von Arendt herausgegebenen Sammlung «Moderne Dichtercharaktere» und in Conrads Zeitschrift «Die Gesellschaft». Eine Zeit lang schien dann manchem aufstrebenden Talent alles Heil in einer möglichst objektiven Wiedergabe der Natur zu liegen. Mit den Kunstbestrebungen verbanden sich entschieden demokratische Neigungen, auch wohl das Bestreben, Illusionen zu zerstören und in erster Linie auf die Häßlichkeiten, Mängel und Schäden des Lebens hinzuweisen. Seit dem Beginn der neunziger Jahre macht sich der Gegenschlag geltend. Das subjektive Element in der Kunst wird wieder stärker betont, und hauptsächlich unter Einfluß Nietzsches wird dem nivellierenden Naturalismus gegenüber Recht und Wert des dichtenden Individuums hervorgehoben.

Es ist vielfach verkannt worden, daß die neue Bewegung sich innerhalb der Lyrik am fühlbarsten machte. Die «Modernen Dichtercharaktere» waren die erste Kundgebung des sog. Jüngsten Deutschlands. Von ältern Dichtern war Ernst von Wildenbruch vertreten, der auf dem Gebiete der patriotischen Lyrik und Balladenpoesie durch eine wuchtige Rhetorik auf jugendliche Gemüter gewirkt hat. Doch hat sich die polit. Begeisterung der Jüngern mehr extrem-radikalen Anschauungen zugewendet, so in den Erstlingen des idealen Anarchisten J. H. Mackay und des durch kräftige Klänge wirksamen socialistisch gesinnten Karl Henckell. Auf die philos. Lyrik hat anfangs noch Schopenhauer, später Nietzsche eingewirkt. Indessen vermochte weder der kokette Weltschmerz Arendts, noch der Pessimismus des unglücklich ringenden H. Conradi in weitern Kreisen Interesse zu erregen. Nachhaltiger wirkte eigentlich nur der siegesfrohe Kampfton des pathetischen Arno Holz, der in seinem «Buch der Zeit» (1885) namentlich auch den socialen Fragen der Gegenwart ein lebhaftes Interesse widmete. Holz entsprach am meisten der Forderung einer realistischen Lyrik, wie sie kurz zuvor aus den Sammlungen älterer Lyriker, C. Ferd. Meyers, Fr. Th. Vischers, Hans Hopfens und Detlev von Liliencrons entgegentrat. Von diesen ist C. F. Meyer ohne Zweifel der abgeklärteste, gedankentiefste und formvollendetste, während sich die derbere Natur Liliencrons (geb. 1844) vielfach in burschikosem Ton gefällt. Er herrscht auch in den Gedichten des reich begabten O. E. Hartleben in Verbindung mit einer Vorliebe für sinnliche Situationen. In metrischer Beziehung wurde insofern eine Neuerung angestrebt, als man mehr und mehr zu den sog. freien Rhythmen griff. Ein Ringen mit der Sprache zeigt sich darin, daß man begann, die Sätze in abgerissene Worte und Exklamationen aufzulösen. Seit dem Beginn der neunziger Jahre übt der Symbolismus (s. d., Bd. 17) und die Décadencelyrik (s. Décadence, Bd. 17) der Franzosen einen Einfluß; die Situationslyrik beginnt einer Stimmungslyrik zu weichen. Mit klingenden Farben und farbenbunten Tönen operiert besonders Dauthendey, aber auch der leicht satirisch und burschikos heiter gesinnte Bierbaum, und österr. Lyriker (Dörmann, Schaukal, P. Altenberg, Stefan George, Hugo von Hofmannsthal u. a.) bewegen sich in derselben Richtung. Teils stark naturalistisch, teils der Décadence und dem Symbolismus zuneigend ist die oft machtvolle, aber nicht selten gesucht-naive und noch ungeklärte Lyrik Richard Dehmels, während Falke gelegentlich zum Herzen sprechende Töne findet. Teilweise auf ältere Vorbilder, ohne doch den Einfluß der Moderne zu verleugnen, griffen K. Busse, L. Jacobowski u. a. zurück; auch die Vertreter der Heimatkunst schließen sich vielfach an solche an, so A. Bartels, F. Lienhard u. s. w.

Bedeutenden Anteil an der neuesten Lyrik nehmen auch die Frauen. Viele freilich suchen krasse Talentlosigkeit durch emancipierte Allüren zu verbergen. Um so enthusiastischer ist die anspruchslose und echt frauenhafte Johanna Ambrosius begrüßt worden, während neuerdings die bedeutend höher talentierte Anna Ritter viel Anklang gefunden hat.

Das Epos hat als unmoderne Gattung fast gar keine Pflege gefunden, abgesehen von Heinr. Harts «Lied der Menschheit» (begonnen 1887) und Eugenie delle Grazies «Robespierre» (1894).

Auf dem Gebiete des Romans hat der Einfluß der franz. Naturalisten, namentlich Zolas, gewirkt. Dem Pariser Socialroman Zolas bildete Kretzer (s. d.) seine stark mit den Mitteln der Colportagelitteratur arbeitenden, aber doch auf Beobachtung basierten Berliner Socialromane nach; auch H. Heiberg bethätigte sich mit entschiedenem Können auf diesem Gebiete. Großes Geschick zeigen auch P. Lindaus Romane, ohne eigentliche Kunstwerke zu sein. Mit ernstem Streben haben jüngere Schriftsteller, Holländer, Land u. a., dem realistischen Berliner Roman ihre Thätigkeit zugewandt. Auf dem Gebiet der Berliner Novelle hat der gewandte, aber auf pikante Situationen mehr als billig bedachte

Heinz Tovote Erfolge erzielt. Die Pflege einer auf Münchener Boden spielenden Roman- und Novellenlitteratur hat sich M. G. Conrad (s. d.) angelegen sein lassen. In seine ostpreuß. Heimat führte mit viel größerm Glück in seinen Romanen Sudermann (s. d.), der auch als Novellist eine bedeutende tragische Kraft entfaltet hat. Auf die Spitze getrieben wurden die Tendenzen der naturalistischen Schule durch Holz und Schlaf in dem Roman «Papa Hamlet», in dem sich die Handlung in Milieuschilderung auflöst, der aber ebenso wie die als Experimente interessanten novellistischen und dramat. Skizzen der beiden auf das Drama G. Hauptmanns eingewirkt hat. Die Überwindung des Naturalismus, die der Wiener H. Bahr am lautesten verkündete, hat neuerdings eine Hintansetzung des Stofflichen in der Erzählung bewirkt, dagegen zu stilistischen Neuerungen geführt. Die schärfere Betonung der Charakterschilderung hat zu dem rein psycholog. Roman geführt, worin auch mehrere Frauen, wie Helene Böhlau, Emil Marriot (Mataja) u. a., Anerkennenswertes geleistet haben, von denen manche auch die Frauenfrage mit Glück behandelten. Bestimmte Bevölkerungs-, Gesellschafts- und Berufsklassen wurden mit realistischer Treue geschildert in den Werken Roseggers, Ganghofers, G. von Omptedas, W. von Polenz', Klara Viebigs, G. Frenssens («Jörn Uhl»), während der tüchtige und humorvolle E. von Wolzogen seine Kraft allzusehr zersplittert und neuerdings den übermütigen, pikanten Stil der Pariser Cabarets auf die Variétébühne (Überbrettl) zu verpflanzen suchte, um dieser litterar. Gehalt zu verleihen.

Für das Drama wurde zuerst eine realistischere Inscenierung angestrebt durch die Musteraufführungen der Opern R. Wagners in Bayreuth, die Vorstellungen der Meininger Hofschauspieler und des Deutschen Theaters in Berlin, was weiterhin ein Streben nach realistischerm Spiel zur Folge hatte. Von einschneidender Bedeutung für die dramat. Produktion wurde das Vorbild des Norwegers Ibsen, dessen die Alltagssprache kopierende Dialogführung, dessen Frauentypen, dessen Probleme und dessen Art, das Drama mit einem Fragezeichen abzuschließen, in gleicher Weise aufgegriffen wurden. Einflüsse Ibsens, des Zolaschen Romans und wohl auch Tolstojs kreuzen sich in G. Hauptmanns Erstlingsdrama «Vor Sonnenaufgang». In den spätern Dramen hat sich Hauptmann von diesen Einflüssen mehr und mehr frei gemacht, ohne sein von Anfang an reiches Können in Bezug auf sein nuancierte Seelenschilderungen («Fuhrmann Henschel», «Der arme Heinrich») zu verleugnen. Einen lyrischen Charakter tragen die in der Mischung realistischer Milieuzeichnung und phantastischer Traumbilder eigenartig reizvollen Dramen «Hannele» (1894) und «Die versunkene Glocke» (1896), während «Die Weber» (1892) und mehr noch «Florian Geyer» (1895) episch zerfließen. Mehr dramat. Rückgrat zeigen die im übrigen gröber gearbeiteten Dramen des für schneidende Satire besonders talentierten Sudermann (s. d.). Max Halbe hatte einen nachhaltigen Erfolg mit seinem durch vollsaftiges Leben und glückliche Charakteristik wirksamen Liebesdrama «Jugend», das, wie die meisten seiner neuern Dramen, mit Glück westpreuß. Verhältnisse schildert. Entschiedenes dramat. Talent hat auch O. E. Hartleben, neben dem neuerdings M. Dreyer, Ph. Langmann, M. Burckhard, O. Ernst (Schmidt) und andere mit Erfolg auftraten.

Dem realistischen Zuge haben sich übrigens auch ältere Dramatiker nicht entzogen, so Wildenbruch (s. d.) und Rich. Voß (s. d.). Andere, wie Philippi, schwanken zwischen der Technik der L'Arronge und Lubliner und der Sudermanns. Das alte Salonstück hat neuerdings in L. Fulda (s. d.) einen begabten Vertreter gefunden, der auch als kongenialer Übersetzer Molières und Verfasser graziös versifizierter satir. Märchenspiele Bühnenerfolge erzielte. — Eine Zeittafel der deutschen Litteraturgeschichte s. beim Artikel Deutsche Litteratur, Bd. 17.

Von den zahlreichen Hilfsmitteln für das Studium der Geschichte der D. L. seien hervorgehoben:

1) Gesamtdarstellungen. Das grundlegende Werk von Gervinus, «Geschichte der deutschen Dichtung» (5 Bde., Lpz. 1835—40; 5. Ausg., hg. von Bartsch, ebd. 1871—74), ist trotz der oft einseitigen ästhetischen Beurteilung wegen seiner geistvollen und selbständigen Darstellung und Gruppierung noch heute unveraltet. Die gelehrten Arbeiten von Koberstein («Grundriß zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur», Lpz. 1827; 5. Aufl., 5 Bde., hg. von Bartsch, ebd. 1872—74), von Wackernagel («Geschichte der D. L.», Basel 1848; 2. Aufl., 2 Bde., hg. von Martin, ebd. 1879—94), von Goedeke («Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung», 3 Bde., Hannov. und Dresd. 1856—81; 2. Aufl., Bd. 1—7, Dresd. 1884—1902) legen mehr Wert auf gründliche Sammlung und Verarbeitung des Materials als auf fesselnde Darstellung, bilden aber die Grundlage jeder litterarhistor. Forschung. In Vilmars trefflich geschriebener «Geschichte der deutschen Nationallitteratur» (Marb. 1845; 25. Aufl. 1900) tritt der ausgesprochen protestantisch kirchliche, in Lindemanns «Geschichte der D. L.» (7. Aufl., hg. von Salzer, Freib. i. B. 1898) der kath. Standpunkt des Verfassers stark hervor. Kurz' «Geschichte der D. L.» (7. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1876) fügt in die Darstellung Biographien und Proben ein. Hervorzuheben sind ferner die Werke von W. Scherer, «Geschichte der D. L.» (Berl. 1883; 9. Aufl., ebd. 1902) und A. Bartels, «Geschichte der D. L.» (2 Bde., Lpz. 1901—2). In Kürschners «Deutscher Nationallitteratur» ist die ältere Litteratur von Golther, die neuere von Borinski dargestellt. Von Schulbüchern sind besonders hervorzuheben die von Kluge («Geschichte der deutschen Nationallitteratur», 30. Aufl., Altenb. 1899) und Koch (in der «Sammlung Göschen», 4. Aufl., Lpz. 1900); reichen illustrativen Schmuck haben Darstellungen von König («Deutsche Litteraturgeschichte», Bielef. 1879; 26. Aufl. 1897), von Leixner («Geschichte der D. L.», 5. Aufl., Lpz. 1899) und Vogt und Koch («Geschichte der D. L.», ebd. 1896 fg.). Könnecke bearbeitete einen «Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur» (2. Aufl., Marb. 1895).

2) Einzelne Perioden. Die ältesten Spuren unserer Dichtung untersuchte R. M. Meyer («Die altgerman. Poesie», Berl. 1889). Über die D. L. des Mittelalters handelten Uhland («Geschichte der altdeutschen Poesie», Bd. 1 u. 2 seiner «Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage», Stuttg. 1865—66) und Kögel («Geschichte der D. L. bis zum Ausgang des Mittelalters», Bd. 1, Tl. 1 u. 2, Straßb. 1894—97), populär Khull («Geschichte der altdeutschen Dichtung», Graz 1886); Kelle stellte die «Geschichte der D. L. von der ältesten Zeit bis zum 13. Jahrh.»

(2 Bde., Berl. 1892—96) dar, Scherer die «Geschichte der deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrh.» (Straßb. 1875); die althochdeutsche Litteratur skizzierte Kögel, die mittelhochdeutsche Vogt, die mittelniederdeutsche Jellinghaus in Pauls «Grundriß der german. Philologie», Bd. 2 (2. Aufl., Straßb. 1901). Hagen schilderte «Deutschlands litterar. und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter» (3 Bde., Frankf. a. M. 1843). Die Anfänge der neuern Litteratur bespricht Lemcke («Geschichte der deutschen Dichtung neuerer Zeit. Erster Band: Von Opitz bis Klopstock», Lpz. 1871). Dem 18. Jahrh. gilt Hillebrand, «Die deutsche Nationallitteratur seit dem Anfange des 18. Jahrh.» (3 Bde., Gotha 1845—47; 3. Aufl. 1875); Biedermann, «Deutschland im 18. Jahrh.» (4 Bde., Lpz. 1875—80); das treffliche Werk Hettners, «Litteraturgeschichte des 18. Jahrh.» (3 Tle. in 6 Bdn., Braunschw. 1856—72; 4. Aufl. 1879—95); vornehmlich auch Julian Schmidts «Geschichte der D. L. von Leibniz bis auf unsere Zeit» (5 Bde., Berl. 1886—96). Die Litteratur des 19. Jahrh. behandeln Gottschall, «Deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrh.» (7. Aufl., 4 Bde., Bresl. 1901—2); Georg Brandes, «Die Litteratur des 19. Jahrh. in ihren Hauptströmungen» (aus dem Dänischen, Lpz. 1883 fg.; darin Bd. 2: «Die romantische Schule in Deutschland», 1887; Bd. 6: «Das junge Deutschland», 2. Aufl. 1896); H. Bahr, «Studien zur Kritik der Moderne» (Frankf. a. M. 1894); Eugen Wolff, «Geschichte der D. L. in der Gegenwart» (Lpz. 1896); Alfred Biese, «Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker» (Berl. 1896); vortrefflich sind die litterar. Abschnitte in H. von Treitschkes «Deutscher Geschichte im 19. Jahrh.» (5. Aufl., 5 Bde., Lpz. 1889—94); eine ausgezeichnete Monographie widmete Rudolf Haym der «Romantischen Schule» (Berl. 1870); Prölß' Buch über «Das junge Deutschland» (Stuttg. 1892) ist sehr einseitig gehalten. Auch die neueste Zeit behandeln: Ad. Stern, «Die deutsche Nationallitteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart» (4. Aufl., Marb. 1900); P. Heinze, «Geschichte der D. L. von Goethes Tode bis zur Gegenwart» (2. Aufl., Lpz. 1902); Fr. Kirchner, «Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrh.» (2. Aufl., Caff. 1903); Bartels, «Die deutsche Dichtung der Gegenwart» (4. Aufl., Lpz. 1901); Thomas, «Die letzten 20 Jahre deutscher Dichtung» (2. Aufl., ebd. 1900); R. M. Meyer, «Die deutsche Litteratur des 19. Jahrh.» (Berl. 1900); ders., «Grundriß der neuern deutschen Litteraturgeschichte» (ebd. 1902); Hanstein, «Das jüngste Deutschland» (2. Aufl., Lpz. 1901).

3) Einzelne Länder. Außer speciellen Litteraturdarstellungen für Österreich (so Nagl und Zeidler, «Deutsch-österr. Litteraturgeschichte», 2 Bde., Wien 1898—1902), Bayern u. s. w. ist besonders Bächtolds «Geschichte der D. L. in der Schweiz» (Frauenf. 1892) hervorzuheben; dazu die Arbeit von Mörikofer, «Die schweiz. Litteratur des 18. Jahrh.» (Lpz. 1861).

4) Einzelne Gattungen. Für das Drama vgl. Prölß, «Geschichte des neuern Dramas» (3 Bde. in 5 Abteil., Lpz. 1880—83); Creizenach, «Geschichte des neuern Dramas» (Bd. 1, Halle 1893); Litzmann, «Das deutsche Drama in den litterar. Bewegungen der Gegenwart» (4. Aufl., Hamb. 1897); Berendt, «Schiller—Wagner, Ein Jahrhundert der Entwicklungsgeschichte des deutschen Dramas» (Berl. 1900); Friedmann, «Das deutsche Drama des 19. Jahrh.» (2 Bde., Lpz. 1900—3); für den Roman Bobertag, «Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland» (2 Bde., Bresl. 1876—84); Mielke, «Der deutsche Roman des 19. Jahrh.» (3. Aufl., Braunschw. 1898).

5) Zeitschriften. Für altdeutsche Litteratur sind besonders wichtig die «Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur» (begründet von M. Haupt, jetzt hg. von E. Schröder und G. Roethe, Lpz. 1841 fg.; Berl. 1856 fg.); die «Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur» (begründet von H. Paul und W. Braune, jetzt hg. von E. Sievers, Halle 1874 fg.); die «Germania» (begründet von F. Pfeiffer, 37 Bde., Stuttg. und Wien 1856—92); die «Zeitschrift für deutsche Philologie» (begründet von J. Zacher, jetzt hg. von H. Gering und F. Kaufmann, Halle 1869 fg.); für neuere D. L. das «Weimarische Jahrbuch für deutsche Sprache, Litteratur und Kunst», hg. von Hoffmann von Fallersleben und O. Schade (6 Bde., Hannov. 1854—57); das «Archiv für Litteraturgeschichte», hg. von Gosche und Schnorr von Carolsfeld (15 Bde., Lpz. 1870—87); die «Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte», hg. von Seuffert (6 Bde., Weim. 1888—93); neuerdings «Euphorion» (hg. von A. Sauer, Wien 1894 fg.) und «Das literar. Echo» (hg. von J. Ettlinger, Berlin, seit 1898); nur mit Goethe beschäftigt sich das «Goethe-Jahrbuch», hg. von Geiger (Frankf. 1880 fg.); nur mit Grillparzer das «Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft» (Wien 1890 fg.). «Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte», hg. von Elias, Osborn u. a., erscheinen seit 1892 (1892—95 in Stuttgart, 1895—99 in Leipzig, seitdem in Berlin).

6) Sammlungen. Von den zahllosen Anthologien sei hier nur Wackernagels «Deutsches Lesebuch» (5 Bde., 3.—5. Aufl., Baf. 1873 fg.) erwähnt; für die älteste Zeit ferner «Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8.—12. Jahrh.», hg. von Müllenhoff und Scherer (3. Aufl., 2 Bde., Berl. 1892). Eine weitschichtig angelegte, von verschiedenen Gelehrten bearbeitete Sammlung der bedeutendern Werke unserer gesamten Litteratur bildet die von Jos. Kürschner herausgegebene «Deutsche Nationallitteratur» (Stuttgart, ohne Jahr, 1882—98: 220 Bde.). Die «Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart» (Tüb. und Stuttg. 1843 fg.) bringt in ihren (bis 1902) 226 Bänden viele wichtige mittel- und neuhochdeutsche Textpublikationen. Mittelhochdeutsche Werke sind gesammelt (mit Anmerkungen) in den «Deutschen Klassikern des Mittelalters», hg. von Pfeiffer und Bartsch (12 Bde., Lpz. 1870—91), den «Deutschen Dichtungen des Mittelalters», hg. von Bartsch (7 Bde., ebd. 1872—88), der «Germanistischen Handbibliothek», begründet von Zacher (8 Bde., Halle 1869—93), der «Altdeutschen Textbibliothek», hg. von Paul (10 Bde., ebd. 1882 fg.) u. a. «Elsäss. Litteraturdenkmäler» gaben E. Martin und E. Schmidt heraus (5 Bde., Straßb. 1878—87), eine «Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz» Bächtold und Vetter (6 Bde. und Ergänzungsband, Frauenf. 1877—92); von den «Ältern tirolischen Dichtern» (Innsbr. 1874 fg.) sind 3, von den «Niederdeutschen Denkmälern», hg. vom Verein für niederdeutsche Sprachforschung, sind 6 (Brem. 1876 fg.), von den «Drucken des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung» 3 Bände (Norden 1886 fg.) erschienen. «Deutsche Dichter des 16. Jahrh.» (18 Bde., Lpz. 1868—85) und «Deut-

sche Dichter des 17. Jahrh.» (15 Bde., ebd. 1869—85) gaben Goedeke und Tittmann heraus. Die «Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrh.», hg. von Braune (Halle 1876 fg.), haben bis 1902: 192, die «Deutschen Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrh.», begründet von Seuffert, jetzt hg. von Sauer (Heilbr. 1881 fg., dann Stuttg. 1890 fg., dann Lpz. 1896 fg., seit 1899 Berlin), bis 1902: 123 Nummern erreicht; die «Berliner Neudrucke», hg. von Geiger und Ellinger (Berl. 1888 fg.), sind 1894 bei der 3. Serie, die «Wiener Neudrucke» (Wien 1883 fg.) beim 11. Hefte angelangt. Auch Reclams «Universalbibliothek» (bis 1903 über 4300 Nummern) enthält zum größten Teil Werke der deutschen Dichtung älterer und neuerer Zeit. Dichtungen aus der Gegenwart allein enthalten: «Moderne Dichtercharaktere», hg. von Arendt (Berl. 1885; 2. Aufl. u. d. T. «Jungdeutschland», Lpz. 1886); «Cottascher Musenalmanach für das J. 1891» (und folgende), hg. von O. Braun (Stuttg. 1891 fg.); «Moderner Musenalmanach auf das J. 1893» (2. Jahrg., 1894), hg. von O. J. Bierbaum (München); «Neuere deutsche Lyrik», ausgewählt und hg. von Karl Busse (mit Einleitung; Halle a. S. 1895); «Deutsche Lyrik von heute und morgen», mit einer geschichtlichen Einleitung hg. von Alex. Tille (Lpz. 1896); «Aus tiefster Seele», Blütenlese deutscher Lyrik, hg. von Bartels (3. Aufl., Lahr 1902) u. a.

Deutsche Litteraturzeitung, 1880 von Max Roediger in Berlin gegründete Wochenschrift, die in kritischen Besprechungen hervorragender Gelehrter eine Überschau über neue Erscheinungen auf allen Gebieten der Wissenschaft giebt. Verleger: B. G. Teubner in Leipzig; Herausgeber: P. Hinneberg.

Deutsche Lokal- und Straßenbahngesellschaft, seit 1890 Aktiengesellschaft unter der Firma Allgemeine Lokal- und Straßenbahngesellschaft für Erbauung, Erwerbung und Betrieb von Lokal- und Straßenbahnen und von elektr. Stromlieferungsanlagen; Sitz in Berlin (früher Dortmund). Sie besitzt und betreibt: Elektrische Straßenbahnen in Bromberg (13 km; nebst Licht- und Kraftwerk), Chemnitz (62), Danzig (39), Dortmund (42), Duisburg (33), Kiel (31), Lübeck (18), Frankfurt a. O. (15 km; nebst Elektricitätswerk) und Görlitz (18 km), ferner Elektrische Hörder-Kreisbahnen (18 km) und die Drachenfelsbahn (s. d.); außerdem besitzt sie zahlreiche Konzessionen. Die Gesellschaft wurde 1881 mit einem Aktienkapital von 5 Mill. M. gegründet und dieses nach Reduktion auf $2\frac{1}{2}$ Mill. im J. 1885 allmählich bis auf 17 Mill. M. erhöht. Aufgenommene Anleihen 1896: 15, 1898: 5, 1900: 10 Mill. M. Kurs der Aktien 1895—1901: 160, 179, 216, 210, 185,25, 170,8, 140 Proz.; Dividenden 8, 9, 10, 10, 10, $8\frac{1}{2}$, 7 Proz.

Deutsche Lutherstiftung, s. Lutherstiftung.

Deutsche Marine, Kriegsflotte, s. Deutsches Heerwesen II; Handelsflotte, s. Deutschland und Deutsches Reich (Verkehrswesen), dazu ebenda die Abbildungen der Flaggen auf Tafel: Flaggen des Deutschen Reichs.

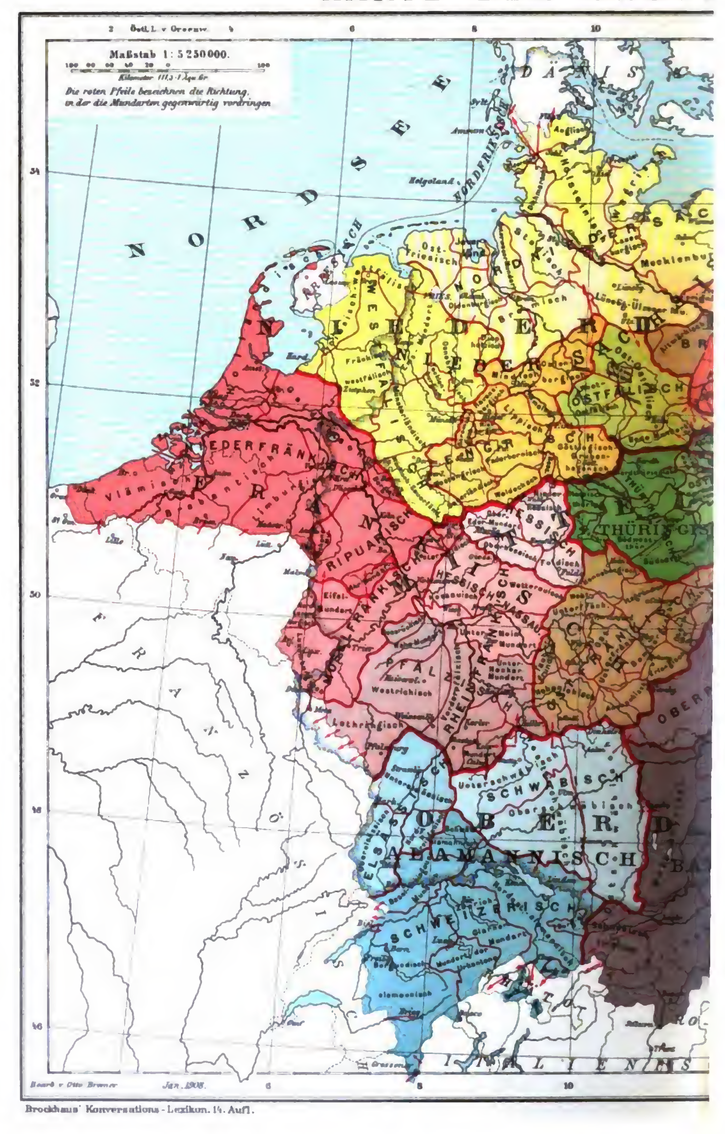
Deutsche Mathematikervereinigung, s. Bd. 17.

Deutsche Meile, s. Meile.

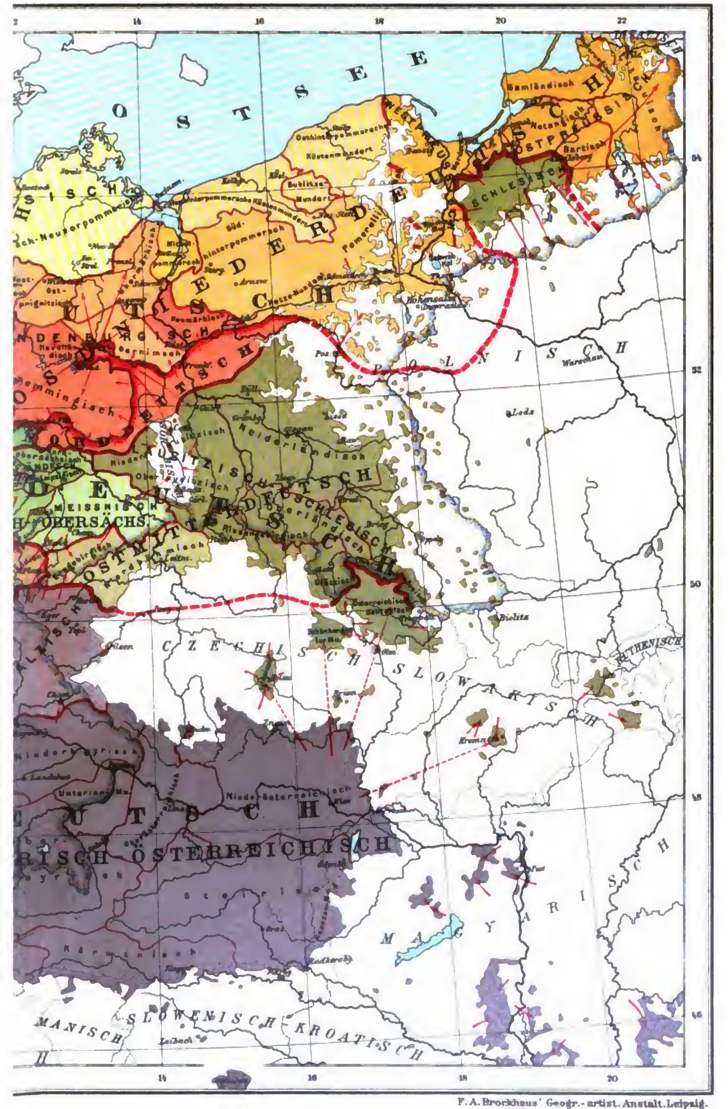
Deutsche Morgenländische Gesellschaft, s. Asiatische Gesellschaften.

Deutsche Mundarten, die eigenartigen, verschiedenen Sprechweisen innerhalb des deutschen Sprachgebietes. Im weitern Sinne gehören hierher die sprachlichen Eigenheiten der verschiedenen Stände, wie sie überall, mehr oder minder ausgeprägt, zu Tage liegen (z. B. Studentensprache, Offiziersjargon, Juristendeutsch, Schiffersprache, Judendeutsch u. s. w.). Im besondern aber begreift man unter den D. M. die landschaftlich verschiedenen Sprechweisen im Gegensatze zur deutschen Gemeinsprache. Dieser Gegensatz besteht erst seit der Zeit, in der diese Gemeinsprache entstanden ist. (S. Deutsche Sprache.) Vordem waren alle D. M. einander gleichberechtigt, galt jede Mundart als vollberechtigtes gutes Deutsch. Seitdem unsere Gemeinsprache sich in immer weitern Kreisen Geltung verschafft, nehmen in der allgemeinen Wertschätzung die Mundarten einen niedern Rang ein, wie sie auch vorzugsweise im Munde des sog. kleinen Mannes fortleben. Das gilt besonders von Norddeutschland. In Süddeutschland ist die ursprüngliche Kraft der Mundart weit weniger gebrochen, und auch die Gebildeten bedienen sich ihrer noch mit Vorliebe. Man vergegenwärtige sich, daß unsere oft sehr verkannten Mundarten das ehrwürdige Ergebnis einer vielhundertjährigen Entwicklung unserer deutschen Muttersprache darstellen, keineswegs ein verdorbenes Schriftdeutsch. Das Schriftdeutsch unserer Tage ist seinerseits ein künstliches Kulturerzeugnis, zu dem die verschiedenartigsten Mundarten beigesteuert haben und noch immer beisteuern. Das sog. Schriftdeutsch wird nirgends, selbst auf der Bühne kaum, völlig rein gesprochen, hat überhaupt nur eine ideelle Existenz. Besonders die Aussprache beruht überall auf der Mundart. Auch einem gebildeten Mecklenburger, ebenso einem Berliner, Sachsen, Schwaben oder Österreicher, wenn er auch ein noch so gutes Deutsch sich zu sprechen bemüht, hört man es an, wo seine Wiege gestanden hat.

Die D. M. beruhen auf einer Differenzierung, wie sie im Laufe der Zeit innerhalb jeder größern sprachlichen Gemeinschaft mit Naturnotwendigkeit eintreten muß, und die parallel geht mit den andern, überall verschiedenen Gewohnheiten und Äußerungen des menschlichen Geistes. Wie die Sitte, der Geschmack, das Temperament, der Volkscharakter u. s. w. im Norden anders ist als im Süden, im Osten anders als im Westen, so auch die Sprache. Alle diese Unterschiede gehen in sehr alte Zeit zurück, in eine Zeit, in welcher es noch keine deutsche Nation gab, sondern in welcher der Schwabe sich nur als Schwabe, der Thüringer sich nur als Thüringer fühlte, keiner aber als Deutscher. Die ältesten und zugleich auch die wesentlichsten Besonderheiten der D. M. beruhen auf der einstmals abgeschlossenen Stellung der deutschen Stämme. Man hat früher geglaubt, die mundartlichen Eigenheiten seien auf die Natur, Klima und Boden zurückzuführen: der Schweizer habe sein rauhes, kratzendes ch von der rauhen Gebirgsluft. Derartige Einflüsse sind nicht nachzuweisen. Auch der Holländer an der See spricht so ein rauhes ch. Vielmehr liegt die Sache so: kein Mensch spricht von Hause aus genau so wie der andere. Überall da, wo sich eine Gruppe von Menschen zu engerer Verkehrseinheit zusammenschließt, bilden sich auch in der Sprache gemeinsame Eigentümlichkeiten aus. Das sehen wir heute noch z. B. an der Studentensprache, am preuß. Offiziersjargon oder an der Gaunersprache. In der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends n. Chr. entstanden die Volksstämme, aus denen die deutsche Nation erwachsen ist. (S. Deutsches Volk.) Jeder Stamm war ein Volk für sich. Der Einzelne fühlte sich nur als Stammesgenosse. Verkehrseinheit und folglich sprach-


KARTE DER DEUTS
Maßstab 1: 5250000.
Die roten Pfeile bezeichnen die Richtung, in der die Mundarten gegenwärtig vordringen
NORDSEE
NORDFRIESISCH
Helgoland
Sylt
Amrum
NIEDERDEUTSCH
NIEDERSÄCHSISCH
Mecklenburg
OSTFÄLISCH
Ost-Friesisch
Fräukisch
NIEDERFRÄNKISCH
Vlämisch
RIPUARISCH
MOSELFRÄNKISCH
HESSISCH
HESSISCH-NASSAU
RHEINFRÄNKISCH
PFÄLZ
Westrichisch
Lothringisch
THÜRINGISCH
OSTFRÄNKISCH
Eifel-Mundart
OBERDEUTSCH
SCHWÄBISCH
ALAMANNISCH
SCHWEIZERISCH
Oberschwäbisch
Brig
FRANKREICH
ITALIEN
DÄNISCH
Brockhaus' Konversations-Lexikon. 14. Aufl.

CHEN MUNDARTEN.



F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt. Leipzig.

licher Austausch bestand nur zwischen den Gauen ein und desselben Stammes. Es bestanden im ersten Jahrtausend n. Chr. überall scharfe Stammesgrenzen, die zu Sprachgrenzen wurden, und dieselben sind zum Teil heutigentags noch nicht verwischt. Auf solchen alten Stammeseinheiten beruhen die Hauptgruppen der D. M. bis auf den heutigen Tag. Noch heute scheiden wir wie vor 1½ Jahrtausenden Bayrisch, Schwäbisch-Alamannisch, Fränkisch, Thüringisch und Sächsisch (d. h. Niedersächsisch, s. unten). Die Grenzen haben sich seit den Zeiten Chlodwigs nicht erheblich verschoben. Die Unterschiede dieser Mundarten waren in ältester Zeit nicht so bedeutend. Je längere Zeit ein Stamm in seiner Besonderheit und Abgeschlossenheit sich gehalten hat, um so mehr sind die sprachlichen Abweichungen dem Nachbarstamme gegenüber verschärft worden.

Innerhalb jeder dieser großen Gruppen hat es nun stets kleinere gegeben. Jeder Stamm zerfiel wieder in kleinere Stämme, deren jeder wiederum für sich ziemlich abgeschlossen lebte und eine besondere, kleinere sprachliche Gemeinschaft bildete. Aus der schwäb.-alamann. Gruppe sondert sich noch heute das Schwäbische als eine eigene Mundart aus, entsprechend der alten Stammeseinheit der Schwaben. Dem Bayrischen gehört das Oberpfälzische als eine selbständige Mundart an. Die ripuarischen und die salischen Franken (d. i. Niederfranken) sind mundartlich scharf voneinander geschieden. Der Stamm der Niedersachsen setzte sich aus den Nordalbingiern, Westfalen, Engern und Ostfalen zusammen, und die niedersächs. Mundart zerfällt dem entsprechend noch heute in eine nördliche (deren Umfang sich freilich erheblich vergrößert hat), eine westfälische, engrische und ostfälische; die Grenzen der letztern drei sind jene alten Stammesgrenzen. Innerhalb derartiger kleinerer Mundarten hat es stets wiederum mundartliche Besonderheiten gegeben, die im Laufe der Zeit erheblich größer geworden sind. Zum Teil richten sich solche nach polit. Verwaltungseinheiten, wenn diese von Dauer gewesen sind. Z. B. zerfällt die Mundart des Elsaß in die des Nordgaus und die des Sundgaus. Oder die alte Grafschaft Henneberg bildet innerhalb des Ostfränkischen eine Mundart für sich. Zum Teil war ein natürliches Verkehrshindernis, z. B. ein Moor oder ein Gebirge, der Grund, weshalb der Verkehr und somit der sprachliche Austausch von hüben nach drüben ein verhältnismäßig geringer war. Dies ist z. B. bei dem Oberschwäbischen gegenüber dem Unterschwäbischen der Fall: beide Mundarten trennt die Rauhe Alb. In nur wenigen Fällen vermögen wir das Alter derartiger kleinerer mundartlichen Sonderungen zu bestimmen. Das können wir vor allem da, wo sprachliche Neuerungen nur bis zu einer bestimmten Linie vorgedrungen sind, welche fortan eine Sprachgrenze bildet. Derartige Grenzlinien pflegen zwar im großen und ganzen mit den gegebenen Mundartengrenzen zusammenzufallen. Es giebt aber auch viele Beispiele, wo eine durchgreifende sprachliche Neuerung bei ihrem Vordringen mitten innerhalb einer Mundart Halt macht. Z. B. ist die Diphthongierung der alten i, û und â zu ei, au und eu (z. B. Zit zu Zeit, Hûs zu Haus, Lûte zu Leute) in Thüringen von Osten her nur ungefähr bis zu einer Linie Sangerhausen-Artern-Weimar-Ilmenau vorgedrungen, so daß die Mundart des westl. Thüringens sich von der des östlichen abhebt. Der gleiche Unterschied trennt das Lothringische von dem Rheinpfälzischen, das Niederhessische von der Obereder-Mundart, das Waldecksche von dem Westengrischen und Paderbornschen, das Mindische und Calenbergische von dem südlichern Engrischen, das nördl. und östl. Ostfälische von dem westlichen, das Geldernsche von dem Brabantischen und Holländischen.

Ungefähr seit der Mitte des ersten Jahrtausends n. Chr. ist die deutsche Sprache in die folgenden Mundarten gespalten: I. Alamannisch: a. Schweizerisch (Südalamannisch), b. Elsässisch, c. Schwäbisch. II. Langobardisch (im 9. Jahrh. ausgestorben). III. Bayrisch: a. Bayrisch im engern Sinne, b. Oberpfälzisch. IV. Fränkisch: a. Ostfränkisch, b. Rheinfränkisch, c. Hessisch, d. Moselfränkisch (ripuar.-rheinfränk. Übergangsmundart), e. Ripuarisch, f. Niederfränkisch. V. Thüringisch. VI. Sächsisch (d. i. Niedersächsisch): a. Nordniedersächsisch, b. Westfälisch, c. Engrisch, d. Ostfälisch. Mit Ausnahme von I b und IV a, b und d entspricht jede Mundart einem besondern alten Stamme. In Rheinfranken haben sich mit den eingewanderten, herrschenden Franken leiblich wie sprachlich Alamannen im Süden, Hessen im Norden gemischt; in Ostfranken Thüringer. Auch das alamann. Elsaß hat eine geringe Beimischung fränk. Elements. (Hierzu: **Karte der deutschen Mundarten.**)

Diese Mundarten bestanden bereits, als seit der Mitte des ersten Jahrtausends n. Chr. eine für die deutsche Sprachgeschichte hervorragend wichtige süddeutsche Lautveränderung eine außerordentlich räumliche Ausdehnung nach Norden zu gewann: die **althochdeutsche Lautverschiebung.** (S. Lautverschiebung und Deutsche Sprache, Geschichte.) Dieser Lautwandel erstreckte sich auf die Aussprache des p, t, k, b, d und g und war daher von so durchgreifender Wirkung, daß man seitdem die D. M. in zwei Hauptgruppen einteilt: in solche, welche die Verschiebung durchgemacht haben, und solche, welche dieselbe nicht kennen. Letztere nennt man **niederdeutsche** oder **plattdeutsche**, erstere **hochdeutsche.** (Für hochdeutsch gebrauchte man früher auch die Bezeichnung oberdeutsch.) Diese sprachliche Trennung von Nord und Süd ist die folgenschwerste von allen sprachlichen Trennungen Deutschlands gewesen. Sie bewirkte, daß man diesseit und jenseit der Sprachgrenze sich nicht mehr verstand, und brachte die Gefahr mit sich, daß die deutsche Sprache in zwei, nicht mehr Mundarten, sondern Sprachen zu zerfallen drohte, eine Gefahr, welche für Niederdeutschland nur durch die Herrschaft der hochdeutschen Schriftsprache abgewendet worden, und welche für die Niederlande zur Wirklichkeit geworden ist. Der Bruch wäre bei weitem größer gewesen, wenn die hochdeutsche Lautverschiebung in allen ihren Phasen gleichmäßig durchgedrungen wäre. Das ist jedoch nicht der Fall gewesen. Vielmehr drang sie zeitlich wie räumlich Schritt für Schritt vor. Am vollständigsten ist sie im Schwäbisch-Alamannischen und Bayrischen durchgedrungen. Beide Mundarten fassen wir wesentlich in diesem Sinne unter dem Namen **Oberdeutsch** zusammen. Hierzu hat auch das Langobardische gehört. Dem gegenüber nennen wir **Mitteldeutsch** die thüring. und diejenigen fränk. Mundarten, welche die Lautverschiebung mit durchgemacht haben, sowie die durch Mischung beider später entstandenen Mundarten zu beiden Seiten des Erzgebirges und in der Lausitz und Schlesien. Es ergiebt sich also eine neue, von der nach Stämmen zum Teil unabhängige Einteilung der D. M. in

I. Niederdeutsch, II. Hochdeutsch: a. Mitteldeutsch, b. Oberdeutsch. Eine scharfe Grenze zwischen Hochdeutsch und Niederdeutsch läßt sich nur zwischen Rhein und Elbe unbedingt angeben: Die von Süden her vordringende Lautverschiebung hat genau an der sächs. Stammesgrenze Halt gemacht. Die Grenze läuft jetzt nördlich von Siegen, Cassel, Heiligenstadt über den Harz und Staßfurt nach der Saalemündung. (S. die Karte der deutschen Mundarten.) Westlich vom Harz deckt sich die platt- und hochdeutsche Sprachgrenze von jeher genau mit der Stammesgrenze der Sachsen gegen die Thüringer und Hessen; dabei ist der ursprünglich hessische, dann den Sachsen botmäßige Nordzipfel von Kurhessen (nördlich von Cassel), seiner polit. Zugehörigkeit entsprechend, niederdeutsch geblieben. Südlich und östlich vom Harz wurde im Mittelalter auch in dem 531 den Sachsen unterworfenen altthüring. Strich nördlich der Helme und Unstrut niederdeutsch gesprochen. Östlich von der Elbe hat sich die Grenze gleichfalls in der Neuzeit verschoben. Das ganze auf der Karte als norddeutsch bezeichnete Gebiet ist vormals plattdeutsch gewesen und erst allmählich unter dem Einflusse unserer Schrift- und Gemeinsprache hochdeutsch geworden. In Ostpreußen befindet sich, wie die Karte zeigt, innerhalb des niederdeutschen Gebietes eine größere hochdeutsche Sprachinsel infolge der Einwanderung schles. Kolonisten. Das Gebiet, welches wir als niederdeutsch bezeichnen, verdient diesen Namen uneingeschränkt nur im Mittelalter. Seitdem die hochdeutsche Schriftsprache auch die allgemeine Umgangssprache geworden ist, hat das Plattdeutsche mehr und mehr an Boden verloren. Nicht nur geographisch; eine sehr viel größere Einbuße hat es dadurch erlitten, daß die sog. höhern Stände überall sich der hochdeutschen Gemeinsprache zu bedienen anfingen und sich heute in schnell steigendem Maße bedienen. Von den Städten ist diese Bewegung ausgegangen. Heutzutage ist sie bereits auf das Land übertragen. Innerhalb des niederdeutschen Sprachgebietes ist jetzt die große Mehrzahl der Einwohner zweisprachig, und in den größern Städten wird wohl ebensoviel, wenn nicht mehr, hochdeutsch wie plattdeutsch gesprochen. Der Einfluß der hochdeutschen Umgangssprache ist östlich von der Elbe größer als westlich derselben. Am gefährdetsten ist durch die Beeinflussung von seiten Berlins das auch am stärksten von hochdeutschen Elementen durchsetzte Plattdeutsch der Provinz Brandenburg, dessen Tage gezählt sind. Dieses Hochdeutsch auf niederdeutschem Boden, das wir norddeutsch nennen, bildet seit mehr als 300 Jahren eine selbständige Gruppe der hochdeutschen Mundarten, parallel der mittel- und der oberdeutschen Gruppe. Als geogr. Grenze von Hoch- und Plattdeutsch westlich von Westfalen pflegt man eine Linie Siegen-Düsseldorf-Aachen anzugeben. Thatsächlich bildet hier die Grenze nicht eine Linie, sondern ein breiter Gürtel, den die kölnische oder (greifen wir auf den alten Stammesnamen zurück) ripuarische Mundart (s. die Karte) ausfüllt. Die Verschiebung des alten p, t und k zwischen Vokalen zu ff (oder f), ss und ch (althochdeutsch ff, ʒʒ und hh), z. B. in slapen, water, maken zu «schlafen», «Wasser», «machen», sowie die des anlautenden t zu z, z. B. tid zu «Zeit», hat das Ripuarische mit dem Hochdeutschen gemeinsam, und die gewöhnliche Meinung ist es daher, daß die niederdeutsch-hochdeutsche Sprachgrenze im Westen die niederfränkisch-ripuarische sei. Aber in wichtigen andern Punkten steht das Ripuarische auf dem Standpunkte des Niederdeutschen. Vor allem teilt es nicht die für die hochdeutschen Mundarten charakteristische stimmlose Aussprache des anlautenden b, d und g und des inlautenden d und g; ferner, um eine kleinere Einzelheit anzuführen, bleibt p im Auslaut und nach r oder l unverschoben, z. B. in up «auf», dorp «Dorf», helpen «helfen». Es ist sonach durchaus nicht zweifelsohne, ob das Ripuarische dem Hochdeutschen zuzuzählen ist. Am besten bezeichnet man es als eine vermittelnde Übergangsmundart zwischen Hoch- und Niederdeutsch. Es ist ungemein bezeichnend, daß die Lautverschiebung in allen Einzelfällen an der sächs. Stammesgrenze zum Stehen gekommen ist und nirgends diese Grenze überschritten hat. In dem großen Gebiete der fränk. Mundarten lag die Sache anders. Die einzelnen fränk. Mundarten waren nicht so scharf voneinander gesondert, wie das Sächsische es von dem Fränkischen war, und die südlichen fränk. Mundarten sind stark mit oberdeutschen Elementen gemischt. So konnte eine sprachliche Bewegung, wie die Lautverschiebung, einem der fränk. Stämme nach dem andern sich mitteilen, und die Kraft dieser Bewegung, die eine begrenzte war, konnte allmählich auf fränk. Boden erlahmen, so daß die südlichern und östl. Mundarten die Verschiebung in größerm Umfange haben als die nördlichern und westlichen. Auch das Moselfränkische kennt nicht die Verschiebung des d zwischen Vokalen zu t, z. B. in «Leute», sowie die des auslautenden t zu s in «das» und «was». Das Rheinfränkisch-Hessische hat anlautendes p und inlautendes mp und pp unverschoben erhalten, z. B. Pund «Pfund», Strimpe «Strümpfe», Keppe «Köpfe». Die Mundarten östlich vom Thüringer Walde stehen im großen und ganzen auf der Lautstufe des Ostfränkischen. Die oberdeutschen Mundarten unterscheiden sich hinsichtlich der Lautverschiebung seit alters von den mitteldeutschen 1) dadurch, daß inlautendes b und g zwischen Vokalen (z. B. in «ich lebe», «ich liege») als stimmlose Medien (Explosivlaute) gesprochen werden, während die Mitteldeutschen ähnlich wie die Niederdeutschen es als Reibelaut (j oder ch und bilabiales w) sprechen; 2) dadurch, daß altes bb und gg zu pp und ck verschoben ist, z. B. oberdeutsch «Rippe», «Rücken», gegenüber mitteldeutsch «Ribbe», «Rüggen». Auch innerhalb des Oberdeutschen selbst zeigen wiederum die südlichern Mundarten eine fortgeschrittenere Stufe als die nördlichern. Im Oberpfälzischen, Schwäbischen und Elsässischen heißt es «stark», «Ballen», «denken», im eigentlich Bayrisch-Österreichischen und im Schweizerdeutsch, mit Ausnahme des Bündnerischen und der Bodensee-Mundarten, «starch», «Balkchen», «denkchen», in demselben Schweizerdeutsch sogar auch «Chind» für sonst oberdeutsches «Kind». Man stellt diese schweiz. Mundarten als die «hochalamannischen» den «niederalamannischen» gegenüber. Die Lautverschiebung ist, wie man sieht, etappenweise von Süden nach Norden und Westen vorgedrungen. Der heutige Zustand hält ein bestimmtes Zeitbild fest. Geschichtlich betrachtet, ist die Verschiebung allmählich Schritt für Schritt vorgedrungen, so daß ein Bild derselben vor 1000 Jahren ein erheblich anderes Aussehen hatte als heutzutage. So wurde damals z. B. anlautendes b und g in Mitteldeutschland noch stimmhaft (nach norddeutscher Weise) gesprochen, nur in Ober-

deutschland stimmlos (wie jetzt im Hochdeutschen überhaupt). Besonderes Charakteristikum für das Oberdeutsche ist außer den besprochenen Punkten 1) die ursprünglich allgemein hochdeutsche Bewahrung der im Mitteldeutschen aufgegebenen Fortisaussprache (s. Fortis) des aus niederdeutsch p, t, k verschobenen inlautenden ff (f), ss und ch, z. B. in «schlafen», «Wasser», «machen»; 2) die Bewahrung der alten Diphthonge ie und uo (ue), z. B. in «lieb», «Bruder». Ferner ist der Wortschatz in Oberdeutschland von dem mitteldeutschen erheblich abweichend. Weiteres über die Geschichte der mundartlichen Verschiedenheiten s. Deutsche Sprache (Geschichte).

Die D. M. sind wie folgt zu gruppieren:

I. Alamannisch [**hochdeutsch: oberdeutsch**], südlich von Pfalzburg, Weißenburg, Rastatt, Calw, Heilbronn, Hall. Die Ostgrenze bildet ungefähr der Lech.

A. Schweizerisch. Außer der Schweiz gehören dazu die Mundarten am Südabhange des Schwarzwaldes und nördlich und östlich vom Bodensee sowie die von Vorarlberg. Die schweiz. Mundarten heben sich gegen die schwäbischen vor allem durch den Mangel der neuhochdeutschen Diphthongierung ab, z. B. Zit «Zeit», Hûs «Haus», Lûte «Leute». Sie zerfallen in 1) Burgundisch-Alamannisch oder Westschweizerisch: Kanton Solothurn, der südwestl. Zipfel von Aargau, Kanton Luzern und Bern und die deutsche Hälfte von Wallis nebst den Kolonien südlich des Monte-Rosa. Walliser oder Walser (s. d.) sitzen ferner in den Sprachinseln des südl. Graubünden, in und um Davos und in dem Walserthal in Vorarlberg. 2) Mundart der Urkantone Unterwalden, Uri und des südwestl. Teils von Schwyz. 3) Zürich-Glarner Mundart, östlich bis nach Sargans, Churfirsten, Kreuzegg und der Grenze der Kantone Zürich und Thurgau, nördlich bis zum Rhein. 4) Nordostalamannisch oder Nordostschweizerisch: Klettgau, Hegau, Thurgau, Appenzell, St. Gallen mit Ausnahme des Teils südlich vom Churfirsten, Linzgau, Argengau, Allgäu, Bregenzer Wald, Rheinthal, Montafon, Prättigau. 5) Basel-Breisgauer Mundart oder Nordwestschweizerisch, nördlich vom östl. Jura bis zum Belchen und Feldberg. 6) Schwäbisch-Alamannisch, an der Donauquelle.

B. Elsässisch. Außer dem Elsaß (jedoch mit Ausschluß des nördlichsten Streifens) gehört dazu Baden südlich von Rastatt und nördlich vom Feldberge. Charakteristisch gegenüber dem Schwäbischen ist die Erhaltung der alten Monophthonge î, û und û = gemeinsprachlich ei, au und eu; gegenüber dem Schweizerischen und Schwäbischen der Lautwandel von û zu ü und (meist verkürzt ü) z. B. Hüs «Haus». 1) Sundgauisch oder Oberelsässisch. 2) Nordgauisch oder Unterelsässisch, dazu die Mundart der Ortenau, dem gegenüberliegenden Teil von Baden. 3) Mundart des nördl. Breisgaus. Die Stellung dieser letztern Mundart im Verhältnis zum Elsässischen einerseits und zur schweiz. Basel-Breisgauer Mundart andererseits ist noch nicht aufgeklärt.

C. Schwäbisch. Diese Mundart ist besonders lebenskräftig und ist innerhalb der Grenzen des heutigen Württemberg im Norden wie im Süden im Vordringen begriffen (vgl. die Pfeile auf der Karte der deutschen Mundarten). 1) Unterschwäbisch, westschwäbisch, nordwestlich von der Rauhen Alb. 2) Oberschwäbisch, westschwäbisch, südöstlich von ihr, nach Osten zu bis Ulm reichend. 3) Oberschwäbisch, ostschwäbisch, östlich von einer Linie Memmingen, Ulm, Aalen. 4) Kolonistenschwäbisch der kleinen Sprachinseln in Westpreußen und im Kreise Inowrazlaw.

II. Bayrisch-Österreichisch [**hochdeutsch: oberdeutsch**]. Die Mundart des bayr. Stammes hat sich mit den Kolonisten nach Westböhmen und Österreich ausgebreitet. (S. Deutsche Sprache, Ausbreitung, und Deutsches Volk.) Sie reicht westlich fast bis zum Lech. Die Nordgrenze zieht sich von Nürnberg, die Pegnitz entlang zum Fichtelgebirge und schließt das Egerland bis über Karlsbad hinaus ein.

A. Oberpfälzisch oder Nordgauisch. Nördlich von Regensburg und in Westböhmen. Charakteristisch ist oberpfälz. ei und ou für neuhochdeutsch ie und u (= mittelhochdeutsch und bayr.-österr. uo oder ue), z. B. in «lieb», «gut».

B. Altbayrisch-Österreichisch. Es fehlt hier noch an einer genauern Abgrenzung der einzelnen Mundarten. Soweit man zur Zeit zu urteilen vermag, scheint es folgende Untermundarten zu geben: 1) Die untereinander stark abweichenden Tiroler Mundarten in dem deutschen Tirol mit Ausnahme des nordöstl. Zipfels (Rattenberg und Kitzbühel), des Isel- und des östl. Pusterthals. Dazu die aussterbende Mundart der 7 und 13 communi südöstlich und südlich von Trient. Die wichtigste Untermundart ist die des Lechthals und des Oberinnthals mit seinen Seitenthälern; diese Mundart hat einige schwäb. Züge. 2) Westbayrisch, nach Osten zu bis über München hinausreichend. 3) Niederbayrisch (Regensburg, Landshut, Passau, Bayrischer Wald). Die Mundart dringt bei Cham gegen die Oberpfälzische vor. 4) Unterinn-Mundart bis über Passau hinaus. 5) Oberbayrisch am mittlern Inn und an der Salzach. 6) Oberösterreichisch. 7) Niederösterreichisch, dazu die Mundart von Ödenburg und im südl. Mähren. 8) Ober- und Untersteirisch, mit der Heanzen-Mundart in dem benachbarten Ungarn. 9) Ober- und Unterkärntnisch, dazu die Mundart des Isel- und östl. Pusterthals in Tirol. 10) Die Sprachinsel Gottschee und die kleinern Sprachinseln in Krain.

III. Fränkisch [A—D **hochdeutsch: mitteldeutsch**], östlich und nördlich bis zum Thüringer Wald, bis einschließlich Cassel und Siegen, von da fast bis zur Grenze der Rheinprovinz und Westfalens, in den Niederlanden bis einschließlich Zutfen, ausschließlich Harderwyk am Zuidersee.

A. Ostfränkisch, mit oberdeutscher und thüringer Beimischung, nördlich bis zum Thüringer Wald, einschließlich des sächs. Vogtlandes, westlich bis zur Rhön, dem Ostrande des Spessart und fast bis zum Neckar. 1) Oberfränkisch-Vogtländisch, um Bayreuth, Kulmbach und Hof und im Vogtland sowie nördlich und westlich davon bis Greiz, Schleiz und Lobenstein. Eine Untermundart, Übergangsmundart zum Oberpfälzischen, spricht das nördl. Fichtelgebirge. 2) Bambergisch, nördlich bis zum Frankenwald reichend, südlich fast bis Erlangen. 3) Ansbachisch, bis Erlangen, Fürth und Spalt im Osten, Frankenhöhe im Westen. 4) Hohenlohisch im nordöstl. Württemberg an Kocher, Jagst und Tauber, östlich bis zur Frankenhöhe. Im Süden wird die Mundart stark durch das Schwäbische beeinflußt. 5) Die Mundart an und westlich von der untern Tauber. 6) Gäuisch im Ochsenfurter Gäu. 7) Würzburgisch oder West-Unterfränkisch, bis zum Südrande der Rhön, an der Fränkischen Saale mit Ausnahme

des Quellgebietes, südlich fast bis zur Tauber. 8) Schweinfurtisch oder Ost-Unterfränkisch, um Volkach, Schweinfurt, Haßfurt und Zeil. 9) Itzgründisch, südlich bis zum Main (Seßlach, Coburg, Sonneberg, Hildburghausen). 10) Hennebergisch, südlich bis Bischofsheim und Königshofen, östlich bis Schleusingen und zum Thüringer Wald, nördlich bis Schmalkalden und endlich westlich bis zur Rhön.

B. Rheinfränkisch, mit alamann. Beimischung, im Westen Deutsch-Lothringen ausschließlich der Moselgegend mit umfassend; weitere Westgrenze bildet der Hunsrück und eine Linie Boppard-Siegen; nördlich bis einschließlich Marburg, östlich bis zum Vogelsberg und der Fuldaquelle. 1) Lothringisch (altes î, û und ǘ erhalten, z. B. in «Zeit», «Haus» und «Leute») und Pfälzisch bis zum Rheingau und Odenwald, zerfallend in a. Schwäb. Grenzmundart am Neckar um Heilbronn. b. Schwäb. Grenzmundart an der Enz und untern Nagold, um Pforzheim, Wildbad und Calw. c. Badenser Pfälzisch, einschließlich des südl. Odenwaldes. d. Rheinpfälzisch oder Vorderpfälzisch, in der westrhein. Ebene. e. Westrichisch (Hardt und Westrich). f. Nahe-Mundart. g. Hunsrückisch. Pfälzisch wird ferner in den Dörfern Pfalzdorf, Luisendorf und Neu-Luisendorf südlich von Cleve gesprochen, sowie von den Deutschen in Pennsylvania in Nordamerika und am rechten Ufer des Molotschnaja-Flusses in Taurien in Südrußland. 2) Hessisch-Nassauisch. Charakteristikum ist ei und ou für neuhochdeutsch ie und u, z. B. in «lieb», «gut». a. Untermain-Mundart (Mainz, Darmstadt, Frankfurt, Aschaffenburg). b. Wetterauisch, an der Nidda und Kinzig. c. Nassauisch, einschließlich Gießen. d. Oberhessisch um Marburg und an der Ohme.

C. Hessisch im engern Sinne, eine Mundart, die nach dem Stande der Lautverschiebung gewöhnlich zum Rheinfränkischen gestellt wird. Es scheint jedoch eine besondere Hauptmundart zu sein, die allen fränk. Mundarten gegenüber eine eigene Stellung einnimmt. Östlich bis zur Rhön und der Wasserscheide der Fulda und Werra. 1) Obereder-Mundart, östlich bis Frankenau und Gemünden, südlich die obere Lahn mit einschließend. 2) Niederhessisch, an der untern Eder und an der Fulda, von Hersfeld bis Cassel. 3) Fuldisch, vom Vogelsberg bis zur Rhön, nördlich fast bis Hersfeld. Dem Niederhessischen und Fuldischen gemeinsam ist die Erhaltung des alten î, û und ǘ, gegenüber neuhochdeutschem ei, au und eu.

D. Moselfränkisch (rheinfränk.-ripuarische Mischmundart), nördlich bis zur Eifel und einer Linie Linz-Freudenberg. 1) Siegerländisch: der Südzipfel der Provinz Westfalen. 2) Saynisch, südwestlich davon, an der mittlern Sieg. 3) Westerwäldisch, um Altenkirchen und Hachenberg. 4) Moselfränkisch im engern Sinne, an der Mosel von Saarlouis bis Koblenz, in eine nördl. und südl. Hälfte zerfallend; Grenze bei Bernkastel. Ripuarisch gefärbt ist die Mundart von Bitburg, Kyllburg, Prüm und Wachsweiler. 5) Eifel-Mundart. 6) Luxemburgisch, dazu an der Mosel die Gegend um Diedenhofen und das belg. Arlon. 7) Siebenbürgisch, der Luxemburger Mundart am nächsten stehend. a. Nordsiebenbürgisch im Nösnerlande: Bistritzer Mundart. b. Südsiebenbürgisch; α) Hermannstädter, Mediascher, Schäßburger, Repser und Großschenker Mundart; β) Burzenländisch (Kronstadt).

E. Ripuarisch [**mitteldeutsch-niederdeutsch**], nördlich bis Aachen, Düsseldorf und Burscheid. Charakteristisch ist die Bewahrung von altem î, û und ǘ = neuhochdeutsch ei, au und eu. Das Ripuarische ist im ganzen eine ziemlich einheitliche Mundart, nur im östl. Gebirge etwas abweichend. Eigenartig sind 1) die Ahr-Mundart, welche stark von dem Moselfränkischen beeinflußt ist, und 2) die Aachener Mundart, welche den Übergang zum Limburgischen bildet.

F. Niederfränkisch [**niederdeutsch**]. 1) Bergisch. Unter diesem Namen faßt man die voneinander nicht unerheblich abweichenden Mundarten um Remscheid, Elberfeld, Solingen, Hilden, Mettmann, Wülfrath, Werden und Mülheim a. d. Ruhr zusammen. 2) Limburgisch, östlich bis Düsseldorf, nördlich bis Krefeld, Venlo und Weert, westlich bis Diest und St. Truyen und Tienen. Der Südzipfel der Mundart umfaßt noch Eupen (südlich von Aachen). Altes î, û und ǘ erhalten. 3) Geldersch, am Niederrhein und an der Maas, westlich bis vor die Thore des einst geldrisch, jetzt holländisch sprechenden Utrecht. Altes î, û und ǘ nicht diphthongiert. Eine besondere Untermundart ist das Südgeldersche, südlich von Cleve. 4) Holländisch, südlich bis einschließlich Dordrecht. Von den Inseln sind holländisch Wieringen, Texel, Vlieland und Ameland. Ferner wird holländisch gesprochen in den Städten Stavoren, Workum, Sneek, Harlingen, Bolsward, Franeker, Leeuwarden, Dokkum und Kollum sowie in der Landschaft Het Bildt (nordwestlich von Leeuwarden) in der niederländ. Provinz Friesland. Diese letztere Mundart, auch «stadtfriesisch» genannt, bildet als a. Friesisch-holländisch, eine besondere Untermundart des Holländischen. b. Nordholländisch, südwärts fast bis zum Alten Rhein reichend. c. Südholländisch. Holländisch wird ferner in der Kapkolonie, im Oranje-Staat und in Transvaal gesprochen. 5) Zeeuwsch, auf den Inseln Over Flakkee und Goeree, Schouwen, Tholen, Nord- und Süd-Beveland und Walcheren. Charakteristisch ist die Nichtdiphthongierung des alten î, û und ǘ. Die Mundart wird im Norden durch das Holländische, im Süden durch das Vlämische stark beeinflußt. 6) Brabantisch, südlich von der Maas, westlich bis zur Schelde und Lys. Altes î, û und ǘ ist diphthongiert. a. Nordbrabantisch, politisch zu den Niederlanden gehörig. b. Antwerpisch. c. Südbrabantisch mit der Mundart des Hageland, welche zum Limburgischen überleitet. 7) Vlämisch oder Flandrisch. a. Zeeuwsch-Vlaamsch, um Axel, Yzendijke, Oostburg, Sluis und Aardenburg, südlich von der Westerschelde; î, û und ǘ nicht diphthongiert. b. Ostvlämisch (auch um Hulst); î, û und ǘ diphthongiert. c. Westvlämisch, einschließlich Bailleul, Hazebrouck, Watten, Bourbourg und Dünkirchen in Frankreich; î, û und ǘ nicht diphthongiert.

IV. Thüringisch-Obersächsisch [**hochdeutsch**: A—C **mitteldeutsch**]. Östlich vom Thüringer Wald und der Wasserscheide von Fulda und Werra; nördlich bis Heiligenstadt, Worbis, Sachsa, Harz, Hettstedt, Cönnern, Bitterfeld, Prettin; östlich bis Torgau und der polit. oberlausitzischen Grenze; südlich bis zum Erzgebirge und bis zu einer Linie Geising-Zschopau-Stollberg-Zwickau-Werdau-Gera-Ziegenrück-Lehesten. Eine geogr. Trennung der thüringischen und der auf ehemals slaw. Boden durch thüring. Kolonisation entstandenen obersächs. Mundart ist nicht möglich. Vielmehr sind drei Mundartengruppen zu unterscheiden:

A. **Thüringisch.** Mit Ausnahme von 4: altes î, û und iu nicht diphthongiert. 1) Hess.-thüring. Übergangsmundart an der untern Werra von Creuzburg bis Witzenhausen. 2) Ringgauisch an der Werra von Salzungen bis Creuzburg, 3) Südwestthüringisch, um Eisenach, im Gothaischen, um Erfurt und östlich fast bis Weimar, Kranichfeld und Stadtilm. 4) Südostthüringisch, bis Buttstädt und Naumburg. 5) Nordthüringisch, nördlich von der Unstrut, östlich bis Allstedt und Wippra. Hierzu gehört auch das Unterharzische, auf im Mittelalter niederdeutschem Boden.

B. **Osterländisch.** 1) Im Mittelalter noch niederdeutsch: Mansfeldisch (um Eisleben), Sälisch (um Halle) und Nordobersächsisch (östlich davon bis Torgau). 2) Nordostthüringisch, um Querfurt, Merseburg, Weißenfels, Naumburg und Eckartsberga. Die Grenzen nach Osten zu sind verwischt. 3) Leipzigisch, östlich fast bis zur Elbe, südlich bis zur altenb. Grenze. 4) Altenburgisch.

C. **Meißnisch**, nördlich bis Borna, Grimma, Oschatz, Strehla und Ortrand. Diese ihrem Kern nach thüringische, jedoch mit fränk. Elementen gemischte Mundart gewinnt innerhalb des Königreichs Sachsen die Übermacht. 1) Südwestmeißnisch (Zwickau bis Chemnitz). 2) Nordwestmeißnisch (Borna, Döbeln). 3) Südostmeißnisch (Freiberg, Nossen, Meißen, Dresden). 4) Nordostmeißnisch (Riesa, Lommatzsch).

D. **Anhältisch**, nördlich bis zur Elbe, eine **norddeutsche**, nicht mitteldeutsche Mundart, welche besonders durch die stimmhafte Aussprache von d und b und die von g als j ihre frühere Zugehörigkeit zum Niederdeutschen beweist. Diese Mundart gewinnt im Magdeburgischen mehr und mehr Einfluß.

V. Ostmitteldeutsch: thüring.-ostfränk. Mischmundarten [**hochdeutsch**: mit Ausnahme von B, 2 **mitteldeutsch**]. Das thüring.-obersächs. Element ist das überwiegende, besonders zu beiden Seiten des Erzgebirges. Aber auch Franken haben sich, nach Ausweis der Mundart, an der Kolonisation dieses ehemals slaw. Gebietes beteiligt.

A. **Erzgebirgisch-Nordböhmisch**, am Nordrande des Erzgebirges, von Graslitz bis Sayda, und südlich des Erzgebirges von Joachimsthal bis östlich zum Jeschkengebirge. Das Erzgebirgische, im Westen sich mehr dem ostfränk. Vogtländisch nähernd, wird im Osten und Norden immer mehr durch das Meißnische verdrängt. Zum Erzgebirgischen gehören die Bergstädte Zellerfeld, Clausthal und St. Andreasberg im westl. Harz.

B. **Lausitzisch-Schlesisch.** 1) Lausitzisch, in der sächs. und preuß. Ober- und Niederlausitz, im Westen bei Mühlberg die Elbe erreichend. a. Oberlausitzisch. b. Niederlausitzisch. 2) Schlesisch, nordwärts über Guben, Züllichau und Posen hinaus. a. Österreichisch-Schlesisch, nebst der Schönhengstler Mundart um Mährisch-Trübau und den deutschen Sprachinseln in Mähren sowie der Iglauer Sprachinsel. Diese einst mitteldeutsche Mundart ist jetzt fast österreichisch, also **oberdeutsch** geworden. b. Gebirgsschlesisch, südlich von Liegnitz, Breslau und Grottkau bis nach Böhmen hinein: Oberländisch, Riesengebirgisch und Glätzisch. Das Oberschlesische schließt sich dem Gebirgsschlesischen an. c. Niederschlesisch oder Niederländisch, das südl. Posen mit umfassend. d. Die von schles. Kolonisten gegründete, große hochdeutsche Sprachinsel in Ostpreußen, zwischen Bischofswerder, Marienburg, Elbing, Wormditt, Heilsberg und Wartenburg.

C. Die deutschen Sprachinseln in Nordungarn am Liptauer Gebirge, zum Teil stark verösterreichischt.

VI. Niedersächsisch [**niederdeutsch**], östlich von der niederfränk. und fries. Sprachgrenze bis zur Insel Usedom, ganz Mecklenburg ein-, die Altmark ausschließend, südöstlich bis Magdeburg, Barby, Calbe, Staßfurt, Aschersleben, Ermsleben, Ballenstedt und dem Harz.

A. **Nordniedersächsisch**, nordöstlich von Emden, Cloppenburg, Vechta, Nienburg, Salzwedel. Das Nordniedersächsische und Westfälische bewahrt die Eigenart des niedersächs. Stammes auch in der Sprache am treuesten. Die von Holstein aus nach der Elb- und Wesermündung übertragene alte nordalbingische Mundart ist in der Aussprache durch das Friesische, auf dessen Boden sie zum Teil ruht, nicht unbeeinflußt geblieben. Die Mundart ist die allgemeine deutsche Seemannssprache und verdankt ihr moralisches Übergewicht über die andern niedersächs. und ostniederdeutschen Mundarten der Hansa, deren Sprache sie war. Die Mundart ist in dem hannov. Teile im weitern Vordringen begriffen. Noch heute zeigt die Lüneburger und Verdener Aussprache südlichere Anklänge. 1) Ostfriesisch, nördlich und östlich von Emden. Die dortige plattdeutsche Mundart wird ostfriesisch genannt, ein Name, der beibehalten ist von der Zeit her, als dort noch die nichtdeutsche, fries. Sprache gesprochen wurde. (S. Friesische Sprache und Litteratur.) 2) Jeverländisch und die Mundart am Jadebusen. 3) Oldenburgisch, im nordöstl. Teile von Oldenburg mit Ausnahme der Küste und des Weserufers. 4) Unterweser-Mundart, nördlich von Bremen, mit niederfränk. Elementen. 5) Bremisch, in Bremen und östlich und südlich davon. 6) Stadisch, an der Oste. Zum Stadischen scheint rechts von der Elbe die Mundart von Blankenese und Wedel zu gehören, möglichenfalls auch die der Haseldorfer, Kremper und Wilster Marsch. 7) Lüneburg-Ülzener Mundart, nordöstlich von der Wasserscheide in der Lüneburger Heide. 8) Hamburgisch. 9) Dithmarsch, dazu Stapelholm, nördlich von der Eider. 10) Eiderstedtisch. 11) Anglisch, in der Landschaft Angeln, zwischen Flensburg und Schleswig, ein erst in diesem Jahrhundert der dän. Sprache abgerungenes Gebiet. 12) Holsteinisch, östlich bis über Kiel und Neumünster hinaus, südwärts noch Stormarn mit umfassend. 13) Die Mundarten der durch Holländer besiedelten Wilster, Kremper und Haseldorfer Marsch. 14) Probsteiisch, östlich von Kiel. 15) Ostholsteinisch oder Wagrisch, einschließlich Lübeck. 16) Lauenburgisch. 17) Mecklenburgisch-Neuvorpommerisch, einschließlich der Insel Rügen und südlich von der Peene bis fast nach Ückermünde, desgleichen auf Usedom mit Ausschluß von Swinemünde.

B. **Westfälisch** (im alten Sinne des Wortes) oder Westniedersächsisch, östlich bis Diepholz, Melle, Versmold, Beckum, Hamm, Camen, Unna, Iserlohn, Altena, Schmallenberg. 1) Friesisch-Westfälisch, auf größtenteils altfries. Boden, an der Küste von Harderwyk bis Groningen, an der Emsmündung noch das Rheiderland einschließend. 2) Fränkisch-Westfälisch, auf altfränk. Boden, in dem größten Teile von Drenthe, in Overyssel, der nördl. Veluwe und in dem westlichsten Zipfel der Provinzen Hannover (um Neuenhaus) und Westfalen (um Vreden und Bocholt). 3) Echt-Westfälisch. a. Mundart an der mittlern Ems. b. Osnabrückisch. c. Tecklenburgisch. d. Münsterländisch. e. Märkisch-Sauerländisch,

nordwärts bis über Essen, Bochum und Dortmund hinaus.

C. **Engrisch**, östlich bis Celle, Burgdorf, Pattensen, Hameln, Gandersheim, Seesen, Grund, Osterode, Lauterberg. 1) Westengrisch, nördlich bis Hamm und Lippstadt, östlich bis Brilon und Winterberg. Altes î, û und û diphthongiert. 2) Strombergisch, zwischen Beckum, Harsewinkel und Lippstadt. 3) Paderbornisch, um Delbrück, Geseke, Wünnenberg, Paderborn, Lichtenau, Driburg und Borgholz. Die Mundart der Senne und um Rietberg vermittelt den Übergang zum Strombergischen. Altes î, û und û diphthongiert. 4) Waldeckisch, in Waldeck mit Ausnahme des hochdeutschen südöstl. Zipfels, um Medebach und um Volkmarsen, Wolfhagen und Zierenberg. 5) Hessisch-Engrisch, um Liebenau, Hofgeismar, Grebenstein, Immenhausen, Trendelburg und Helmarshausen. 6) Göttingisch-Grubenhagensch, von Münden und Duderstadt bis Holzminden, Bodenwerder, Gandersheim, Grund und Osterode. Altes î, û und û diphthongiert. 7) Hamelner Mundart. Altes î, û und û diphthongiert. 8) Lippisch. Dazu scheint auch Hörter zu gehören. Altes î, û und û diphthongiert. 9) Ravensbergisch, zwischen Gütersloh, Herford, Vlotho, Oynhausen, Bünde, Melle und Versmold. 10) Mindisch. 11) Calenbergisch, an der untern Leine.

D. **Ostfälisch**. Zum Ostfälischen gehörte auch die Altmark. Aber seitdem zum Teil niederfränk. Kolonisten sich auf dem altslaw. Boden angesiedelt haben, ist die Mundart nicht mehr rein ostfälisch geblieben. Sie wurde im Mittelalter auch in dem jetzt hochdeutschen Striche am Südrande des Harzes und bis nach Wörlitz und Merseburg gesprochen. 1) Hildesheimisch oder Westostfälisch, nördlich bis Eldagsen, Sarstedt und Peine, östlich bis dicht vor Braunschweig und Wolfenbüttel, bis über Goslar hinaus. Altes î, û und û diphthongiert. 2) Papenteichisch, ein kleiner Bezirk nördlich von Braunschweig. 3) Ostostfälisch oder Braunschweigisch, nordwärts bis über die Aller hinaus, nach Osten zu bis vor die Thore Magdeburgs, südlich bis Halberstadt. Die Mundart ist nach Westen zu im Vordringen begriffen. 4) Südostfälisch oder die Bode-Mundart, am Nordostrande des Harzes, bis Wernigerode und Quedlinburg; dazu auch die anhält.-magdeburgisch gefärbte Mischmundart zwischen Halberstadt, Aschersleben, Barby und Magdeburg.

VII. Ostniederdeutsch: niedersächs.-niederfränk. Mischmundarten [mit Ausnahme von A, 1 und 11 und D, 8 **niederdeutsch**]. Die ehemals slaw. Gebiete östlich von der Elbe sind sowohl von Niedersachsen als von Niederfranken besiedelt worden. Die Mundart ersterer ist unvermischt nur im östl. Holstein, in Mecklenburg und Vorpommern erhalten. Alle andern Gebiete sind gemischt. Am stärksten ist das niedersächs. Element in Pommern und an der Netze vertreten, schwächer in West- und Ostpreußen. Das niederfränk. Element ist das herrschende im südl. Teile der Mark Brandenburg, im Oderbruch und an der Weichsel.

A. **Brandenburgisch**. 1) Magdeburgisch, jetzt, da das Niederdeutsche dort fast ausgestorben ist, als eine **norddeutsche** Mundart zu bezeichnen. 2) Altmärkisch, eigentlich nur in dem Striche an der Elbe hierher gehörig. Doch auch in der Altmark selbst, besonders im Nordwestzipfel sind niederfränk. Einflüsse bemerkbar. 3) Westprignitzisch. Diese und die altmärk. Mundart haben von allen brandenb. Mundarten am stärksten niedersächs. Charakter. 4) Ostprignitzisch. 5) Ukermärkisch. 6) Mittelpommersch, um Stettin. 7) Havelländisch. 8) Flemmingisch, eine fast rein niederfränk. Mundart. 9) Barnimsch. 10) Die Mundart des Oderbruchs und der nordwestl. Neumark, rein niederfränkisch. 11) Gehören zum Brandenburgischen die vormals niederdeutschen (niederfränk.), jetzt **hochdeutschen** (berlinischen) Mundarten um Wittenberg, Schlieben, Buchholz, Berlin, Frankfurt a. O. und ostwärts bis zur poln. Sprachgrenze. Diese sind nicht zum Mitteldeutschen zu rechnen, bilden vielmehr, da die Aussprache der niederdeutschen Zunge entspricht, eine eigene Gruppe des Hochdeutschen, dieselbe große **norddeutsche** Gruppe, der überhaupt das Hochdeutsch im norddeutschen Munde angehört. Dieses Berliner Norddeutsch verdrängt immer mehr das benachbarte Platt, dessen Tage wenigstens südlich einer bereits von hochdeutschen Elementen durchsetzten Linie Stendal-Neuruppin-Angermünde-Landsberg gezählt sind.

B. **Hinterpommersche, Pomerellische und Netze-Mundarten**. Diese, die nordöstl. Neumark und die Gegend um Bromberg und Thorn mit einschließenden Mundarten tragen einen wesentlich engrischen Charakter. 1) Westhinterpommersche Küstenmundart, nördlich von einer Linie Naugard-Regenwalde-Schivelbein-Ratzebuhr, ostwärts bis über Köslin, Belgard und Neustettin hinaus. 2) Bublitzer Mundart, um Bublitz. Altes î, û und û diphthongiert. 3) Osthinterpommersche Küstenmundart, nach Osten bis Leba und Lauenburg, nach Süden soweit die Provinz Pommern reicht. 4) Südhinterpommersch, östlich von Gollnow, Greifenhagen, Königsberg in der Neumark, nördlich von Soldin, Friedeberg und Schloppe. 5) Netze-Mundart zwischen Landsberg und Schneidemühl. 6) Pomerellisch, nach Norden bis Berent reichend. 7) Nakel-Bromberg-Thorner Mundart.

C. **Westpreußisch**. 1) Nordpomerellisch, nordwestlich von Danzig. 2) Danziger Mundart. 3) Werdersch, im Weichseldelta. a. Großwerdersch. b. Kleinwerdersch. c. Niederungisch, rein niederfränkisch. 4) Weichselmundart.

D. **Ostpreußisch**. 1) Die Mundart um Tolkemit, Frauenberg und Braunsberg. 2) Mehlsacker Mundart. 3) Bartisch. 4) Natangisch. 5) Samländisch. 6) Niederungisch. 7) Litauisches Ostpreußisch, einst litauisches Sprachgebiet. 8) Die **hochdeutsche norddeutsche** Mundart in den russ. Ostseeprovinzen.

Die in Vorstehendem gegebene Einteilung der Mundarten beruht in erster Reihe auf dem Gesamtcharakter derselben in Aussprache, Betonung und Ausdrucksweise. Nicht alle lautlichen Eigentümlichkeiten einer Mundart fallen genau mit der Grenzlinie der Mundart zusammen. Vielmehr greifen solche Eigentümlichkeiten oft über jene Grenze hinaus, oft auch erreichen sie dieselbe nicht ganz. Mit Unrecht hat man daraus schließen wollen, daß es überhaupt keine festen Mundartengrenzen gebe. Dieselben werden nur heute bei der namentlich durch die Eisenbahnen erschlossenen großen deutschen Verkehrseinheit immer mehr verwischt, sind aber besonders an der Betonung und an gewissen individuellen Zügen der Aussprache meist noch deutlich zu erkennen. Es besteht heute die Tendenz einer mundartlichen Ausgleichung innerhalb eines deutschen Staates oder eines Verwaltungsgebietes.

Von **mundartlichen Schriftwerken** kann man, da im Mittelalter eine allgemeingültige Lit-

teratursprache fehlte und jeder Schriftsteller daher mehr oder weniger in seiner Mundart schrieb, erst für die neuere Zeit sprechen, wo einzelne Schriftsteller im bewußten Gegensatz zu der allgemeinen Schriftsprache sich ihrer Mundart bedienen. Naturgemäß muß der Leserkreis in diesem Falle ein räumlich beschränkter sein. Nur wenigen, hervorragenden Dichtern, wie Hebel, Klaus Groth und besonders Fritz Reuter ist es gelungen, sich über die Grenzen ihrer heimatlichen Mundart hinaus bei dem deutschen Publikum Geltung zu schaffen. Seit dem 17. Jahrh. bedienen sich Schriftsteller der Mundart mit bestimmtem Bewußtsein und in der Absicht, bestimmte Wirkungen zu erreichen. Als eins der frühesten Beispiele mag Andreas Gryphius gelten, der (1660) sein Lustspiel «Das verliebte Gespenst» mit einer dramatisierten Idylle: «Die geliebte Dornrose», in schles. Mundart durchwebte, nachdem schon 1593—94 Herzog Heinrich Julius von Braunschweig in seinen Stücken Bauern und Lustigmacher sich der schwäb., thüring., niederrhein. und niedersächs. Mundart hatte bedienen lassen. Die moderne Dialektlitteratur beginnt zu Ende des 18. Jahrh. Hervorragend sind Hebels «Alamann. Gedichte» (Karlsr. 1803). Nächst Hebel zeichnen sich aus Franz von Kobell, der sich in der bayr. wie der pfälz. Mundart mit gleicher Gewandtheit bewegt, und Franz Stelzhamer, der mehrere Gedichtsammlungen in oberösterr. Mundart veröffentlicht hat. Von andern Dichtungen in deutschen Mundarten sind noch besonders hervorzuheben: Usteris «Gedichte in zürcherischer Mundart»; die Schriften und Poesien von Sailer und Weitzmann in schwäb. Dialekt; Adolf Stöbers «Elsässer Schatzkästel» (Straßb. 1877), Arnolds Lustspiel «Der Pfingstmontag» in Straßburger Mundart (ebd. 1816); Holteis «Schles. Gedichte»; die bayr. Stücke in Buchers «Werken» (6 Bde., Münch. 1819—22); Nadlers «Fröhlich Palz» (Lahr 1888) in Pfälzer Mundart; die Dichtungen Castellis und Seidls in niederösterr., die Kaltenbrunners und Schlossers in oberösterr. Mundart; Grübels «Gedichte in Nürnberger Mundart» (Nürnb. 1802); die Frankfurter Lokalpossen von K. Malß und W. Sauerwein; Kästners «Gedichte in siebenbürg.-sächs. Mundart» (2. Aufl., Hermannstadt 1895); Sommers «Bilder und Klänge aus Rudolstadt» (Gesamtausg., 2 Bde., 11. Aufl., Rudolst. 1886) in Rudolstädter, die Gedichte Bormanns in Leipziger Mundart. Mit Erfolg hat G. Hauptmann die schles. Mundart im Drama angewandt. Die wichtigsten Anthologien sind: J. M. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen (3 Bde., Berl. 1846—66); H. Welcker, Dialektgedichte (Lpz. 1889); Regenhardt, Die deutschen Mundarten (3 Bde., Berl. 1895—97; Bd. 1, 2. Aufl., ebd. 1899); für das Niederdeutsche: J. Winkler, Algemeen Nederduitsch en Vriesch dialecticon (2 Bde., 'sGravenhage 1874); J. A. und L. Leopold, Van de Schelde tot de Weichsel (3 Bde., Groningen 1882). Über Poesie und Prosa in plattdeutscher Sprache s. Niederdeutsche Litteratur.

Litteratur. Die gesamte Litteratur über die der Erforschung der Mundarten gewidmeten wissenschaftlichen Arbeiten ist jetzt zusammengestellt von F. Mentz, Bibliographie der deutschen Mundartenforschung für die Zeit von Beginn des 18. Jahrh. bis zum Ende des J. 1889 (Lpz. 1892). Die frühern bibliogr. Arbeiten von Adelung (1782—1809), Schmidt (1822), Hoffmann (1836), Trömel (1854), Frommann (1854—59), Bartsch (1862—84), von Bahder (1883) und Kauffmann (1889 u. 1890) sind, soweit sie die wissenschaftliche Litteratur angeben, durch das Buch von Mentz veraltet. — Besondere Zeitschriften für Mundartenforschung sind: Germania, Archiv zur Kenntnis des deutschen Elements in allen Ländern der Erde, hg. von Stricker (4 Bde. [Bd. 4 u. d. T. «Der deutsche Auswanderer»], Frankf. a. M. 1847—50); Die D. M., hg. von G. K. Frommann (Bd. 1—7, Nürnb. 1854—57, Nördl. 1858, Halle 1877); Onze Volkstal, Tijdschrift gewijd aen de studie der Nederlandsche tongvallen, hg. von T. H. de Beer (Culenborg und Rousselaere, seit 1882); Bayerns Mundarten, hg. von O. Brenner und A. Hartmann (2 Bde., Münch. 1892 u. 1895); Deutsche Mundarten, hg. von J. W. Nagl (Wien, seit 1896); Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten, hg. von O. Heilig und Ph. Lenz (Heidelberg, seit 1900). — Von allgemeinerer Bedeutung sind die Werke von K. Bernhardi, Sprachkarte von Deutschland (Cassel 1844; 2. Aufl. von W. Stricker, ebd. 1849); A. Socin, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit (Heilbr. 1888); vgl. auch Ph. Wegener, Über deutsche Dialektforschung (in der «Zeitschrift für deutsche Philologie», 1880, Bd. 11, S. 450—480); Fr. Kauffmann, Dialektforschung (in der von A. Kirchhoff herausgegebenen «Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung», Stuttg. 1889, S. 381—432). G. Wenker in Marburg begann das großartige Unternehmen eines das ganze Deutsche Reich umfassenden Sprachatlasses, der für eine große Anzahl sprachgeschichtlich wichtiger Worte je eine besondere Karte enthält. Die bereits vollendeten Karten liegen in der königl. Bibliothek in Berlin aus. (Vgl. dazu O. Bremer, Beiträge zur Geographie der D. M. in Form einer Kritik von Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reichs, Lpz. 1895.) Ein ähnliches Unternehmen hat man jetzt für die Niederlande begonnen. Für Schwaben hat H. Fischer einen Sprachatlas (Tüb. 1895) herausgegeben; vgl. dazu dessen Geographie der schwäb. Mundart (ebd. 1895). — Die wichtigsten zusammenfassenden grammatikalischen Werke sind: für die oberdeutschen Mundarten: K. Weinhold, Alamann. Grammatik (Berl. 1863); F. J. Stalder, Die Landessprachen der Schweiz (Aarau 1819); Haag, Die Mundarten des obern Neckar- und Donaulandes (Programm, Reutlingen 1898); Fr. Kauffmann, Geschichte der schwäb. Mundart im Mittelalter und in der Neuzeit (Straßb. 1890); K. Weinhold, Bayr. Grammatik (Berl. 1867); J. A. Schmeller, Die Mundarten Bayerns (Münch. 1821); O. Brenner, Mundarten und Schriftsprache in Bayern (Bamb. 1890); J. Schatz, Die Mundart von Imst (Straßb. 1897); M. Höfer, Die Volkssprache in Österreich, vorzüglich ob der Enns (Wien 1800); W. Nagl, Der Vokalismus der bayr.-österr. Mundart (in den «Blättern des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich», Bd. 24 u. 25, 1890 u. 1891); W. Gradl, Die Mundarten Westböhmens (Münch. 1896); für die mitteldeutschen Mundarten: G. Wenker, Sprachatlas von Nord- und Mitteldeutschland (1. Abteil., 1. Lfg., Straßb. 1881); C. Franke, Die Unterschiede des ostfränk.-oberpfälzischen und obersächs. Dialekts, sowie die von den vogtländischen und erzgebirgischen Mundarten dazu eingenommene Stellung (in «Bayerns Mundarten», 1892, Bd. 1); G. Brückner, Die hennebergische Mundart (in den «Deutschen Mundarten», Bd. 2, Nürnb. 1855); O. Heilig, Grammatik der ostfränk. Mundart

des Taubergrundes (Lpz. 1898); R. J. Kehrein, Volkssprache und Volkssitte in Nassau (2 Bde., Weilburg 1860—62); J. Heinzerling, Über den Vokalismus und Konsonantismus der Siegerländer Mundart (Marb. 1871); F. M. Follmann, Die Mundart der Deutsch-Lothringer und Luxemburger (Programm, 2 Abteil., Metz 1886—90); G. Keintzel, Über die Herkunft der Siebenbürger Sachsen (Bistritz 1887); C. G. Franke, Der obersächs. Dialekt (Leisn. 1884); O. Weise, Syntax der altenburger Mundart (Lpz. 1900); E. Göpfert, Die Mundart des Sächs. Erzgebirges (ebd. 1878); K. Weinhold, Über deutsche Dialektforschung (Schlesisch; Wien 1853); H. Rückert, Entwurf einer systematischen Darstellung der schles. Mundart im Mittelalter (Paderb. 1878); für die niederdeutschen Mundarten: H. Jellinghaus, Die niederländ. Volksmundarten (Norden 1892); E. Maurmann, Grammatik der Mundart von Mülheim a. d. Ruhr (Lpz. 1898); F. Holthausen, Die Soester Mundart (Norden 1886); H. Jellinghaus, Westfäl. Grammatik (2. Aufl., ebd. 1885); Ph. Wegener, Zur Charakteristik der niederdeutschen Dialekte, besonders auf dem Boden des Nordthüringer Gaus (in den «Geschichtsblättern für Magdeburg», Magdeb. 1878, Bd. 13, S. 1—30 u. 167—177); K. Nerger, Grammatik des mecklenb. Dialekts älterer und neuerer Zeit (Lpz. 1869); E. L. Fischer, Grammatik und Wortschatz der plattdeutschen Mundart im preuß. Samlande (Halle 1896). — Die wichtigsten Wörterbücher sind die folgenden: für die oberdeutschen Mundarten: Schweiz. Idiotikon, hg. von Fr. Staub, L. Tobler u. a. (Frauenfeld, Bd. 1, 1881; Bd. 2, 1891; Bd. 3, 1895); T. Tobler, Appenzellischer Sprachschatz (Zür. 1837); J. Hunziker, Aargauer Wörterbuch (Aarau 1877); Martin und Lienhart, Wörterbuch der elsäss. Mundarten (Bd. 1, Straßb. 1899); J. Chr. von Schmid, Schwäb. Wörterbuch (2. Ausg., Stuttg. 1844); H. Fischer, Schwäbisches Wörterbuch (Tüb. 1901 fg.); J. A. Schmeller, Bayr. Wörterbuch (2. Ausg., bearb. von Frommann, 2 Bde., Münch. 1872—77); M. Höfer, Etymolog. Wörterbuch der in Oberdeutschland, vorzüglich aber in Österreich üblichen Mundart (3 Bde., Linz 1815); J. B. Schöpf, Tirolisches Idiotikon (Innsbr. 1886); J. F. Castelli, Wörterbuch der Mundart in Österreich unter der Enns (Wien 1847); M. Lexer, Kärntisches Wörterbuch (Lpz. 1862); H. Gradl, Egerländer Wörterbuch (I, Eger 1883); für die mitteldeutschen Mundarten: W. F. H. Reinwald, Hennebergisches Idiotikon (2 Tle., Berl. und Stett. 1793—1801); W. Crecelius, Oberhess. Wörterbuch (2 Bde., Darmst. 1890—99); A. F. C. Vilmar, Idiotikon von Kurhessen (neue Ausg., Marb. 1883), dazu «Nachträge» von H. von Pfister (ebd. 1886) und von beiden «1. und 2. Ergänzungsheft» (ebd. 1889—94); K. Chr. L. Schmidt, Westerwäldisches Idiotikon (Hadamar und Herborn 1800); Fr. Hönig, Wörterbuch der Kölner Mundart (Köln 1877); L. Hertel, Thüringer Sprachschatz (Weim. 1895); R. Jecht, Wörterbuch der Mansfelder Mundart (Görlitz 1888); für die norddeutschen Mundarten: W. von Gutzeit, Wörterschatz der deutschen Sprache Livlands (4 Bde., Riga 1864 fg.); für die niederdeutschen Mundarten: H. Berghaus, Sprachschatz der Sassen (Bd. 1—2, A—N, Brandenb. 1880 und Berl. 1883); L. L. de Bo, Westvlaamsch Idioticon (2. Aufl., Gent 1892); H. Molema, Wörterbuch der Groningenschen Mundart (Norden 1888); J. C. Strodtmann, Idioticon Osnabrugense (Altona 1756); F. Woeste, Wörterbuch der westfäl. Mundart (Norden und Lpz. 1882); G. Schambach, Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstentümer Göttingen und Grubenhagen (Hannov. 1858); ten Doornkaat-Koolmann, Wörterbuch der ostfries. Sprache (3 Bde., Norden 1879—1884); Tiling und Dreyer, Versuch eines bremisch-niedersächs. Wörterbuchs (6 Bde., Brem. 1767—1869); J. Fr. Schütze, Holstein. Idiotikon (4 Bde., Hamb. und Altona 1800—1806); J. K. Dähnert, Plattdeutsches Wörterbuch nach der alten und neuen pommerschen und rügischen Mundart (Stralf. 1781); H. Frischbier, Preuß. Wörterbuch (2 Bde., Berl. 1882—83), letzteres auch für das ostpreuß. Norddeutsch.

S. auch die Artikel Deutsche Litteratur, Deutsche Philologie, Deutsche Sprache, Niederdeutsch, Niederländische Sprache und Litteratur.

Deutsche Musik. Bereits im frühen Mittelalter war Deutschland in der Musik würdig vertreten. An der ersten Geschichte der kirchlichen Tonkunst haben deutsche Klöster und Sängerschulen — St. Gallen voran — einen bedeutenden Anteil. Wie noch gegenwärtig, war Deutschland — nach dem Zeugnis zahlreicher Kirchenväter und anderer lat. Autoren — schwach im Gesang. Dafür stellte es aber auf den Gebieten der praktischen Komposition und der Theorie von Anfang an in Männern wie Notker Balbulus und Franco von Köln Kräfte ersten Ranges. Letzterer nimmt unter den Begründern der musikalischen Harmonie oder des mehrstimmigen Satzes im 12. Jahrh. eine angesehene Stellung ein. Hervorragend als kunstvoller Tonsetzer war im 15. Jahrh. der kaiserl. Kapellmeister Heinrich Isaac. Doch mußten bis zum Ende des 16. Jahrh. auch die Deutschen sich den Niederländern und Italienern unterordnen. Der größte Musiker der Niederländer, Orlandus Lassus, wirkte in Deutschland, das er von München aus beherrschte; die Schule der Niederländer faßte daher unter den Deutschen auch tiefer Wurzeln als die des Palestrina und anderer Italiener, und hat ihnen bei ihrem tiefen Sinne für harmonisch-kontrapunktische Künste diejenige Grundlage gegeben, auf der in der Folgezeit ihr musikalisches Leben sich entwickelte. Es liegt bei aller Kunst etwas formell Unfreies oder Gebundenes in der Musik der Niederländer, wenn man sie mit der italienischen vergleicht; aber dieses Element entsprach den Bedürfnissen der Deutschen, die durch die Reformation auf lange Zeit an das Kirchlich-Religiöse gebunden waren. Während hierbei die übrigen Künste in Deutschland verkümmerten, hatte die Musik in dem neu gewonnenen Gemeindegesang, dem Choral, eine Nährquelle von so reichem Gehalt, daß die Gebundenheit daran durch Kunstgebilde von unerschöpflicher Mannigfaltigkeit belohnt wurde. Ebenso verhielt es sich mit der Orgel, dem Mittelpunkt aller Musik in der prot. Kirche. Hieraus wird es auch erklärlich, warum das luth. Norddeutschland in der Musik zuerst zur Selbständigkeit gelangte. Eine ganze Reihe von Tonsetzern hat seit Luther dieses Gebiet mit emsigem Fleiße gepflegt und schöne Resultate erzielt; Johannes Eccard am Ende des 16., Heinrich Schütz in der Mitte des 17. Jahrh. sind die bemerkenswertesten, bis endlich Johann Sebastian Bach auf den meisten Gebieten alle seine Vorgänger überragte. Daß dieser Weg der Choral- und Orgelkunst bei aller scheinbaren Enge und Gebundenheit dennoch der rechte war zur höch-

sten künstlerischen Freiheit, zeigt auf andere Weise Georg Friedrich Händel, der die Formen der ital. Kunst mit deutschem Gehalt erfüllte.

Indes blieben, trotz der an die Orgel sich lehnenden Kirchen- und Instrumentalmusik Bachs und der nach Form und Gehalt vollendeten Gesänge Händels, doch noch immer zwei Formen in dem mehr oder weniger ausschließlichen Besitz der Italiener und Franzosen: die Bühnenmusik oder Oper und die freie vielgestaltige Instrumental- oder Orchestermusik. Hier war es nun der südliche kath. Teil Deutschlands, der auf diesen beiden Gebieten die Oberherrschaft erlangen sollte. Der Aufschwung ging von Wien aus, wo die bisher bevorzugten Italiener den Sinn für schöne Melodie erschlossen und die außerdeutschen Nationen der österr. Krone den reichsten Zufluß neuer Quellen der Instrumentalmusik lieferten. Die Oper war um 1600 in Italien entstanden und vor 1630 nach Deutschland gedrungen, wo sie namentlich um 1700 auf dem musikalischen Gebiete die Herrschaft erlangte und alle musikalischen Formen von Grund aus umbildete. Dennoch gelang es nicht, trotz eines Tonsetzers wie Reinhard Keiser, der hauptsächlich für Hamburg seine mehr als 100 Opern schrieb, in diesem Gebiete eine solche Bedeutung zu erlangen wie die gleichzeitige franz. Oper, die schon um 1680 der italienischen in völliger Selbständigkeit ebenbürtig zur Seite trat. Deutschland sank vielmehr seit 1720 in der Oper so gänzlich wieder zur Abhängigkeit von Italien herab, daß selbst die Norddeutschen nur noch italienisch komponierten, unter ihnen als die hervorragendsten Karl Heinrich Graun und Johann Adolf Hasse, ersterer der Hofkomponist, letzterer (Hofkapellmeister in Dresden) der Liebling Friedrichs d. Gr. und der angesehenste ital. Tonsetzer seiner Zeit. In der Instrumentalmusik schuf ebenfalls Italien alle Hauptformen, von der franz. Ouverture abgesehen, und Italiener wie Franzosen nahmen überall die ersten Plätze in deutschen Kapellen ein. Das Genie Joseph Haydns brachte hierin eine plötzliche Wandlung hervor und gab durch Werke von höchster Originalität auf dem Gebiet der Sonate, des Quartetts und der Sinfonie den Ton an. Gleichzeitig reformierte Christoph Willibald Gluck die Oper, und der Genius Wolfgang Amadeus Mozarts verklärte mit seinem Schönheitssinn beide Gebiete, die Oper wie die Instrumentalmusik, mit überwiegender Kraft der erstern, doch nach seinem innersten musikalischen Gestaltungstriebe der letztern sich zuneigend. Seine Opern sind in musikalischer Hinsicht das vollendetste Erzeugnis der Bühnenmusik, aber im Dramatischen wie auch rein Gesanglichen haben andere Komponisten zum Teil noch Vorzüglicheres geleistet, und hieraus erklärt sich die Entwicklung, welche die Oper seit Mozart genommen hat. Ludwig van Beethoven wurde der Vollender der Instrumentalmusik; in seinen tiefsinnigen, gemüt- und humorvollen Tondichtungen fast aller Gattungen erreichte die musikalische Kunst ihren kaum noch zu überschreitenden Höhepunkt. Die ideale Vervollkommnung jeglicher Kunst, die untrennbare Einheit des Inhalts und der Form und das innige Durchdringen beider erhoben Beethoven zum geistvollsten, über der Form souverän stehenden, größten Tondichter überhaupt. Franz Schubert steigerte das deutsche Lied, das mit der neu erwachten Dichtung seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. Gemeingut der deutschen Nation geworden war, zu höherm Ausdruck. Mit Schubert begann die Blütezeit des deutschen Liedes, die noch heute (Robert Franz u. a.) andauert. Alle diese Männer, in der einen Stadt Wien heimisch, folgten so schnell einander fast sämtlich als Zeitgenossen und sind von so vielen Tonsetzern zweiten Ranges mitstrebend umgeben, daß der Glanz dieser Epoche den der 50 Jahre ältern in S. Bach gipfelnden norddeutschen Schule noch überstrahlte, wenn sie dieselbe auch an Tiefe und Allgemeingültigkeit nicht völlig erreichte. Durch diese beiden Schulen zusammen, durch die Errungenschaften eines einzigen Jahrhunderts, haben die Deutschen alle übrigen Völker in allen Hauptgebieten der Tonkunst überflügelt, so daß dieser nationale Siegeslauf von hundert Jahren kaum seinesgleichen auf einem andern Kunstgebiet findet.

Seit dieser Zeit trägt die gesamte Kunstmusik der gebildeten Völker den deutschen Stempel. Die dritte Periode, die noch unabgeschlossen bis in die Gegenwart reicht, hat ihren musikalischen Schwerpunkt nicht mehr an einem bestimmten Ort und vereinigt die verschiedenartigsten Bestrebungen: die Romantik Robert Schumanns, der sich hauptsächlich auf Schubert stützt, den Eklekticismus Felix Mendelssohn-Bartholdys, der namentlich an Bachsche Formen und Ideale anzuknüpfen suchte, die Reinigung und Erneuerung der verschollenen oder durch spätere Hand entstellten Werke der frühern Meister, namentlich Bachs und Händels; besonders aber wird sie charakterisiert durch die Neuerungen in der dramatisch-theatralischen Musik. Deshalb steht Karl Maria von Weber, der Komponist des «Freischütz», an der Spitze dieser Epoche; denn alles, was von ihm und später, außer vielen andern, besonders von Giacomo Meyerbeer und Richard Wagner zur Änderung und Bereicherung der Bühnenmusik ausging, hat bis zur Gegenwart eine ungleich größere allgemeine Teilnahme erweckt als die gleichzeitigen musikalischen Leistungen auf andern Gebieten. Der Grund hiervon liegt einmal in der einseitig bevorzugten Stellung der Bühnenmusik, dann auch in dem Zustande des deutschen Theaters. Die großen deutschen Tonsetzer und Dichter hatten herrliche Werke geschaffen, aber nicht ein geschlossenes, vom Ausland unabhängiges Repertoire. Deshalb fand, nachdem schon Weber im Musikalischen gezeigt hatte, daß in der deutschen Sprache ein noch lebhafterer theatralischer Ausdruck möglich ist, als selbst Mozart ihn erreicht hatte, Richard Wagner eine so vielseitige und andauernde Teilnahme, als er es unternahm, das deutsche Theater von der Musik aus auf einen neuen Grund zu stellen. Hierbei kam ihm die Richtung der Zeit auf das Dekorative ebenso sehr zu statten, wie die Richtung der Gesangmusik auf recitativisch-lyrische Wortbetonung, die Richtung der Instrumentation auf Tonmalerei und die Vorliebe der Zeitgenossen für altdeutsche Sagenstoffe. Sein Geschick, einen Gegenstand im Mittelpunkt zu erfassen und mit allen erdenklichen Künsten dramatisch wirksam auszugestalten, hat ihm einen weitreichenden Einfluß auf die Produktion der Gegenwart verschafft.

In der neuesten Zeit (nach Wagner) sind Erscheinungen, die der D. M. eine andere Richtung gaben, nicht hervorgetreten. Der ganze Zeitabschnitt stellt sich vielmehr dar als eine Fortsetzung dessen, was auf den verschiedenen Gebieten vorher in der Praxis tonangebend geworden war. Von

der Kirchenmusik ist kaum mehr zu sagen, als daß sie da, wo sie größere Werke unternimmt, die kirchlichen Texte fast ausschließlich zu Konzertzwecken benutzt; deshalb wird auch mit Vorliebe das gewählt, was mannigfache Schilderung und breite Ausführung ermöglicht, wie Requiem und Messe. Unter vielen Werken haben nur die von Friedrich Kiel, Johannes Brahms und Franz Liszt allgemeinere Verbreitung erlangt. Diesen Kirchenstücken ähnlich sind die geistlichen oratorischen Werke; sie neigen durch ihre liturgischen Anklänge der Kirche, durch ihre scenisch-dramat. Haltung der Bühne zu. Einen «Christus» komponierte Kiel in lyrischer, Liszt in halb liturgischer, halb dramat. Haltung, Rubinstein als geistliche Oper. Großen äußern Erfolg hatte «Die Zerstörung Jerusalems» von A. Klughardt. Im ganzen sind jetzt die biblischen oder alttestamentlichen Gegenstände ziemlich aufgegeben, da unsere Tonsetzer sich zur Zeit mit Vorliebe an Stoffe weltlicher Geschichte oder Dichtung halten; so M. Bruch, Brahms, Krug u. a. besonders an Homer, Goethe und altdeutsche oder nordische Gedichte und Sagen.

Diese Werke weisen noch mehr als die vorhin genannten geistlichen auf die große Oper als den Mittelpunkt hin, von dem schon seit geraumer Zeit unsere Musik ihre Anregung erhält, und zwar auf die Oper in der Form, wie sie zuletzt R. Wagner als musikalisches Drama gestaltet hat. Sein letztes Werk «Parsifal» (1882) ist zwar absichtlich bisher auf das Bayreuther Theater beschränkt geblieben, doch hat die lebhafte Propaganda für die Verbreitung seiner Werke dadurch um nichts nachgelassen. Zum Teil erklärt sich dies aus der Armut und Unselbständigkeit, die sich bei uns auf dem Gebiet der großen Oper geltend macht; verglichen mit sämtlichen neuern deutschen Produkten stehen Wagners Opern als zielbewußte, einheitlich gestaltete Werke da.

Von den Opernkomponisten, die Wagner direkt nacheiferten (Goldmark, Lux, Humperdinck, E. Kretschmer, F. Curti, d'Albert, Kienzl u. a. in Deutschland, Joncières, Charpentier u. a. in Frankreich), hatten nur wenige vorübergehenden Erfolg. Dagegen erlangten Stücke wie Neßlers «Trompeter von Säckingen» ihre Popularität durch geschickte Benutzung des modernen Liedergesanges. Eine besondere Stellung nimmt der in deutscher Schule gebildete Russe Anton Rubinstein ein, dem es mit zehn Opern nicht gelungen ist, auf der Bühne Heimatsrecht zu erlangen. Vorübergehend erregte A. Bungerts «Homerische Welt» Aufsehen. Die deutschen Komponisten komischer Opern pflegen sich Albert Lortzing zum Muster zu nehmen, sind aber mit ihren Nachahmungen bisher wenig glücklich gewesen. Eine Ausnahmestellung nehmen zwei Perlen der komischen Opernlitteratur ein: «Die lustigen Weiber» von Nicolai und «Der Widerspenstigen Zähmung» von Götz. Eine ebenso große als erfolgreiche Fruchtbarkeit ist im Fache der modernen, von Offenbach ausgehenden Operette zu konstatieren. Suppé und Strauß begründeten eine Wiener Operettenschule, der sich bald auch die Norddeutschen anschlossen, und wenn irgend etwas in den letzten Jahren als neu und bemerkenswert aufgezeichnet zu werden verdient, so ist es der Umfang und die außerordentliche Verbreitung, die dieser Zweig der musikalischen Produktion erlangt hat (Dellinger, H. Platzbecker u. a.). Allerdings ist das Interesse an der Operette, deren Produktion zwar immer massenhafter, aber immer weniger originell geworden ist, schnell der Teilnahme an ernster dramat. Musik gewichen.

Die Instrumentalmusik kommt von der Nachahmung vokaler, namentlich opernhafter Formen, die eine Zeit lang gebräuchlich war, immer mehr zurück und wendet sich wieder bewährten Formen dieses Faches zu, wobei zum Teil an eine ferne Vergangenheit angeknüpft wird, wie in den Orchestersuiten von Lachner, Grimm u. a. Als Sinfoniker haben neuerdings Brahms, Schulz-Beuthen, Rubinstein und Bruckner die meiste Aufmerksamkeit erregt. Unter diesen sind Brahms und Schulz-Beuthen in der Gestaltung Beethoven am nächsten gekommen; auch ihre sonstigen Instrumentalwerke zeigen selbständigen Inhalt. Im Gebiet der instrumentalen Kammermusik ist Brahms derjenige, dessen Kompositionen am meisten geschätzt und auch von andern am eifrigsten nachgeahmt werden.

Die neueste Zeit zeigt mehr und mehr einen Wandel in der internationalen Stellung der D. M. Waren vor 50 und 60 Jahren Männer wie Berlioz, Chopin, Gade vereinzelte Erscheinungen, so hat jetzt das Ausland den musikalischen Wettbewerb mit Deutschland in aller Form und vollbewußt begonnen, und es stehen diesem hier und da ganze Schulen, überall aber Talente von überlegener Frische und Originalität entgegen. Russen (Tschaikowski) und Slawen (Smetana, Dvořák, Fibich, Paderewski) stehen an der Spitze dieser Bewegung, die Skandinavier in zweiter Linie; ihnen folgen Belgier, Italiener, Franzosen und Engländer, neuerdings auch die Finländer. Die D. M. hat zunächst die Pflicht, sich mit diesen Leistungen des Auslandes unbefangen vertraut zu machen; verfügt sie über die gehörige Einsicht und Geisteskraft, so bleibt ihr auch für eine längere Zukunft der Vorsprung gesichert, und zwar durch die breit fundierte Organisation des Musikwesens in Deutschland. Seine Grundlagen sind in Fach- und Volksschulen zeitgemäß zu festigen. Punkte, an denen bald eingegriffen werden muß, sind z. B. die Ausbildung der Berufsmusiker und die Handhabung des Gesangunterrichts.

In der Opernkomposition fanden in Deutschland die ital. Veristen auf kurze Zeit eifrige, meist erfolglose Nachahmer. Eine heilsame Reaktion brachte Humperdincks «Hänsel und Gretel», dessen Vorgänger auf dem Gebiete der Märchenoper: «Aschenbrödel», von Schulz-Beuthen, nun auch gebührend gewürdigt wird. Ferner sind von den neuern deutschen Opernkomponisten hervorzuheben: E. d'Albert, S. Wagner, F. Curti (gest. 1898), H. Zoellner, R. Strauß, L. Thuille, Schulz-Beuthen; von Instrumentalkomponisten: R. Strauß, G. Mahler, Schulz-Beuthen (8 Sinfonien), F. Dräseke; von Chorkomponisten: E. Kretschmer, Schulz-Beuthen, der universalste der lebenden Tonsetzer, F. Hegar, F. Curti; von Liederkomponisten: H. Wolf, F. Dräseke u. s. w. Besonders zu erwähnen als charakteristisch für die Praxis ist der Aufschwung der modernen, durch Liszt und Wagner geschaffenen Dirigentenschule, aus der H. Richter, H. Levi, F. Mottl, F. Weingartner, H. Zumpe und A. Nikisch genannt seien. Schließlich ist zu erwähnen, daß die Bayreuther Festspiele zur Zeit ihres 25jährigen Bestehens (1901) in höchster Blüte stehen. Ein dem Bayreuther Hause nachgebildetes Wagnertheater, das Prinz-Regent-Theater, wurde im Aug. 1901 in München eröffnet.

Außer den biographischen und den allgemeinen musikgeschichtlichen Werken und Encyklopädien vgl. Becker, Die Hausmusik in Deutschland im 16., 17. und 18. Jahrh. (Lpz. 1840); Kiesewetter, Geschichte der europ.-abendländ. Musik (2. Aufl., ebd. 1846); Naumann, Deutsche Tondichter von Seb. Bach bis Richard Wagner (6. Aufl., ebd. 1896); Brendel, Geschichte der Musik in Italien, Deutschland und Frankreich (7. Aufl., ebd. 1888); Reißmann, Illustrierte Geschichte der D. M. (2. Aufl., ebd. 1892); H. Kretzschmar, Über den Stand der öffentlichen Musikpflege in Deutschland (ebd. 1881); Soubies, Histoire de la musique allemande (Par. 1896); Graf, D. M. im 19. Jahrh. (Berl. 1898); H. Riemann, Geschichte der Musik seit Beethoven (ebd. 1901).

Deutsche Mythologie, die Wissenschaft von den religiösen Vorstellungen und Gebräuchen der heidn. Deutschen, ferner von den in Sitte und Sage, im Märchen und Volksliede fortlebenden Versinnlichungen der Erscheinungen in der Natur und der Eindrücke, die die Vorgänge des Lebens in der Seele der Menschen zurücklassen.

Die letztern sind unsern Vorfahren und uns mit vielen Völkern der Erde gemeinsam (vgl. Tylor, Die Anfänge der Kultur, Lpz. 1873). Aus ihnen heraus hat sich schon in uralter Zeit ein Seelenglaube und Seelenkult, später ein Dämonenglaube und Dämonenkult und endlich der Götterglaube und Götterkult entwickelt. Man spricht infolgedessen von drei verschiedenen Mythenperioden, von denen die ältern jedoch in den jüngern noch fortleben. Zur Zeit der ältesten Berichte über unsere Vorfahren finden wir den Götterglauben in voller Blüte; dieser wurde besonders durch das Christentum gebrochen, während Seelen- und Dämonenglaube in Aberglauben, Sitte, Sage und Märchen nach wie vor fortlebte und teilweise christl. Gewand annahm. In welche Zeit die Anfänge des Götterglaubens zu setzen sind, ist schwer zu entscheiden. Die ersten scheinen einer Zeit anzugehören, in der alle indogerman. Stämme noch vereint waren. Sicher ist, daß die Germanen vor ihrer Trennung in einzelne Stämme gemeinsam dieselben Hauptgötter verehrten, allein die Entwicklung der Gottheiten ist bei den einzelnen Stämmen eine verschiedene gewesen; sie war abhängig von der geistigen Beanlagung des Stammes, von der Natur, die ihn umgab, von seinem Verkehr mit andern Völkern, von dem Zeitpunkte, der dem Heidentum ein Ende machte. Nicht viel mehr als einige Namen können wir an einen urgerman. Götterhimmel setzen: diese ergeben sich auf der einen Seite aus den spärlichen Überresten der südgerman. Völker, aus den Berichten der Römer, dem Wortschatze der Inschriften, den mittelalterlichen Kirchen- und Profanhistorikern, auf der andern Seite aus den außerordentlich reichen nordischen Quellen, den Skaldenliedern, den prosaischen Erzählungen aus der spätern heidn. Zeit (den Sögur) und den Eddaliedern (s. Edda).

Die Begründung der Wissenschaft einer D. M. ist eins der großen Verdienste Jakob Grimms. Während er aber die junge nordische Mythologie als urgermanisch hinstellte und den deutschen Volksglauben aus dieser entstanden sein ließ, leistete er der kombinierenden Methode, die unsere Mythologie so in Mißkredit gebracht hat, Vorschub. Dies wurde auch nicht anders, als Schwartz 1849 im Gegensatz zu Jakob Grimm den Nachweis führte, daß der noch lebende Volksglaube nicht aus altgerman. Götterglauben hervorgegangen sei, sondern eine ältere Schicht als dieser darstelle. Erst durch die von A. Kuhn und M. Müller geschaffene vergleichende Mythologie der indogerman. Völker und durch W. Mannhardts spätere Arbeiten erhielt die D. M. festern Grund und Boden, auf dem in neuester Zeit namentlich Elard H. Meyer und L. Laistner weiter bauten. Ausschließlich das Gebiet des altgerman. Götterglaubens behandelte vorzüglich K. Müllenhoff, der Schöpfer der analytischen Methode der Mythologie.

In seinem Kerne allen german. Völkern gemeinsam ist der Glaube an ein Fortleben der menschlichen Seele nach dem Tode in der Natur und an ein Trennen derselben vom Körper während des Schlafs. In diesem Zustande kann die Seele alle möglichen Gestalten annehmen. Dieser alte Glaube lebt noch in mancherlei Formen unseres Volks- und Aberglaubens fort. Hierher gehören der Glaube an Geister und Gespenster, an das Seelenheer, das im Winde daherfährt oder hoch in Lüften kämpft, die nordischen Mythen von den Walkyren (s. d.), Einherjern (s. d.), von den Gienganger oder Apturgöngur (Wiedergänger), von den Irrwischen oder Feuermännern, den schwed. Eldgastar oder Lyktegubben, den Wiesenhüpfern u. a. Ferner gehören hierher die Sagen von der Mart (s. d.), die den Menschen ängstigt, von der Trud oder Drud, vom Alp (s. d.), vom alamann. Schrettele oder Schrat, dem elsäss. Doggeli, den nordischen Fylgjur (d. h. Folgegeistern), den Werwölfen (s. d.), den Hexen (s. d.), dem Bilwis (s. d.). Während sich bei diesen Gestalten ein innerer Zusammenhang zwischen der Seele des Menschen und der mythischen Erscheinung verfolgen läßt, giebt es in unserer Mythologie andere Wesen, die wohl in Anlehnung an jene, aber ohne Zusammenhang mit der Seele entstanden sind; es sind das die Dämonen, die als Tiere oder Menschen gedachten Erscheinungen in der Natur und den Elementen. Sie hausen in Luft und Wasser, in Wind und Wolken, in Berg und Thal, in Haus und Hof. In tierischer Gestalt erscheinen sie namentlich oft als Hund oder Wolf (Roggenhund, Roggenwolf) oder als Vogel. Nehmen sie menschliche Gestalt an, so finden wir sie bald dem Menschen an Größe gleich, bald kleiner, bald größer; dem Menschen gegenüber zeigen sie sich bald freundlich, bald feindlich gesinnt. In Hinblick hierauf unterscheidet man zwei Hauptklassen Dämonen: Elfen (s. d.) und Riesen (s. d.). Zu jener gehören die Elfen, Wichte, Zwerge (s. d.), Kobolde (s. d.), der niederdeutsche, engl. und nordische Pook oder Puck (s. d.), die Nixe (s. d.) u. a. Riesen wohnen namentlich in Gegenden, wo gewaltige Berge, Meere, heftige Stürme und Gewitter auf die Phantasie der Menschen Eindruck machen. Beide Klassen der Dämonen leben noch heute in allen german. Ländern fort. Zu den Dämonen, die besonders in der Luft hausen, gehören unter andern Rübezahl (s. d.), Hackelberg (s. d.), der Wilde Jäger (s. Wilde Jagd) mit seinen mannigfachen Namen, die Moos- oder Holzfräulein (s. d.), Fangen u. a. Es sind übernatürliche Wesen, die in ihren Grundzügen gleich, in ihrer Ausschmückung aber in den Phantasien der einzelnen Stämme verschieden gestaltet sind. Im Wasser hausen die Nixen, in den Bergen die Zwerge, in dem Hause der Kobold, der Wicht, das Wichtelmännchen u. a.

Eine gemein-german. Götterlehre läßt sich nicht erweisen, vielmehr bestanden in der ältesten histor.

Zeit eine Anzahl Völkerbünde, von denen der eine den Kult dieses, der andere jenes Gottes als Mittelpunkt gemeinsamer Verehrung hatte. In der Regel verehrte der Amphiktyonenbund den Stammgott nicht unter dem eigentlichen Namen, sondern unter einem Beinamen, der dem urgerman. Himmelsgotte beigelegt war. Als solche Kultusverbände bezeichnen Plinius und Tacitus gemeinsam die Ingävonen, Istävonen und Herminonen. Der Hauptgott war noch bei den meisten Stämmen der altgerman. Tiwaz, der unter dem jüngern Namen Zio, Ziu, Tiu, Tyr (s. d.) als Kriegsgott noch in jüngerer Zeit fortlebte. Als Erman-Tiu verehrten ihn die Erminonen, die als großer Swebenbund zwischen der mittlern Elbe und Oder ihre Sitze hatten. Das gemeinsame Heiligtum befand sich in einem heiligen Haine der Semnonen, wo die Bundesgenossen alljährlich zusammenkamen und ihrem allwaltenden Gotte, dem «regnator omnium deus», Menschenopfer brachten und seine Hilfe erflehten (Tacitus, «Germania», Kap. 39). Als diese Stämme später ihre alten Sitze verließen und nach Südwesten zogen, nahmen sie die Heiligtümer des Gottes mit sich. Noch lange galten die Schwaben als Ziuverehrer (Cyuwari) und der alte Name für die Burg des schwäb. Augsburg, Ciwesburc, zeugt für das neue Bundesheiligtum. Ein anderer Swebenstamm, die Bayern, verehrten ihn unter dem Namen Er im heutigen Ostbayern und Böhmen und nannten nach ihm den dritten Tag der Woche Erestac. Überhaupt war die Tiuverehrung in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung noch ziemlich allgemein. Die röm. Schriftsteller übersetzen den Gott mit ihrem Mars, griechische mit Ares. Tacitus erwähnt ihn bei den rhein. Völkern, Jordanes bei den Goten, Procop bei den Skandinaviern als höchsten Gott; noch im 3. Jahrh. setzten ihm, dem Mars Thingsus, fries. Soldaten im röm. Heere in Britannien Altäre. Als der Krieg die eigentliche Lebensbedingung der alten Germanen geworden war, wurde der Himmelsgott zum Kriegsgott. Schon frühzeitig hat sich von ihm der Donnergott, Donar (s. d.) oder Thunar, altnordisch Thor, abgezweigt. Wir finden ihn im 6. Jahrh. verehrt bei den Alamannen, zur Zeit Karls d. Gr. bei den Sachsen, vor allem aber hatte er bei den nordischen Stämmen, namentlich den Norwegern, den alten Tiu verdrängt und steht hier im Mittelpunkte des Kultus. Für seine allgemeine Verehrung zeugt der 5. Wochentag, den alle german. Stämme als Donnerstag kennen, eine Übertragung des röm. dies Jovis. Tacitus giebt ihn als Hercules wieder. Neben diesem finden wir schon frühzeitig den Windgott, den Wodan, altnordisch Odin (s. d.). In seiner Eigenschaft als Windgott ist er zugleich Totengott und deshalb finden wir bei den röm. Schriftstellern für ihn den Namen Mercurius. Sein Kult war namentlich bei den Istävonen, die am untern Rhein saßen, zu Hause. Hier erwähnt ihn schon Tacitus als den höchsten Gott, dem man allein Menschenopfer darzubringen pflege. Mit der Herrschaft des mächtigsten Istävonenvolks, der Franken, verbreitete sich seine Verehrung rheinaufwärts zu den Alamannen, das Gestade der Nordsee entlang bei Langobarden und Sachsen und drang dann nach Skandinavien ein, wo er den schwed. Freyrkultus verdrängte, bis er selbst der Mittelpunkt mytholog. Dichtung und göttlicher Verehrung wurde und alle andern Götter in Abhängigkeitsverhältnis zu sich brachte. Er wurde zugleich der Träger einer neuen Kultur und brachte die von den Römern gelernten Runen und den Runenzauber mit sich. Dieser Aufschwung des Wodankultus ist das wichtigste Ereignis in der Religionsgeschichte der Germanen. — An der untern Elbe, an den Küsten der Nord- und Ostsee verehrten die Ingävonen den Himmelsgott als Ing und neben ihm seine Gemahlin, die mütterliche Nerthus (s. d.). Als Ingunar Freyr (s. d.) verehrten ihn dann die Schweden, deren gemeinsames Heiligtum die alte Königsstadt Altupsala war. Unter noch andern Namen lebte der alte Himmelsgott in der nordischen Dichtung fort. In Deutschland finden wir ihn noch als Forseti (s. d.), als Gründer und Schirmer rechtlicher Satzung bei den Friesen. Ob sich sein Beiname Baldr (s. d.) auch auf deutsches Gebiet erstreckt hat, ist zweifelhaft; sicher haben ihn die Dänen unter diesem Namen gekannt.

Unter den weiblichen Gottheiten tritt vor allen die große mütterliche Göttin Fria, Frigg (s. d.) hervor. Ihrem Namen nach ist sie die Geliebte schlechthin, die Gattin des Himmelsgottes Tiu, die aber später, als Wodan die Herrschaft über alles an sich riß, dessen Gemahlin wurde. Sie ist die Göttin der mütterlichen Erde, der Häuslichkeit und Ehe; dazu teilt sie die Herrschaft ihres Gatten und wird dadurch zur Himmels-, Wind-, Totengöttin. Der Freitag ist ihr zu Ehren genannt. Als chthonische Göttin lebt sie unter dem Namen Perchta in Oberdeutschland, Holda oder Frau Holle, «die Verborgene», in Mitteldeutschland. Als Nerthus verehrten sie sieben Völkerschaften an der untern Elbe oder auf Seeland in Dänemark in gemeinsamem Kulte; auf einsamer Insel befand sich ihr Heiligtum («Germania», Kap. 40). Die rhein. Völker verehrten sie als Hludana und Nehalennia (s. d.). Der letztere Name bezeichnet sie wohl als Totengöttin. Vielleicht deckt sich mit ihr auch die Isis, die nach des Tacitus Bericht ein Teil der Sweben verehrte.

Über die Vorstellungen unserer Vorfahren vom Anfang und Ende der Welt und der Geschöpfe erfahren wir nichts; was die nordischen Quellen darüber berichten, gehört in die Nordische Mythologie (s. d.). Nur über den Ursprung des Menschengeschlechts erzählt Tacitus, daß die Germanen den zwiegeschlechtigen Tuisco (s. d.) und dessen Sohn Mannus (s. d.) als Ahnherren des Volks in Liedern besungen hätten. Nach dem Tode lebte der Mensch im Geisterheere der Hel fort und erschien den Sehenden unter allen möglichen Spukgestalten, die in dem Seelenglauben erwähnt worden sind.

Die Verehrung der übernatürlichen Mächte bestand bei den alten Germanen hauptsächlich im Opfer. Man brachte dieses entweder den Seelen der Verstorbenen, indem man diesen Speisen vorsetzte, was noch in dem Leichenschmaus fortlebt (Seelenkult), oder den Dämonen, indem man Spenden in das Wasser, das Feuer warf, oder auf dem Felde stehen ließ, im Walde aufhing u. dgl., oder endlich der Gottheit. Letztere Opfer waren in der Regel Bundesopfer, verbunden mit Festlichkeit und Gelage. Wir kennen sie nur aus nordischen Berichten, doch lehren uns die in Deutschland noch fortlebenden Gebräuche, daß sie hier auf ganz ähnliche Weise stattgefunden haben. Geopfert wurden entweder Menschen oder Tiere oder Pflanzen. Sie waren natürlich bei den einzelnen Völkern im Hinblick auf die verschiedenen Lebensbedürfnisse

verschieden. Zum Teil waren es Unheil abwehrende, zum Teil Glück und Beistand erflehende Opfer. In Deutschland hat es deren drei oder vier im Jahre gegeben: in letzterm Falle das erste im Dezember oder Januar, das zweite im April, das dritte Ende Juni, das vierte Ende September. Das Opfer fand statt in der Nähe des Heiligtums der Gottheit. Dies war entweder ein heiliger Hain oder eine Art Tempel. Die feierliche Handlung leiteten die Priester, die keine Kaste bildeten, sondern aus den Edeln des Gauverbandes genommen wurden. Daneben gab es auch Priesterinnen, Weiber, die sich durch die Gabe der Weissagung auszeichneten; denn Weissagung (s. d.) und Loswerfen war in der Regel mit dem Opfer verbunden. Die Gottheit selbst nahm an den Opfern meist als Götzenbild teil, das nach dem Fest durch die Gaue geführt wurde, damit es das erbetene Glück überall hinbrächte. Während jener Zeit ruhten alle Streitigkeiten.

Litteratur. Jakob Grimm, D. M. (4. Aufl., 3 Bde., Berl. 1875—78); W. Müller, Geschichte und System der altdeutschen Religion (Gött. 1844); Simrock, Handbuch der D. M. (6. Aufl., Bonn 1878); Adolf Holtzmann, D. M. (Lpz. 1874); Wolf, Beiträge zur D. M. (2 Bde., Gött. 1852—54); Mannhardt, Die Götterwelt der deutschen und nordischen Völker (Bd. 1, Berl. 1860); ders., German. Mythen (ebd. 1858); ders., Wald- und Feldkulte (2 Bde., ebd. 1875—77); ders., Mytholog. Forschungen (Straßb. 1884); A. Kuhn, Mytholog. Studien (Bd. 1, Gütersloh 1886); Schwartz, Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum (2. Aufl., Berl. 1862); ders., Die poet. Naturanschauungen der Griechen, Römer und Deutschen in ihrer Beziehung zur Mythologie (2 Bde., ebd. 1864—79); ders., Prähistorisch-anthropol. Studien (ebd. 1884); ders., Indogerman. Volksglaube (ebd. 1885); E. H. Meyer, Indogerman. Mythen (2 Bde., ebd. 1883—85); Laistner, Nebelsagen (Stuttg. 1879); ders., Das Rätsel der Sphinx. Grundzüge einer Mythengeschichte (Berl. 1889); K. Müllenhoff, Über Tuisco und seine Nachkommen (in der »Allgemeinen Zeitschrift für Geschichte«, Bd. 8); Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart (3. Aufl., bearb. von E. H. Meyer, Berl. 1900); Pfannenschmid, German. Erntefeste im heidn. und christl. Kultus (Hannov. 1878); Jahn, Die deutschen Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht (Bresl. 1884); Kauffmann, D. M. (2. Aufl., Lpz. 1900); E. Mogk, German. Mythologie (2. Aufl., Straßb. 1898); E. H. Meyer, German. Mythologie (Berl. 1891); Golther, Handbuch der german. Mythologie (Lpz. 1895); Herrmann, Deutsche Mythologie (ebd. 1898).

Deutsche Nationalpartei, österr. parlamentarische Parteigruppe, die sich 23. Mai 1887 unter Führung Steinwenders unter dem Namen Deutschnationale Vereinigung von dem Deutschen Klub (s. d. und Vereinigte Deutsche Linke) trennte. Später nahm sie den Namen Klub der Deutschen Nationalpartei an. Die Anzahl ihrer Mitglieder betrug anfangs 15; bei den Wahlen 1891 errangen sie 17 Mandate. Ihr Ziel ist Wiederherstellung und Sicherung der deutschen Führung in Österreich im engsten Anschluß an das Deutsche Reich. Seitdem sie sich im Juni 1896 mit den Antisemiten über ein aus liberalen, nationalen und antisemit. Grundsätzen gemischtes Programm geeinigt hat, nennt sie sich Deutsche Volkspartei (s. Volkspartei).

Deutschendorf, s. Poprád.

Deutschenspiegel, Spiegel deutscher Leute, abgekürzt Dsp., wahrscheinlich von einem Augsburger Geistlichen nach der Mitte des 13. Jahrh. verfaßt, ist in seinem ersten Teile eine freie Bearbeitung des Sachsenspiegels (s. d.) bis Landrecht, Bd. II a, 12, §. 13, von da an lediglich Übersetzung desselben ins Oberdeutsche. Die Umarbeitung wurde vollendet im Schwabenspiegel. Der D. wurde erst 1857 auf der Innsbrucker Universitätsbibliothek aufgefunden; Ausgabe von Ficker, Der Spiegel deutscher Leute (Innsbr. 1859).

Deutsche Ost-Afrika-Linie, Schiffahrtsgesellschaft zu Hamburg, die 1890 auf Grund eines Vertrags mit dem Reiche, durch den ihr eine jährliche Subvention von 900000 M. zugesichert wurde, zum Zweck einer deutschen regelmäßigen Verbindung mit Deutsch-Ostafrika errichtet wurde. Die D. O. unterhält mit (1901) 18 Schiffen von 64000 Brutto-Registertons und mit mehrern Dampfern der Hamburg-Amerika-Linie Fahrten von Hamburg (Bremerhaven) über Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen und Lissabon teils über Neapel und Port-Said nach Sansibar, den wichtigsten Plätzen Deutsch-Ostafrikas, Mozambique, der Delagoabai und Natal, teils über Las Palmas und Kapstadt bis zur Delagoabai, und schließlich auch Fahrten zwischen Sansibar und Bombay. Die Reise nach Sansibar dauert von Hamburg 32—34, von Neapel 20—22 Tage, bis Natal 50 und 36 Tage. Zur Hebung der deutschen Exportindustrie schloß die Linie 1895 einen Vertrag mit den deutschen Eisenbahnverwaltungen ab, demzufolge auf den meisten deutschen Bahnstationen Güter zur direkten Beförderung nach den Häfen der Linie und sogar bis Johannesburg und Pretoria in Transvaal angenommen werden auf Grund eines billigen Durchgangstarifs nach dem Gewichtssystem. Seit der Eröffnung der Linie Delagoabai-Johannesburg hat der Verkehr auf der D. O. erheblich zugenommen, auch hat die Linie gleichzeitig die Generalvertretung der genannten Eisenbahn für Deutschland übernommen. Die Linie, deren Subvention vom 1. April 1901 ab auf weitere 15 Jahre verlängert wurde, hat fast durchweg neue, vorzüglich für die Passagierfahrt in den Tropen eingerichtete Dampfer, die sämtlich in Deutschland gebaut sind. Die Flagge der Gesellschaft zeigt die Tafel: Internationale Signal- und Reedereiflaggen, beim Artikel Flaggen.

Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft, s. Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft.

Deutsche Partei, Name der nationalliberalen Partei in Württemberg.

Deutsche Philatelistentage, s. Postwertzeichenkunde.

Deutsche Philologie. Das wissenschaftliche Interesse für Erforschung des deutschen Altertums geweckt zu haben, gehört zu den großen Verdiensten des Humanismus (Celtes, Peutinger, Aventin, Tritheim). Daneben waren es theol. Interessen, die im 16. Jahrh. z. B. den Flacius Illyricus auf altdeutsche Litteraturdenkmäler hinlenkten. Luthers Pflege der Schriftsprache und des Schulwesens veranlaßte eine Anzahl praktischer deutscher Grammatiken (von Fab. Franck, 1531; von Val. Ickelsamer, 1534 [?]; Neudruck, 3. Aufl., Freib. 1881), während der große Linguist Konr. Geßner in seinem »Mithridates« (Zür. 1555) die deutsche Sprache auch wissenschaftlich zu betrachten suchte. Das 17. Jahrh. brachte dann die reichen Publikationen altdeutscher Schriftwerke durch die Juristen Melchior Goldast

(1578—1635) und Marquard Freher (1565—1614) und Schottels (1612—76) großes grammatisches Werk «Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubt Sprache» (Braunschw. 1663). Der erste wirkliche deutsche Philologe war der Niederländer Franciscus Junius (1589—1671). Er hat das Studium der altdeutschen Denkmäler nicht mehr als Nebenbeschäftigung und aus Liebhaberei getrieben, er hat die Methode der klassischen Philologie auf die deutsche angewandt. Für die Grammatik und Etymologie hat Leibniz anregend gewirkt, besonders auf J. G. Eckhart (1674—1730), der in seiner «Historia studii etymologici linguae Germanicae» (Hannov. 1711) eine Geschichte der gesamten germanistischen Thätigkeit gegeben und auch sonst eine Reihe von altdeutschen Litteraturdenkmälern veröffentlicht hat. Die inhaltreichste Publikation jener Zeit war der von Joh. Schilter und J. G. Scherz herausgegebene «Thesaurus antiquitatum Teutonicarum» (3 Foliobände, Ulm 1728), der alle damals bekannten althochdeutschen Litteraturdenkmäler nebst einem Wörterbuch enthält. Um das Altenglische machte sich der engl. Theologe G. Hickes (1642—1715) verdient, namentlich durch sein großes Sammelwerk «Antiquae Literaturae Septentrionalis libri duo» (Bd. 1 des «Linguarum veterum Septentrionalium Thesaurus grammatico-criticus et archaeologicus», 6 Tle. in 2 Bdn., Orf. 1703—5). In den Niederlanden trat in Junius' Fußstapfen Lambert ten Kate (1674—1731), der die Hauptergebnisse seiner Untersuchungen in dem großen zweibändigen Werk «Aenleiding tot de Kennisse van het verhevene Deel der Nederduitsche Spraeke» (Amsterd. 1723) niederlegte. In Deutschland nahmen die Führer der litterar. Bestrebungen, Gottsched («Grundlegung einer deutschen Sprachkunst», Lpz. 1748; «Nötiger Vorrat zur Geschichte der deutschen dramat. Dichtkunst», Lpz. 1757—65), Bodmer und Breitinger («Sammlung von Minnesingern aus dem schwäb. Zeitpunkte», 2 Bde., Zür. 1758—59), Lessing u. a., auch in der Entwicklung der D. P. einen ehrenvollen Platz ein. Von hoher Bedeutung ist dann Herder gewesen, der dem Verständnis der nationalen Litteratur aus ihren geschichtlichen Bedingungen heraus kritisch Bahn brechen half, der dem Ursprung der Sprache nachging und namentlich mit Nachdruck auf unsere Volkspoesie hinwies. Das Zeitalter der Romantik schenkte der Vorzeit unsers Geisteslebens ein liebevolles Interesse, das für die wissenschaftliche Vertiefung der D. P. den besten Boden schuf. Unter den Häuptern der romantischen Schule erwarben sich die Brüder Schlegel das Verdienst der Begründung einer eigentlichen Litteraturgeschichte. Arnim und Brentano danken wir die Volksliedersammlung «Des Knaben Wunderhorn» (3 Bde., Heidelb. 1806—8), Görres «Die deutschen Volksbücher» (ebd. 1807). In der Romantik wurzelt der fachmännische Betrieb deutsch-philol. Studien, der von Berlin ausging, und zwar von Fr. H. von der Hagen (1780—1856). Seine unermüdliche Betriebsamkeit hat das Material der Wissenschaft stark vermehrt und die Ausbreitung des Studiums befördert. Im Mittelpunkt seines Interesses stand zunächst das Nibelungenlied, dessen Studium ihn auf die Edda als Quelle der german. Heldensage führte; seine spätere große Ausgabe der «Minnesänger» (4 Bde., Lpz. 1838) ist bisher unersetzt. Zusammen mit Docen, dessen Arbeiten in seinen «Miscellaneen zur Geschichte der teutschen Literatur» (2 Bde., Münch. 1809) zusammengefaßt sind, und mit Büsching gab er das «Museum für Altdeutsche Litteratur und Kunst» (3 Hefte, Berl. 1809—12) heraus. Noch heute wertvoll ist sein und Büschings «Litterarischer Grundriß zur Geschichte der Deutschen Poesie» (ebd. 1812). In den Bestrebungen dieser Männer, auf dem Gebiete der Rechtsgeschichte besonders denen von Fr. C. von Savigny, wurzeln die Anfänge der Brüder Grimm.

Durch die Brüder Grimm, durch Benecke und Lachmann wurde die D. P. erst zum Range einer exakten Wissenschaft erhoben. An dieser Wendung haben die von A. W. Schlegel ausgegangenen Anregungen, dessen überlegene philol. Methode mehrere glänzende kritische Leistungen bezeugen, einen hervorragenden Anteil gehabt. Jakob und Wilhelm Grimm (ersterer 1785—1863, letzterer 1786—1859), 1829—37 Professoren in Göttingen, seit 1840 in Berlin, umfaßten das ganze Gebiet der D. P. und schufen den meisten Disciplinen derselben die Grundlage. Von der phantastisch dilettantischen Art der Romantiker hebt sie eine echte, frische Natur, ein einfaches und reines Gefühl für Poesie ab und der Geist echter Wissenschaftlichkeit. Ihr Interesse drehte sich zunächst um die Geschichte der Poesie und der Sage. Zusammen herausgegeben haben sie die «Kinder- und Hausmärchen» (2 Bde., Berl. 1812 u. 1814; 2. Ausg., 3 Bde., 1819—22; neu hg. von Herm. Grimm, 30. Aufl., ebd. 1899; kleine Ausg., 41. Aufl., Gütersloh 1893), die, wie beabsichtigt war, ein Gemeingut des deutschen Volks geworden sind und die Märchenforschung zugleich auch für alle andern Nationen begründet haben. Gemeinsam haben sie gleichfalls die «Deutschen Sagen» (2 Bde., Berl. 1816—18; 3. Aufl., ebd. 1891) veröffentlicht. Im übrigen gehen die beiden Brüder zu selbständigen Leistungen auseinander. Um dem Volke den Schatz seiner frühern geistigen Erzeugnisse wieder zu erschließen, ging Jakob, der Vielseitigere und Genialere, daran, zunächst die ältere deutsche Sprache zu erforschen, nach der vergleichenden Methode, die gleichzeitig Franz Bopp auf die indogerman. Sprachen überhaupt in Anwendung brachte und nach der der Däne Rask die altnord. Grammatik bearbeitet hatte, und er schuf, zum Erstaunen der Zeitgenossen, ein Werk, das an Bedeutung von keinem andern ähnlichen auch nur annähernd erreicht worden ist, seine «Deutsche Grammatik» (Bd. 1, Gött. 1819; 3. Aufl. 1840; Bd. 2—4, 1826, 1831 u. 1837; neue Ausg., Berl. 1870, 1878 und Gütersloh 1890, 1898). Er legte in diesem seinem Hauptwerke mit bewundernswürdiger Gelehrsamkeit und Klarheit die Geschichte aller german. Sprachen, von dem Gotischen des 4. Jahrh. bis auf die Neuzeit, genau dar, sowohl die Laut- und Formenlehre als auch die Wortbildungslehre und die Syntax des einfachen Satzes. Die Grammatik ist durch dieses Werk zu einer selbständigen Wissenschaft geworden. Nun erst war ein wirkliches, wissenschaftliches, geschichtliches Begreifen der Sprache möglich geworden. J. Grimms Grammatik ist das Vorbild für Diez' roman., Miklosichs slaw. und Zeuß' kelt. Grammatik gewesen. Es folgte ein neues Fundamentalwerk: «Deutsche Rechtsaltertümer» (Gött. 1828; 4. Ausg., bearbeitet von Heusler und Hübner, 2 Bde., Lpz. 1900), das einen Einblick bot in eine neue, bis dahin völlig unbeachtet gebliebene Seite des geistigen und Kulturlebens, und das durch ein neues Werk zu ersetzen bis heute auch nicht der

Versuch gemacht worden ist. Eine Ergänzung dazu waren die «Weistümer», eine Sammlung volkstümlicher Rechtsbelehrungen, die er selber auf 4 Bände gebracht hat (Bd. 1—4, Gött. 1840—63; Bd. 5—7, hg. von Schröder, 1866—78). Auch eine Geschichte der Sitte hatte er zu schreiben geplant. Das nächste Gebiet, dem J. Grimm seinen Entdeckungstrieb zuwandte, war die Tiersage «Reinhart Fuchs» (Berl. 1834). Er entdeckte in den verschiedenen Erzählungen und Dichtungen des Altertums und Mittelalters einen geschichtlichen Zusammenhang, aus dem er allerdings vorschnell auf ein indogerman. Tierepos schloß. Schon im folgenden Jahre erschien ein neues grundlegendes Werk, die «Deutsche Mythologie» (Gött. 1835; 2. Aufl., 2 Bde., 1843—44; 4. Ausg., 3 Bde., Berl. 1875—78). Hier war der poetisch nachempfindende J. Grimm recht eigentlich auf seinem Gebiet. Sein fünftes großes Fundamentalwerk ist die «Geschichte der deutschen Sprache» (2 Bde., Lpz. 1848; 4. Aufl. 1880), in dem zum erstenmal die Sprache methodisch herbeigezogen wurde, um über Geschichte und Kultur vorgeschichtlicher Zeiten Auskunft zu geben. Neben diesen Werken gehen eine große Menge bedeutsamer kleinerer Schriften (Abhandlungen und Ausgaben) her. Es sei hier nur noch der von den Brüdern herausgegebenen und auch beinahe allein verfaßten «Altdeutschen Wälder» (3 Bde., Cassel und Frankf. 1813—16) gedacht. Sein letztes Werk unternahm Jakob, wie sein erstes, gemeinsam mit seinem Bruder, das «Deutsche Wörterbuch» (fortgeführt von R. Hildebrand, K. Weigand, M. Heyne, M. Lexer und E. Wülcker, Lpz., seit 1852 erscheinend; fertig bis 1901 Bd. 1—4, 1. Abteil., Tl. 1 u. 2 und Tl. 3 bis Lfg. 2; Bd. 4, 2. Abteil. bis Bd. 10, Lfg. 5; Bd. 11 bis Lfg. 3 und Bd. 12 bis Lfg. 6). Wilhelm Grimm verdanken wir außer seinen «Altdän. Heldenliedern, Balladen und Märchen» (Heidelb. 1811) eine große Reihe mit peinlicher Genauigkeit ausgeführter Ausgaben unserer ältern Dichtwerke. Von seinen größern Schriften sind die bedeutendsten die «Über Deutsche Runen» (Gött. 1821), «Zur Geschichte des Reims» (Berl 1852) und besonders «Die deutsche Heldensage» (Gött. 1829; 2. Aufl., Berl. 1867; 3. Aufl., Gütersloh 1890), eine sorgfältige Zusammenstellung aller Quellen, aus denen über die Geschichte dieses Gegenstandes etwas zu entnehmen ist, und noch heute die Grundlage für alle einschlägigen Arbeiten. Nächst J. Grimm sind Benecke, Lachmann und Gervinus die Begründer der D. P. gewesen. G. Fr. Benecke (1762—1844), Professor in Göttingen, begründete das philol. Verständnis der mittelhochdeutschen Litteratur. Er hob an mit dem genauesten Studium einzelner Dichter, deren Texte er mit unermüdlicher Sorgfalt und mit eindringendem Verständnis herausgab («Beyträge zur Kenntnis der altdeutschen Sprache und Literatur», 2 Bde., Gött. 1810—32; Ausgabe von Bonerius' «Edelstein», Berl. 1816; Ausgabe des «Wigalois», ebd. 1819) und gelangte endlich zur Herrschaft über den mittelhochdeutschen Wortschatz, den er bis in die feinsten Schattierungen der Wortbedeutung darlegt im «Wörterbuch zu Hartmanns Iwein» (Gött. 1833; 2. Ausg. 1874), einem für die mittelhochdeutsche Lexikographie epochemachenden Werke. Sein großartig angelegtes «Mittelhochdeutsches Wörterbuch» blieb nur ein Entwurf, dessen Ausarbeitung W. Müller und Fr. Zarncke übernahmen (3 Bde., Lpz. 1854—66). Weit bedeutender war Beneckes Schüler Karl Lachmann (1793—1851), seit 1825 Professor in Berlin. Von Hause aus klassischer Philolog, hat Lachmann die Textbehandlung als den Mittelpunkt philol. Thätigkeit angesehen und seine Kraft und seinen Scharfsinn auf die Kritik verwandt. Seiner strengen Methode verdankt die D. P. recht eigentlich ihre wissenschaftliche Schulung, die aus der genialen Kombinationskraft Jak. Grimms nicht zu gewinnen war. In seiner Erstlingsschrift «Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Not» (Berl. 1816) versuchte Lachmann, durch Fr. A. Wolfs «Prolegomena» angeregt, das Nibelungenlied nach der Analogie Homers in eine Anzahl ursprünglicher selbständiger Lieder aufzulösen. Rastlos war er bemüht, nach seinen kritischen Grundsätzen die Hauptwerke der mittelhochdeutschen Litteratur zu bearbeiten. So gab er heraus «Iwein» (Berl. 1827; 4. Aufl. 1877), «Der Nibelunge Not mit der Klage» (ebd. 1826; 5. Aufl., ebd. 1878), «Die Gedichte Walthers von der Vogelweide» (ebd. 1827; 6. Aufl. 1891) und «Wolfram von Eschenbach» (ebd. 1833; 5. Ausg. 1891). Als Ergänzung der Nibelungenausgabe erschienen seine kritischen Bemerkungen «Zu den Nibelungen und zur Klage» (Berl. 1836). Auf einen neuhochdeutschen Schriftsteller wandte Lachmann die kritische Methode an in seiner Ausgabe von «Lessings Schriften» (13 Bde., Lpz. 1838—40; 3. Aufl., besorgt von Muncker, Stuttg. 1886 fg.). Auch auf dem Gebiete der Metrik waren Lachmanns Arbeiten bahnbrechend, indem er dieselbe der Grammatik und Textkritik nutzbar machte. Bis in die Gegenwart hinein hat sich der Kampf über das Handschriftenverhältnis und die Entstehung des Nibelungenliedes gezogen, den Lachmanns Theorie hervorgerufen. Der Bau der Wissenschaft war auf fast allen Gebieten aufgeführt. Nur die Litteraturgeschichte war seit A. W. Schlegel noch arg vernachlässigt worden, wiewohl «Goethes Dichtung und Wahrheit» ein klassisches Beispiel litterargeschichtlicher Biographie gegeben hatte. Nachdem Ludwig Uhland, dessen bekanntestes germanistisches Werk die «Alten hoch- und niederdeutschen Volkslieder» (Stuttg. 1844; 3. Aufl. 1893) sind, eine ganz vorzügliche Charakteristik Walthers von der Vogelweide veröffentlicht (ebd. 1822) und 1830—31 Vorlesungen über «Geschichte der altdeutschen Poesie» gehalten hatte («Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage», 8 Bde., ebd. 1865—73), nahm die deutsche Litteraturgeschichte einen gewaltigen Aufschwung durch G. G. Gervinus (s. d.), der es zum erstenmal wagte, die ganze deutsche Litteraturgeschichte von Anfang an darzustellen. Seine geniale Darstellung gipfelt in Lessing, Goethe und Schiller.

Die Wissenschaft der D. P. war nunmehr nach allen Richtungen hin fest begründet und wurde allmählich als eine der klassischen Philologie gleichberechtigte Wissenschaft anerkannt. Hatte schon J. Grimms universale Thätigkeit sich weniger auf das Gebiet der Litteraturgeschichte erstreckt und galten Lachmanns Arbeiten wesentlich der Textkritik, so macht es heutzutage die wachsende Ausdehnung der Wissenschaft dem Einzelnen fast nicht mehr möglich, alle Seiten derselben zu pflegen. Vielleicht der einzige, dessen Genialität seit J. Grimm wiederum fast das ganze Gebiet der D. P. umspannt hat, ist Wilhelm Scherer (1841—86) gewesen, seit 1877 Professor in Berlin. Der Lachmannschen Berliner Schule angehörend, hat er sich in kritischen Ar-

beiten auf dem Felde der ältern und neuern Litteratur versucht. Es sei hier namentlich der erschöpfenden Behandlung der «Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8. bis 12. Jahrh.» (Berl. 1864; 3. Aufl., 2 Bde., 1892) gedacht, die er zusammen mit K. Müllenhoff herausgab. Seine Bedeutung liegt auf denjenigen Gebieten, auf denen er von Lachmann ganz unabhängig war, der Sprach- und Litteraturgeschichte. Sein Buch «Zur Geschichte der deutschen Sprache» (Berl. 1868; 2. Ausg., neuer Abdruck 1889) ist von epochemachender Bedeutung gewesen durch die Fülle von neuen Gedanken für die Auffassung und Erklärung der sprachgeschichtlichen Thatsachen. Am meisten entsprach seiner Begabung die Charakterisierung litterar. Schöpfungen und Persönlichkeiten. Er ist mehr und mehr zu der Beschäftigung mit der neuern Litteratur, besonders dem 16. Jahrh. und Goethe, übergegangen. Seine künstlerisch angelegte «Geschichte der deutschen Litteratur» (Berl. 1883; 8. Aufl., hg. von Edw. Schröder, 1898) ist die neueste selbständige wissenschaftliche Darstellung unserer Litteraturgeschichte, deren Glanzpunkt die Charakterisierung im einzelnen ist. Der Sprung von J. Grimm zu W. Scherer ist ein weiter. Allein es läßt sich zur Zeit noch keine abschließende Geschichte der D. P. seit J. Grimm geben. Überblicken läßt sich allein die Entwicklung der einzelnen Disciplinen. Für die sprachliche Seite s. Germanische Sprachwissenschaft, für die litterargeschichtliche s. Deutsche Litteratur. Es bleibt hier also nur übrig, die Fortschritte der philol. Forschung im engern Sinne des Wortes (Textkritik) und der kulturgeschichtlichen zu besprechen. Was die erstern anbetrifft, so haben sich um die Veröffentlichung und Erklärung alt-, mittel- und neuhochdeutscher Texte nach J. Grimm zunächst besonders verdient gemacht: E. G. Graff («Diutiska», 3 Bde., Stuttg. und Tüb. 1826, 1827 u. 1829), Hoffmann von Fallersleben («Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Litteratur», 2 Bde., Bresl. 1830—37; «Horae Belgicae», 12 Bde., Bresl. und Hannov. 1831—62; Bd. 1, 2 u. 7 in 2. Ausg., 1856—57), J. A. Schmeller, H. Fr. Maßmann («Deutsche Gedichte des 12. Jahrh.», 2 Tle., Quedlinb. 1837), Jos. Diemer («Deutsche Gedichte des 11. und 12. Jahrh.», Wien 1849; «Kleinere Beiträge zur ältern deutschen Sprache und Litteratur», 6 Bde., Wien 1851—67), Moritz Haupt (durch seine vorzüglichen Ausgaben mittelhochdeutscher Dichtungen seit 1839, unter andern «Des Minnesangs Frühling», mit Lachmann, Lpz. 1857; 5. Ausg., ebd. 1893), Ed. von Kausler («Denkmäler altniederländ. Sprache und Litteratur», 3 Bde., Tüb. und Lpz. 1840—66), Friedrich Zarncke (Musterausgabe von «Brants Narrenschiff», Lpz. 1854; «Das Nibelungenlied», ebd. 1856; 6. Aufl. 1887), Franz Pfeiffer, Karl Bartsch, letzterer der fruchtbarste («Untersuchungen über das Nibelungenlied», Wien 1865), und K. Goedeke (kritische Ausgabe von «Schillers sämtlichen Schriften», 15 Tle. in 17 Bdn., Stuttg. 1867—76); ferner El. Steinmeyer, Ed. Sievers (von beiden herausgegeben die «Althochdeutschen Glossen», 3 Bde., Berl. 1879, 1882 u. 1895), A. Schönbach («Altdeutsche Predigten», 3 Bde., Graz 1886—91), W. Wilmanns («Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide», Bonn 1882; «Beiträge zur Geschichte der älteren deutschen Litteratur», Heft 1—4, ebd. 1885—88), H. Paul («Zur Nibelungenfrage», Halle 1877), Vogt («Salman und Morolf», ebd. 1880), G. Roethe («Die Gedichte Reinmars von Zweter», Lpz. 1887), K. Burdach, E. Schröder, K. Kraus, Ph. Wackernagel («Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrh.», 5 Bde., ebd. 1864—77), R. von Liliencron («Die histor. Volkslieder der Deutschen», 4 Bde., ebd. 1865—69), Joh. Bolte, B. Suphan («Herders sämtliche Werke», 31 Bde., Berl. 1877—93; Bd. 14 ist noch nicht erschienen) und M. Bernays. Eine groß angelegte Ausgabe von «Goethes Werken» erscheint seit 1887 in Weimar. Über größere Sammlungen von Textausgaben s. Deutsche Litteratur (Sammlungen). Ferner gehören noch hierher: «Bibliotheek van Middelnederlandsche Letterkunde», hg. von H. E. Moltzer u. a. (seit 1868) und «Zwolsche Herdrukken» (Zwolle, seit 1891 erscheinend). — Die altdeutsche Metrik haben nach W. Grimm und Lachmann besonders W. Wackernagel, Simrock, Rieger, Wilmanns, Sievers, Möller, Heusler, die neuhochdeutsche Minor gefördert. — Im Anfang des 19. Jahrh. wurden die verstreuten handschriftlichen Schätze unserer ältern Litteratur gesammelt. So sind namentlich München und Wien wichtige Centralpunkte geworden. Von großer Bedeutung war auch die Heimführung der altdeutschen Handschriften aus dem Vatikan nach Heidelberg 1816. Dazu kamen die Bemühungen einzelner eifriger Sammler. Die reiche Handschriftensammlung des Freiherrn von Laßberg (1770—1855) ist in den Besitz des Fürsten von Fürstenberg in Donaueschingen übergegangen. Eine unentbehrliche Grundlage für das Studium der neuhochdeutschen Periode schuf in trefflichster Weise Karl Hartwig Gregor Freiherr von Meusebach, welcher mit rastlosem Eifer und vollendeter Sachkenntnis alle ihm erreichbaren Werke zusammenbrachte, die für die deutsche Litteratur von Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf Goethe irgendwelche Bedeutung haben. Diese unschätzbare, an innerm Gehalt und äußerer Vollständigkeit einzig dastehende Sammlung ist in den Besitz der königl. Bibliothek in Berlin gelangt. Für die ältere neuhochdeutsche Litteratur hat W. von Maltzahn gesammelt. Die reichste auf Goethe bezügliche Sammlung verdankt man dem Buchhändler Salomon Hirzel, der sie der Leipziger Universitätsbibliothek vermacht hat. Das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar endlich verspricht immer mehr ein Archiv für die neuere Litteratur überhaupt zu werden. — Die Geschichte der altgerman. Stammeskunde ist begründet und mächtig gefördert worden durch das noch heute nicht veraltete Werk von Kaspar Zeuß: «Die Deutschen und die Nachbarstämme» (Münch. 1837). Seit J. Grimm hat nur K. Müllenhoff (1818—84) sich wiederum die Erforschung des german. Altertums in großem Stil zur Aufgabe gemacht; sein Lebenswerk «Deutsche Altertumskunde» (Bd. 1, Berl. 1870; 2. Aufl. 1890; Bd. 2, ebd. 1887; Bd. 3, 1892; Bd. 4, 1900; Bd. 5, 1891) ist ein Bruchstück geblieben. Daneben sind noch Arnolds «Deutsche Vorzeit» (Gotha 1876), Baumstarks Erläuterungen zu Tacitus' Germania (Lpz. 1875 u. 1880) und neuerdings mehrere Arbeiten von Much zu nennen. — Die archäol. Studien finden einen Anhalt an den zahlreichen Altertumsmuseen, besonders an dem 1852 gegründeten Römisch-Germanischen Centralmuseum in Mainz (vgl. «Die Altertümer unserer heidn. Vorzeit», hg. von L. Lindenschmit, Mainz seit 1858) und dem Germanischen Na-

tionalmuseum in Nürnberg («Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit», Nürnb. 1853—83; «Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums», ebd., seit 1884). Diesen Studien hat gleichfalls gedient der «Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters», von H. von Aufseß (Münch. 1832, Nürnb. 1833—34), fortgesetzt als «Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit», von Mone (Karlsr. 1835—39), und dienen jetzt das «Archiv für Anthropologie» (Braunschw., seit 1866), die «Zeitschrift für Ethnologie» (Berl., seit 1869), die «Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande» (Bonn, seit 1842) und die «Westdeutsche Zeitschrift» (1. bis 19. Jahrg., Trier 1882—1900). Namentlich in Dänemark und Skandinavien ist die Archäologie durch Worsaae, Henry Petersen, Montelius u. a. gepflegt worden; eine «Nordische Altertumskunde» lieferte Sophus Müller (2 Bde., Straßb. 1897—98). — Auf dem Gebiete der deutschen Runenkunde hat sich nach W. Grimm von den ältern Franz Dietrich (s. d.) am meisten hervorgethan. Grundlegend für die Geschichte der german. Runenschrift ist Wimmers «Runeskriftens oprindelse og udvikling i Norden» (Kopenh. 1874), in neuer deutscher Bearbeitung «Die Runenschrift» (Berl. 1887). Die norweg. Runeninschriften behandelt Bugge («Norges Indskrifter med de ældre Runer», Krist., seit 1891), die deutschen Henning («Die deutschen Runendenkmäler», Straßb. 1889). — Die deutsche Kulturgeschichte hat Franz von Löher («Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter», 3 Bde., Münch. 1891—94) bearbeitet, die deutsche Wirtschaftsgeschichte K. Th. von Inama-Sternegg («Deutsche Wirtschaftsgeschichte», Bd. 1 u. 2, Lpz. 1879—91; Bd. 3, 1, ebd. 1899), K. Lamprecht («Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter», 3 Tle. in 4 Bdn., ebd. 1886), die deutsche Rechtsgeschichte R. Schröder («Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte», 3. Aufl., ebd. 1898), Konr. Maurer, H. Brunner («Deutsche Rechtsgeschichte», Bd. 1, ebd. 1887; Bd. 2, 1892) und K. von Amira. — Zur deutschen Sittengeschichte von den ältesten Zeiten bis zum Ausgange des Mittelalters hat W. Wackernagel («Kleinere Schriften», Bd. 1, Lpz. 1872) wertvolle Beiträge geliefert. K. Weinholds Buch «Die deutschen Frauen in dem Mittelalter» (Wien 1851; 3. Aufl., 2 Bde., 1897) erstreckt sich über die Hauptgebiete des Kulturlebens. Die Ergebnisse, welche die Denkmäler der Kunst und des Handwerks liefern, vereinigt mit den Zeugnissen der mittelhochdeutschen Dichtung Alwin Schultz («Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger», 2 Bde., Lpz. 1879—80; 2. Aufl. 1889). Zahlreich sind die meist lokal begrenzten Sammlungen über die heutigen Volkssitten, die häufig mit den Märchen- und Sagensammlungen verbunden sind. Unter den Forschern auf diesem Gebiete sind E. L. Rochholz, J. Zingerle, F. Liebrecht und R. Köhler hervorzuheben. Eine eigene Zeitschrift für Volkskunde unter besonderer Berücksichtigung des Deutschen ist die «Zeitschrift des Vereins für Volkskunde» (Berl., seit 1891). — Die german. Mythologie erforschten besonders W. Müller («Geschichte und System der altdeutschen Religion», Gött. 1844), A. Kuhn, der Begründer der vergleichenden indogerman. Mythologie, W. Schwartz, W. Mannhardt, El. H. Meyer («German. Mythologie», Berl. 1891), E. Mogk («German. Mythologie», 2. Aufl., Straßb. 1898) und Golther («Handbuch der german. Mythologie», Lpz. 1895). Speciell für nordische Mythologie sind bedeutsam die Arbeiten von N. M. Petersen («Nordisk Mythologi», Kopenh. 1849; 2. Aufl. 1863), Konr. Maurer («Bekehrung des norweg. Stammes zum Christentum», 2 Bde., Münch. 1855—56), Henry Petersen («Om Norboernes gudedyrkelse og gudetro i hedenold», Kopenh. 1876), S. Bugge («Studier over de nordiske gude- og heltesagns oprindelse», Krist. 1889; deutsche Ausgabe «Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensagen», Münch. 1889) und K. Müllenhoff («Deutsche Altertumskunde», Bd. 5, Berl. 1891). — Unsere Kenntnis der deutschen Sagengeschichte, namentlich Heldensage, hatte seit W. Grimm besonders durch K. Müllenhoffs Abhandlungen Fortschritte gemacht, neuerdings auch durch W. Müller, R. Heinzel und Sijmons. — Außer den angeführten dienten und dienen namentlich folgende Zeitschriften deutsch-philol. Forschungen: «Altdeutsche Blätter» von Haupt und Hoffmann (2 Bde., Lpz. 1835—40); «Neues Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Altertumskunde» (auch u. d. T. «Germania») von von der Hagen (10 Bde., Berl. 1836—53); «Zeitschrift für deutsches Altertum», hg. von M. Haupt, K. Müllenhoff, W. Scherer und E. Steinmeyer, jetzt von E. Schröder und G. Roethe (Lpz. und Berl., seit 1841), dazu «Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur», von denselben herausgegeben (ebd., seit 1876 erscheinend); «Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Litteratur und Kunst», hg. von Hoffmann von Fallersleben und O. Schade (6 Bde., Hannov. 1854—57); «Germania», hg. von Franz Pfeiffer, dann von K. Bartsch und O. Behaghel (Stuttg. und Wien 1856—92); «Zeitschrift für D. P.», hg. von E. Höpfner und J. Zacher, jetzt von H. Gering und F. Kauffmann (Halle, seit 1868 erscheinend); «Archiv für Litteraturgeschichte», hg. von Gosche und Schnorr von Carolsfeld (15 Bde., 1870—87); «Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur», hg. von H. Paul und W. Braune, jetzt von Ed. Sievers (Halle, seit 1874 erscheinend); «Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung» (zuerst Brem., dann Norden und Lpz., seit 1875 erscheinend), dazu «Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung» (zuerst Hamb. [Brem.], dann Norden und Lpz., seit 1877 erscheinend); «Taalkundige Bijdragen» von Cosijn, Kern, Verdam und Verwijs (Haarlem 1877 fg.); «Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der german. Philologie», hg. von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin (Berl. und Lpz., seit 1879 erscheinend); «Litteraturblatt für german. und roman. Philologie», hg. von O. Behaghel und Fr. Neumann (Heilbr. und Lpz., seit 1880); «Tijdschrift voor Nederlandsche taal- en letterkunde», hg. von der Maatschappij der Nederlandsche letterkunde te Leiden (Leid., seit 1881); «Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte», hg. von B. Seuffert (6 Bde., Weim. 1888—93); «Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte», hg. von Chr. Meyer (Neue Folge, Berl. 1891 fg.), seit 1893 (Berlin, später Weimar) von G. Steinhausen u. d. T. «Zeitschrift für Kulturgeschichte»; «Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte», hg. von Elias, Osborn u. a. (1892—95 in Stuttg., 1895—99 in Lpz., seitdem in Berl.); «Taal en Letteren», hg. von Buitenrust Hettema, van den Bosch, Kollewijn, Terwey und Vercoullie (Zwolle, seit 1892 erscheinend); «Euphorion», hg. von Sauer (Bamb., seit 1894). Eine Sammlung selbständiger Schriften

aus allen Gebieten der german. Philologie sind die »Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der german. Völker«, begründet von B. ten Brink und W. Scherer, jetzt hg. von A. Brandl, E. Martin und Er. Schmidt (Straßb., seit 1874). — Den gegenwärtigen Stand der Forschung sucht zusammenzufassen der von H. Paul herausgegebene »Grundriß der german. Philologie« (2. Aufl., 3 Bde., Straßb. 1896 fg.); er enthält eine Gesamtdarstellung der Geschichte der german. Philologie, der Methodik, Schriftkunde, Sprachgeschichte, Mythologie, Heldensage, Litteraturgeschichte, Metrik und Kulturgeschichte.

Zur Geschichte der D. P. vgl. R. von Raumer, Geschichte der german. Philologie vorzugsweise in Deutschland (Münch. 1870); W. Scherer, Jakob Grimm (2. Aufl., Berl. 1885); A. Socin, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen (Heilbr. 1888).

Deutsche Philosophie. Das deutsche Volk hat zu verschiedenen Zeiten selbstthätigen Anteil an der Entwicklung der Philosophie genommen und namentlich seit dem Ende des 18. Jahrh. dadurch, daß die von Kant eingeleitete gänzliche Umwälzung der philos. Studien fast ausschließlich auf deutscher Erde vorgegangen ist, die leitende Stellung auf dem Gebiete dieser Wissenschaft errungen. Als das deutsche Volk in die kirchliche Civilisation des Mittelalters eintrat, begann auch in den deutschen Klöstern die Arbeit der *scholastischen Philosophie* (s. Scholastik), deren Entwicklung wesentlich von der wachsenden Bekanntschaft mit dem klassischen Altertum abhing; daher war es eine ihrer bedeutsamsten Förderungen, daß *Albert von Bollstädt* (Albertus Magnus) durch sein umfassendes Studium den bis dahin sehr engen Gesichtskreis des scholastischen Denkens erweiterte und dadurch seinem Schüler Thomas von Aquino den Weg zu höhern Leistungen bahnte.

Auch an der Entwicklung der neuen lebenskräftigen Elemente, die in der Renaissance die mittelalterliche Philosophie verdrängten, hatte die deutsche Nation wichtigen Anteil. Zwar verhielt sie sich in der Neubelebung der humanistischen Studien wesentlich empfangend und nachfolgend. Aber dafür hatte in den tiefern, religionsbedürftigen Schichten des deutschen Volks seit dem Auftreten des Meisters *Eckardt* (s. d.) immer mehr eine *Mystik* um sich gegriffen, die die äußerlichen Formen des religiösen Lebens abzustreifen und in den Tiefen des gläubigen Gemüts, unabhängig von allem Verstandeswissen, die Geheimnisse aller Erkenntnis zu durchdringen hoffte, und die auch der Thätigkeit der deutschen Reformatoren unmittelbar zu Grunde lag. Zugleich regten sich die ersten Keime eines selbständigen, der Natur zugewandten Philosophierens in den unklaren, phantastisch-abenteuerlich gärenden Gedanken von Männern wie *Agrippa von Nettesheim* und *Paracelsus*. Als dann die deutsche Reformation in ihrer kirchebildenden Tendenz sich nach einer wissenschaftlichen Philosophie umsehen mußte, bildete man unter der Führung Melanchthons den philologisch gereinigten Aristotelismus zu einer prot. Philosophie um, die als ein Nachbild der Scholastik auf den deutschen Universitäten sich zu einem unfruchtbaren Formalismus befestigte. Inzwischen ging die mystische Bewegung im Volke fort, fand gelegentlich auch, wie bei *Taurellus*, eine gelehrtere Form und gestaltete sich, indem sie mit den naturphilos. Spekulationen des *Paracelsus* verschmolz, schließlich zu dem tiefsinnig grübelnden Gedankensysteme des *Jakob Böhme* (s. d.).

Der trostlose Kulturzustand, den die Religionskriege in Deutschland herbeiführten, erklärt es, daß die Neubegründung einer wissenschaftlichen Philosophie in England, Frankreich und den Niederlanden bei den Deutschen nur geringen Widerhall fand. Erst in *Leibniz* (s. d.) sah Deutschland seinen ersten philos. Genius. Sein System der universellen Harmonie, in dem die einfachen Einzelwesen, die Monaden, in logischen, nicht kausalen Wechselbeziehungen stehen, und das in sich die mathem. und naturwissenschaftlichen Bestrebungen mit den religiösen Bedürfnissen des gebildeten Kulturmenschen jener Zeit vereinigt, ist durch Originalität und Großartigkeit der Gedanken, durch methodische Verarbeitung und scharfsinnige Verknüpfung der einzelnen Faktoren der Kulminationspunkt der vorkantischen Metaphysik. Die tiefsinnigen Ideen des Meisters hat dann sein Schüler *Wolf* (s. d.) unter Benutzung Cartesianischer Gedanken zu einem weitschichtigen encyklopäd. Wissenschaftsbau verarbeitet, der von den deutschen Kathedern des 18. Jahrh. als der wesentliche Lehrgehalt vorgetragen wurde und das Denken der Deutschen für die Aufnahme der großen Ideen der folgenden Periode vorbereitete. So wurde Wolf der logische Schulmeister der deutschen Nation, während die von ihm vorgetragenen Gedanken Leibniz' den Grundstock der Überzeugungen bildeten, zu denen sich das »Zeitalter der Aufklärung« bekannte. Wie er, arbeitete *Thomasius* daran, den Bildungsgehalt der Philosophie in die weitesten Schichten des Volks zu tragen, und beiden gleichmäßig gebührt das Verdienst, daß sie die Philosophie zuerst gelehrt haben, deutsch zu sprechen. Bei dem Mangel gesicherter polit. und socialer Zustände befriedigte die vollständige und geordnete rationalistische Sammlung des Wissenswerten in der Wolfschen Philosophie das allgemeine Bedürfnis nach Leben und Genuß. Von den Schülern Wolfs beschränkten sich die einen darauf, sein System allseitig auszuarbeiten und es, wie z. B. *Baumgarten* durch die Begründung der Ästhetik, systematisch zu ergänzen; andere verbanden seine Lehren in eklektischer Weise mit denjenigen der nunmehr eifrig studierten Engländer und Franzosen, und dies geschah namentlich in der Richtung der empirischen Psychologie, die durch die vielseitigen Arbeiten eines *Reimarus*, *Mendelssohn*, *Sulzer*, *Tetens*, *Feder*, *Platner*, *Moritz* u. a. ein Lieblingsgegenstand des Zeitalters wurde. Schon auf diesem Gebiet entwickelte sich eine Opposition gegen den Rationalismus: die selbständige Bedeutung des Fühlens neben dem Vorstellen und Begehren erkannt zu haben ist eine Hauptfrucht dieser Bemühungen. Noch wichtiger wurde diese philos. Opposition in erkenntnistheoretischer Richtung, in der namentlich *Crusius* und *Lambert* zu nennen sind, die teils die empirische Wirklichkeit in den Vordergrund der philos. Aufgaben treten ließen, teils das Erkenntnisproblem durch die Frage nach den wesentlichen Faktoren aller Erkenntnis zu fördern suchten. Damit verband sich alsbald der Gegensatz gegen den Rationalismus in der Auffassung der Geschichte und der Religion. Beide fanden in *Lessing* und *Herder* verständnisvolle Interpreten. Den Gipfel erreichte diese Opposition in dem Gefühlsphilosophen *Hamann*, der alles vernünftige Begreifen verachtet und verschmäht und

an den sich der gemäßigtere F. H. Jacobi anschließt.

Alle diese einander widerstreitenden Richtungen hat der größte deutsche Philosoph, Immanuel Kant (s. d.), zu versöhnen unternommen. Dem Rationalismus gab er recht, indem er die Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit wissenschaftlicher Erkenntnisse aus dem Mitwirken der reinen Vernunft ableitete, und dem Empirismus, indem er jede Erkenntnis aus bloßer Vernunft, die alte rationalistische Metaphysik, als eine Scheinwissenschaft ablehnte. Die Unmittelbarkeit der alle vernünftige Begründung zurückweisenden Gefühlsphilosophie endlich fand ihre Anerkennung in der Ethik, wonach das gesetzgebende Gewissen, frei von aller Motivierung, schlechthin Sittliches gebietet oder zu wollen befähigt. Da jedoch die «Kritiken» Kants den gesamten Thatbestand der Vernunftthätigkeit des Menschen in einer Reihe einzeln für sich bestehender Untersuchungen nur analytisch gewissermaßen von der Peripherie aus behandelten, so machte sich bei seinen Nachfolgern zunächst das Bestreben geltend, die Kantischen Resultate nach einer schulmäßigen Methode aus einem einheitlichen Princip zu entwickeln. Diese einheitliche Behandlung suchten Fries und seine Schule darin, daß sie dem Kantischen Kriticismus eine systematische anthropol.-philos. Begründung unterzubauen unternahmen, während die sog. Identitätsphilosophie (s. d.), von dem Gedanken ausgehend, daß die formgebenden Principien der menschlichen Vernunft auch diejenigen der real existierenden Weltvernunft sein müßten, nach dem gemeinsamen Grundprincip des Seins und des Denkens suchte, woraus dann durch dialektische Entwicklung alle einzelnen Formen des gesetzmäßigen Systems der Vernunft abgeleitet werden sollten. Nachdem auf dieses Ziel zuerst Karl Leonhard Reinhold hingewiesen hatte, suchte Fichte (s. d.) in seiner Wissenschaftslehre den schon von Kant hervorgehobenen Primat der praktischen Vernunft zum einheitlichen Princip der Erkenntnis und des Handelns fortzubilden, so daß die Setzung des Nicht-Ich innerhalb des Ich nur durch ein ethisches Motiv gerechtfertigt oder erklärt werden kann. Dieses allgemeine Bestreben nach einer systematischen Ableitung der Kantschen Grundgedanken führte auf diesem Wege wieder zu einer Anwendung rationalistischer Mittel. Schelling (s. d.) war zunächst bestrebt, die Fichtesche Wissenschaftslehre durch eine Naturphilosophie zu ergänzen, in der die Natur als ein der Verwirklichung des Geistes entgegenstrebendes System von Organisationsstufen begriffen werden sollte. Hierin folgten ihm zahlreiche Schüler, wie Steffens, Oken, Schubert u. a. In einer weitern Phase seiner Entwicklung, der er den Namen des Identitätssystems gab, stellte Schelling die Wissenschaftslehre und die Naturphilosophie als die beiden ersten Teile eines neuen Systems dar, das vom Begriffe des Absoluten als der Identität des Idealen und des Realen ausging und in der Lehre von der unbewußt-bewußten Genialität, in der Kunstphilosophie, seinen Abschluß finden sollte. Vollendet wurde diese Entwicklung durch Hegel (s. d.), der den ästhetischen in einen logischen Idealismus umbildete. Von seinem System gingen eine Anzahl äußerst befruchtender Anregungen für die besondern Wissenschaften aus, die dann von seinen zahlreichen Schülern im Sinne des gesamten Systems bearbeitet wurden. So haben die Theologie gefördert Daub und Marheineke, Baur, Vatke, Strauß, die Politik Gans und Ruge, die Ästhetik Hotho und Vischer, die Psychologie Rosenkranz und Erdmann, die Ethik Michelet, die Geschichte der Philosophie Feuerbach, Erdmann, Zeller, Kuno Fischer. Aber rascher, als das 18. Jahrh. über Ch. Wolf, ist das 19. über Hegel hinweggeeilt. Einen späten Nachsprößling der dialektischen Identitätsphilosophie bildeten die Lehren Trendelenburgs, der die reale und die ideale Welt aus dem Grundbegriffe der Bewegung konstruierte.

Unter den Gegnern der Identitätsphilosophie ragte neben Friedrich Heinrich Jacobi, der schon gegen Kant polemisiert hatte, hauptsächlich Herbart (s. d.) durch den strengen Ernst seiner einschneidenden Kritik und durch die straffe, methodische Form seiner Untersuchungen hervor. Er drang energisch auf eine wissenschaftliche Feststellung der Begriffe und auf die Reinigung derselben von den im gewöhnlichen Denken umlaufenden Widersprüchen. Seine eigene Weltansicht verband die Kantsche Lehre von den Dingen an sich mit der Leibnizschen Monadologie und legte den so gewonnenen metaphysischen Begriff der «Realen» namentlich der Naturphilosophie und der Psychologie zu Grunde. Besonders um eine wissenschaftliche Begründung der letztern hat er sich große Verdienste erworben. Seine ganze Lehre war jedoch zu streng methodisch und zu formell wissenschaftlich, als daß sie von seinen Schülern aus sich in die weitern Kreise der allgemeinen Bildung schnell hätte verbreiten können: unter seinen Anhängern haben hauptsächlich Drobisch die Logik, Strümpell die Metaphysik, Volkmann die Psychologie, Zimmermann die Ästhetik mit Erfolg behandelt; nach der völkerpsychol. und der sprachwissenschaftlichen Seite haben Lazarus und Steinthal seine Gedanken weiter entwickelt. Gleichzeitig mit Herbart bildete Beneke wesentlich auf Grundlage der innern Erfahrung eine eigene psychol. Grundansicht aus, auf die er alle übrigen philos. Disciplinen zu stützen dachte; seine Ansichten sind später von K. Fortlage durch den Grundbegriff des Triebes der Fichteschen Wissenschaftslehre genähert worden.

Mehr noch als durch die Polemik dieser Gegner, fiel die Herrschaft der Hegelschen Schule durch ihre eigene Zerspaltung und Zerbröckelung, die sich während der dreißiger Jahre des 19. Jahrh. wesentlich an theol. Streitfragen entwickelte. Während die Schule selbst sich in die «Rechte und Linke» und das «Centrum» teilte, schlugen auf der einen Seite mit einer gewissen freiern Anlehnung an die dialektische Methode eine Anzahl von Forschern, wie Christian Herm. Weiße, Imman. Herm. Fichte, Chalybäus, K. Ph. Fischer u. a. selbständigere Wege zur Begründung einer theïstischen Weltanschauung ein, auf der andern Seite bildete sich bei Ludw. Feuerbach im wachsenden Kampfe mit der idealistischen Philosophie eine sensualistische Popularphilosophie aus, die sich bei ihm und verwandten Geistern, schließlich auch bei David Strauß, zum Materialismus entfaltete.

Unterdessen hatte sich das allgemeine Interesse immer mehr den einzelnen Wissenschaften, besonders den sich rasch entwickelnden Naturwissenschaften zugewandt. Die Weltanschauung, die die Naturforscher in Anlehnung an den Begriff der Materie auszubilden unternahmen, rief in den fünfziger Jahren den Materialismusstreit hervor, in dem auf der einen Seite Vogt, Büchner und Moleschott,

auf der andern idealistische Philosophen und Psychologen standen, unter denen H. Lotze (s. d.) hervorragt. Dazu kam die von Naturforschern und Philosophen gleichmäßig empfohlene Rückkehr zu Kant, die den Materialismus bald überwinden half. Doch blieb die Anregung, die er gegeben, unverloren, und das lebhafte Interesse, das sich der Ergründung der psychophysischen Verhältnisse zuneigte, fand Ausdruck in der Gestaltung einer physiol. und experimentellen Psychologie, die durch E. H. Weber, Lotze und Fechner angebahnt, von Wundt im vollen Umfange durchgeführt wurde.

Von großem Einfluß auf die Hebung des philos. Interesses wurde in den sechziger Jahren das System Arthur Schopenhauers (s. d.). Zwar mangelte seiner Philosophie die wissenschaftliche Methode, aber sie erschien in so vollkommener Darstellung, daß sie sich sehr schnell verbreitete und das Interesse an der Philosophie neu belebte. Dem verdankte dann der Versuch Eduard von Hartmanns (s. d.), die Schopenhauersche Lehre mit der Hegelschen Evolutionslehre zu verschmelzen, seinen vorübergehenden Erfolg. Durch Schopenhauer ist auch Friedrich Nietzsche (s. d.) beeinflußt worden, der ebenfalls in erster Linie der glänzenden schriftstellerischen Begabung seine großen Erfolge verdankt.

Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland ist in einem Übergangsstadium begriffen. Während man auf der einen Seite auf die Scholastik, insbesondere Thomas von Aquino, Kant, Fichte, Hegel, Herbart zurückgeht und die erkenntnistheoretischen oder metaphysischen Ansichten dieser Philosophen mit den wissenschaftlichen Bedürfnissen der Gegenwart in Einklang zu bringen versucht, fehlt es auf der andern Seite nicht an selbständiger Bearbeitung einzelner Gebiete und systematischer Grundlegung der Erkenntnis aus neuen Gesichtspunkten. Zu den erstern wären Cohen, Stadler, Natorp, Laßwitz, Liebmann und Windelband als Neukantianer, Bergmann und Eucken als Erneuerer des ältern Fichte, verschiedene Anhänger von Hegel und Herbart zu zählen. Die Erkenntnistheorie haben Schuppe, von Leclair, Rehmke, Schubert-Soldern und Kauffmann in monistischem Sinne, Volkelt mit Einführung von Transsubjektivem, Laas und Riehl mit positivistischer Ablehnung aller Metaphysik, Avenarius unter Benutzung biologischer Gesichtspunkte zu begründen gesucht. Der Logik ist durch Sigwart, Schuppe, Wundt, B. Erdmann eine neue Behandlung zu teil geworden, und in der Psychologie ist neben der physiol.-experimentellen Richtung, als deren Hauptvertreter neben Wundt, G. E. Müller, Stumpf, Ebbinghaus u. a. gelten, durch Brentano, Meinong u. a. die kritische Bearbeitung der psychol. Begriffe und durch Lipps eine vollständige empirische Grundlegung geliefert worden. Für die Ethik haben Gizycki und Paulsen einen zum Teil an engl. Vorgänger anlehnenden eudämonistisch-utilitaristischen Standpunkt geltend gemacht. Um die Ästhetik haben sich Volkelt, Lipps, Groos, Grosse besondere Verdienste erworben, nachdem Fechner einen neuen Anstoß zu ihrer Behandlung gegeben hatte. Ein neues System der Philosophie hat Wundt (s. d.) aufgestellt; darin finden die einzelnen Wissenschaften die reichste Berücksichtigung und wird zugleich die Metaphysik als notwendiger Abschluß der gesamten Erkenntnis gefordert. In diesem Eintreten für die Metaphysik sind ihm Busse und Erhardt gefolgt. Eine reiche Arbeit für die Geschichte der Philosophie gehört mit zu den Eigentümlichkeiten der D. P. der Gegenwart. Ihr haben sich Zeller, K. Fischer, Heinze, Dilthey, B. Erdmann, Windelband, Freudenthal, Vaihinger, Walter, Deussen, Ziegler, Falckenberg, L. Stein, Adickes, Maier, Joël u. a. gewidmet. Aus der religionsphilos. Litteratur ragen die Beiträge von O. Pfleiderer, Seydel und Siebeck, aus der geschichtsphilosophischen die von Tönnies, Simmel und Barth hervor. — Vgl. Zeller, Geschichte der D. P. (2. Aufl., Münch. 1875); Siebert, Geschichte der neuern D. P. seit Hegel (Gött. 1898); Külpe, Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland (2. Aufl., Lpz. 1904). (S. auch Philosophie.)

Deutsche Protestantenbibel, s. Bibel IV, B, 3.

Deutscher Alpenverein, s. Alpenvereine.

Deutscher Apothekerverein, s. Apothekervereine.

Deutscher Ärztevereinsbund, s. Arzt.

Deutscher Bauernbund, s. Landwirtschaftliche Vereine.

Deutscher Befreiungskrieg, s. Russisch-Deutsch-Französischer Krieg von 1812 bis 1815.

Deutscher Bertram, Pflanzenart, s. Achillea.

Deutscher Böhmer-Wald-Bund, s. Böhmer-Wald-Bund, Deutscher, Bd. 17.

Deutscher Buchdruckerverband, s. Unterstützungsverein Deutscher Buchdrucker.

Deutscher Buchdruckerverein, gewerkschaftliche Vereinigung deutscher Buchdruckereibesitzer, mit dem Sitz in Leipzig, gegründet 15. Aug. 1869 in Mainz zum Schutz gegen die Bestrebungen der Buchdruckergehilfen, die sich 1866 zu einem Deutschen Buchdruckerverband, seit 1878 Unterstützungsverein Deutscher Buchdrucker (s. d.), seit 1892 Verband der Deutschen Buchdrucker genannt, organisiert hatten und die Arbeitsverhältnisse im Buchdruck einseitig in ihrem Interesse zu gestalten suchten. Der erste größere Zusammenstoß mit dem Gehilfenverband erfolgte 1873, als dieser einen auf Alphabetberechnung beruhenden Normaltarif für ganz Deutschland forderte. Es kam in Leipzig zum Streik und in Deutschland zur Aussperrung der Verbandsmitglieder (etwa 2000 Personen). Das Resultat war eine Übereinkunft beider Teile über einen für ganz Deutschland geltenden Lohntarif (nach Alphabetberechnung), Feststellung von Minimallohnsätzen und zehnstündige Arbeitszeit. Zur Durchführung des Tarifs wurde eine Organisation geschaffen, später kurz Tarifgemeinschaft genannt, bestehend aus 12 Vertretern der Prinzipale und 12 Vertretern der Gehilfen. Dieses Einvernehmen wurde gestört durch die Agitation der Gehilfen für neunstündige Arbeitszeit. Es kam zu einem großen, ganz Deutschland (außer Elsaß-Lothringen, den Rheinlanden und Westfalen) umfassenden Streik (8000—10000 Personen), der 30. Okt. 1891 begann und 16. Jan. 1892 mit der Niederlage der Gehilfen endete. Der D. B. stellte 1892 selbst einen neuen Lohntarif auf. 1896 kam wieder ein Lohntarif auf der Grundlage der effektiven neunstündigen Arbeitszeit zu stande, der 1. Juli 1896 in Kraft trat. Zugleich wurde eine neue Tarifgemeinschaft, bestehend aus 9 Kreisen, errichtet und als Organe zur Festsetzung und Durchführung des Tarifs der Tarifausschuß, aus je einem Prinzipal- und Gehilfenvertreter der 9 Kreise bestehend, und das Tarifamt der deutschen Buch-

drucker, aus 3 Prinzipalen und 3 Gehilfen bestehend, eingesetzt. Eine 1892 vom D. B. gegründete Unterstützungskasse für arbeitslose Gehilfen und ein über das ganze Reich verbreiteter Arbeitsnachweis traten 1. Jan. 1893 in Kraft; mit der Unterstützungskasse wurde 1894 eine Invaliden- und 1898 eine Krankenkasse verbunden. Zur Förderung der Invalidenkasse gründeten Freunde des Vereins 1894 zum 25jährigen Jubiläum des D. B. die Jubiläumsstiftung des D. B. Außerdem errichtete der D. B. Fachschulen für Buchdruckerlehrlinge (s. Buchdruckerschulen) in Leipzig (1886), Berlin, Dresden und Hamburg, begründete 1888 einen internationalen Austausch von Mustern aller graphischen Künste (Jahrg. 1—8, 1889—98) und errichtete 1898 den Buchgewerblichen Schutzverband, der sich über Deutschland und die Schweiz erstreckt (1903: 2300 Mitglieder). Der Verein zerfällt (1903) in 9 Kreise, deren jeder eine Anzahl von Vertrauensmännerbezirken hat. Die Zahl der Mitglieder betrug 1885: 277, 1896: 1469, 1900: 1000, 1903: 1350 (mit etwa 20000 beschäftigten Gehilfen, d. i. etwa 50 Proz. der Gehilfenschaft ganz Deutschlands), das Budget von 1902 in Einnahme und Ausgabe 20241 M., das Vermögen 15169 M. (ausschließlich zweier Stiftungen von zusammen 10691 M.). In der Unterstützungskasse betrug 1902 bei der Arbeitslosenunterstützung das Budget 37760 M., bei der Krankenunterstützung 77985, der Invalidenunterstützung 73045; das Gesamtvermögen der Kasse 581976, der Jubiläumsstiftung 27511 M. Vorsitzende: 1869—71 A. Ackermann-Teubner, 1872—86 Dr. Eduard Brockhaus, 1886—97 Bruno Klinkhardt, 1897 fg. Johs. Baensch-Drugulin, sämtlich in Leipzig. Organe des Vereins: 1869—75 die «Annalen der Typographie», hg. von C. B. Lorck; 1876—88 die «Mitteilungen des D. B.»; seit 1889 die «Zeitschrift für Deutschlands Buchdrucker u. s. w.». — Vgl. (Wiener,) Das nationale Genossenschaftswesen im deutschen Buchdruckgewerbe (in «Klimsch' Adreßbuch der Buch- und Steindruckereien», Frankf. a. M. 1890); Zahn, Die Organisation der Prinzipale und Gehilfen im deutschen Buchdruckgewerbe (Lpz. 1890); Gerstenberg, Die neuere Entwicklung des deutschen Buchdruckgewerbes (Halle 1892).

Deutscher Buchgewerbeverein, seit 1899 Name des Centralvereins für das gesamte Buchgewerbe (s. d.).

Deutscher Bühnenverein, s. Bühnenverein.

Deutscher Bund, der im Wiener Kongreß (s. d.) geschaffene und durch die Schlußakte vom 9. Juni 1815 bestätigte deutsche Staatenbund, welcher bis 1866 bestand und der die innere und äußere Sicherheit Deutschlands und die Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit seiner einzelnen Staaten gewährleisten sollte. Auf dem Wiener Kongreß wurden die staatlichen Verhältnisse Deutschlands durch eine Beratung Österreichs, Preußens, Bayerns, Hannovers und Württembergs, dann mit Hinzuziehung (25. Mai 1815) der übrigen Beteiligten geordnet und die Zahl der selbständigen Staaten durch die Bundesakte vom 8. Juni auf folgende beschränkt: 1) Kaisertum Österreich; die 5 Königreiche: 2) Preußen, 3) Bayern, 4) Sachsen, 5) Hannover, 6) Württemberg; 7) Kurfürstentum Hessen; die 7 Großherzogtümer: 8) Baden, 9) Hessen (bei Rhein), 10) Mecklenburg-Schwerin, 11) Mecklenburg-Strelitz, 12) Oldenburg, 13) Sachsen-Weimar-Eisenach, 14) Luxemburg (in Personalunion mit dem Königreich der Niederlande); die 10 Herzogtümer: 15) Holstein und Lauenburg (in Personalunion mit dem Königreich Dänemark), 16) Nassau, 17) Braunschweig, 18) Sachsen-Gotha, 19) Sachsen-Coburg, 20) Sachsen-Meiningen, 21) Sachsen-Hildburghausen, 22) Anhalt-Dessau, 23) Anhalt-Cöthen, 24) Anhalt-Bernburg; die 10 Fürstentümer: 25) Waldeck, 26) Lippe-Detmold, 27) Schaumburg-Lippe, 28) Schwarzburg-Rudolstadt, 29) Schwarzburg-Sondershausen, 30) Reuß älterer Linie, 31) Reuß jüngerer Linie, 32) Hohenzollern-Hechingen, 33) Hohenzollern-Sigmaringen, 34) Liechtenstein; die Freien Städte: 35) Frankfurt a. M., 36) Bremen, 37) Hamburg und 38) Lübeck.

Der D. B. war nach den 20 Artikeln der Bundesakte ein Staatenbund, in dem alle Bundesglieder als solche gleiche Rechte hatten und sowohl ganz Deutschland als den einzelnen Bundesstaat gegen jeden Angriff in Schutz zu nehmen versprachen. Bei einmal erklärtem Bundeskriege durfte kein Mitglied einseitige Unterhandlungen mit dem Feinde eingehen. Der **Bundestag** (eröffnet 5. Nov. 1816) hatte seinen Sitz zu Frankfurt a. M. und bestand aus den bevollmächtigten Gesandten der 38 Staaten. Österreich führte bei der Bundesversammlung das Präsidium. Die Bundesversammlung bestand in doppelter Form: 1) als allgemeine Versammlung, Voller Rat oder Plenum genannt, in welcher jedes Mitglied wenigstens eine Virilstimme, die größern Staaten aber mehrere Stimmen hatten, nämlich Österreich und die fünf Königreiche jedes vier (24), Baden, Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Holstein und Luxemburg jedes drei (15), Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin und Nassau jedes zwei (6), die übrigen einzelnen Mitglieder jedes eine Stimme, so daß mit ihren 25 Stimmen das Plenum 70 Stimmen zählte; 2) als Engerer Rat, Bundesregierung genannt, bei welchem die Stimmen der Bundesmitglieder auf 17 Kuriatstimmen herabgesetzt waren. Österreich, Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg, Baden, Kurhessen, Hessen-Darmstadt nebst Hessen-Homburg, Holstein und Luxemburg führten hierbei jedes eine Einzelstimme (11). Die übrigen hatten Gesamt- oder Kuriatstimmen. Das ursprünglich in der Bundesakte festgesetzte Stimmenverhältnis erlitt jedoch insofern einige Veränderung, als im Laufe der Zeit infolge eingetretener Territorialveränderungen die Zahl der Virilstimmen im Plenum von 70 auf 65 (im J. 1865) herabgesunken war. Im Plenum durfte keine Beratung und Erörterung, sondern nur Abstimmung stattfinden, und ein gültiger Beschluß setzte hier eine Mehrheit von zwei Dritteln voraus. Der Engere Rat entschied, inwiefern gewisse Gegenstände für das Plenum geeignet seien, und bereitete die Vorlagen bis zur Annahme oder Verwerfung im Plenum vor. Die Beschlußnahme in dem Engern Rate, wo die absolute Stimmenmehrheit galt, sollte die Regel sein, das Plenum aber nur in den von der Bundesakte ausdrücklich bezeichneten Fällen eintreten. Eine gemeinsame Vertretung dem Auslande gegenüber, gemeinsames Wappen und gemeinsame Farben hatte der D. B. nicht. Durch die Ereignisse von 1848 mußte der Bundestag 12. Juli 1848 der Provisorischen Centralgewalt Platz machen, doch kam 1850—51 die Wiederherstellung des Bundestags zu stande.

Bei seiner Auflösung im Juni 1866 bestand der D. B. aus folgenden Staaten:

Bundesstaaten	Flächeninhalt qkm	Einwohner
Kaisertum Österreich	197 573	12 800 000
Königreich Preußen	186 638	14 700 000
» Bayern	76 258	4 800 000
» Hannover	38 425	1 900 000
» Württemberg	19 504	1 750 000
» Sachsen	14 993	2 343 000
Großherzogtum Baden	15 269	1 400 000
» Mecklenburg-Schwerin	13 304	552 000
» Hessen	7 955	853 000
» Oldenburg	6 420	301 000
» Luxemburg u. Herzogt. Limburg	4 792	427 000
» Sachsen-Weimar-Eisenach	3 593	280 000
» Mecklenburg-Strelitz	2 929	99 000
Kurfürstentum Hessen	9 581	745 000
Herzogtum Nassau	4 700	468 000
» Braunschweig	3 672	293 000
» Sachsen-Meiningen-Hildburghausen	2 468	178 000
» Anhalt	2 347	193 000
» Sachsen-Coburg-Gotha	1 956	164 000
» Sachsen-Altenburg	1 324	142 000
Fürstentum Lippe (-Detmold)	1 222	111 300
» Waldeck	1 121	59 100
» Schwarzburg-Rudolstadt	940	73 000
» Schwarzburg-Sondershausen	862	66 000
» Reuß jüngerer Linie	826	86 500
» Schaumburg-Lippe	340	31 000
» Reuß älterer Linie	316	44 000
» Liechtenstein	157	7 200
Freie Stadt Hamburg	410	130 000
» » Lübeck	298	50 000
» » Bremen	256	104 600
» » Frankfurt	101	91 000
Zusammen	620 540	45 341 700

Hierzu kamen noch die Herzogtümer Schleswig (9140 qkm, 410000 E.), Holstein (8954 qkm, 545000 E.) und Lauenburg (1183 qkm, 50200 E.). (S. **Historische Karten von Deutschland II, 7.**)

Die Territorialveränderungen seit der Stiftung des D. B. sind folgende: 1) Nach außen (abgesehen von dem vorübergehenden Anschluß der preuß. Provinzen Preußen und [teilweise] Posen im Frühjahr 1848): der 1839 endgültig erklärte Hinzutritt des niederländ. Herzogtums Limburg gegen den Belgien zugefallenen Anteil Luxemburgs, und der Hinzutritt von Schleswig durch den Wiener Frieden 1864. 2) Im Innern: die Aufnahme der Landgrafschaft Hessen-Homburg als Bundesstaat (1817); das Aussterben der gothaischen Herzogslinie 1825, in dessen Folge (1826) Gotha an Coburg und Hildburghausen an Meiningen fiel und der Herzog von Hildburghausen das früher gothaische Altenburg als eigenes Herzogtum übernahm; ferner die Abtretung des coburg. Fürstentums Lichtenberg an Preußen (1834); das Aussterben der anhalt-cöthenschen Herzogslinie 1847 und die darauf erfolgte Personalunion von Cöthen und Anhalt-Dessau, sowie auch das Aussterben der anhalt-bernburg. Linie 1863 und die hierauf erfolgte Zusammenfassung der anhalt. Staaten in ein einziges Herzogtum Anhalt; die 1849 erfolgte Abtretung der beiden hohenzoll. Fürstentümer an die Krone Preußen; das im März 1866 erfolgte Aussterben der hessen-homburg. Landgrafen, worauf die Landgrafschaft an das Großherzogtum Hessen fiel. Über das frühere deutsche Bundesheer s. Deutsches Heerwesen; über die Bundesfestungen s. Deutsche Bundesfestungen. — Vgl. Protokolle der Bundesversammlung (19 Bde., Frankf. 1816—28); Meyer, Corpus juris Confoederationis Germanicae (3., bis 1866 fortgeführte Auflage von Zöpfl, 3 Bde., ebd. 1847—69); Klüber, Quellensammlung zu dem öffentlichen Rechte des D. B. (3. Aufl., Erlangen 1830, nebst Fortsetzung 1833); ders., Öffentliches Recht des D. B. und der Bundesstaaten (4. Aufl., von Morstadt, Frankf. 1840); Kaltenborn, Geschichte der deutschen Bundesverhältnisse und Einheitsbestrebungen von 1806 bis 1856 (2 Bde., Berl. 1857); Ilse, Geschichte der deutschen Bundesversammlung (3 Bde., Marb. 1860—62); K. Fischer, Die Nation und der Bundestag (Lpz. 1880).

Deutscher Bundesrat, s. Bundesrat.

Deutscher Bund für Bodenbesitzreform, s. Landliga.

Deutsche Rechtsaltertümer, Abteilung der deutschen Altertumskunde, welche zu ihrem Gegenstand die rechtlichen Einrichtungen und Zustände der deutschen Vergangenheit hat. Eine klassische Darstellung sind Jakob Grimms «D. R.» (3. Ausg., Gött. 1881). — Vgl. Gengler, Deutsche Stadtrechtsaltertümer (Erlangen 1882).

Deutsche Rechtspartei, eine neuerdings aus Anhängern der Deutsch-hannoverschen Rechtspartei (s. d.), der Hessischen Rechtspartei (s. d.) und Mecklenburgern gebildete Partei; Parteikongresse, die 1893 und 1894 in Frankfurt a. M. stattfanden, erörterten das Programm (Revision der Reichsverfassung im föderalistischen Sinne, engere Verbindung mit Österreich, mitteleurop. Konföderation u. s. w.). Ihr Organ ist die «Deutsche Volkszeitung».

Deutsche Reformpartei, eine 1893 begründete Gruppe der antisemit. Partei (s. Antisemitismus), verschmolz 7. Okt. 1894 mit der Deutsch-socialen antisemitischen Partei (s. d.) zu der Deutsch-socialen Reformpartei (s. d.), deren Rest sich nach dem Austritt (1900) Liebermanns von Sonnenberg und seiner Anhänger seit Okt. 1903 wieder D. R. nannte.

Deutsche Reichsanleihen, s. Reichsanleihen, Deutsche.

Deutsche Reichsbank, s. Reichsbank, Deutsche.

Deutsche Reichsfechtschule, ein 13. Okt. 1880 gegründeter, über ganz Deutschland und das Ausland, soweit es von Deutschen bewohnt ist, verbreiteter Verein, der sich zur Aufgabe gemacht hat, durch Sammlung freiwilliger Beiträge aller Art (kleine Geldbeträge, Cigarrenabschnitte, Briefmarken u. s. w., also «fechten» in der Bedeutung von betteln gebraucht) Mittel zu schaffen zur Errichtung und Unterhaltung von Waisenhäusern im Deutschen Reiche. Die Anregung ging 1877 von dem Redacteur des «Lahrer Hinkenden Boten», Oberingenieur Bürklin in Karlsruhe, aus; die Gründung des Vereins erfolgte nach dem Plane des Versicherungsdirektors H. Nadermann in Magdeburg, wo sich auch der Sitz des Vereins befindet. Bis 1906 waren 5 Waisenhäuser, in Lahr in Baden (eröffnet 1885), in Magdeburg (1886), in Schwabach in Bayern (1886), in Salzwedel (1899) und in Niederbreisig a. Rh. (1905) errichtet, in denen etwa 300 Kinder Unterkunft finden. Gesammelt sind etwa 2500000 Mk. Als Organ des Vereins erscheint seit 1881 in Magdeburg die «Deutsche Reichsfechtschule». (S. auch Fechtschulen.) — Vgl. Die D. R. (Magdeb. 1896).

Deutsche Reichspartei, s. Reichspartei und Freikonservative Partei.

Deutsche Reichspost, s. Postwesen.

Deutsche Reichsverfassung, s. Deutschland und Deutsches Reich.

Deutsche Reichswährung, s. Reichswährung.

Deutscher Eisenbahnverein, vielfach gebrauchte kürzere Bezeichnung für den **Verein deut-**

scher Eisenbahnverwaltungen (s. Eisenbahnverein). [Eisenbahnverbände.

Deutscher Eisenbahnverkehrsverband, s.

Deutsche Reiter, eine eigentümliche Waffengattung, die sich während der Zeit des Schmalkaldischen Krieges neu gebildet hatte. Die gemischten Reiterstandarten hatten vorher aus Lanzierern, Kyrissern und Karabinierern bestanden. Die D. R. ritten leichtere Pferde als die Lanzierer und Kyrisser und wurden namentlich in der norddeutschen Ebene westlich von der Oder angeworben; sie hießen auch Ringerpferde, weil sie geringere Pferde ritten, und trugen offene Eisenhüte (Hundskappen), leichte Brustharnische (corselets) oder Lederkoller mit eiserner Halsberge anstatt der geschlossenen Helme und schweren Eisenpanzer der übrigen Kavallerie. Wegen ihres schwarz angestrichenen Eisenzeuges nannte man sie auch die «Schwarzen». Sie waren mit Schwert und Faustrohr bewaffnet und pflegten in tiefen Haufen bis auf Pistolenschußweite an den Feind heranzutraben, gliederweise zu feuern und sich schwenkend um die Flügel hinter den Haufen zurückzuziehen, so daß ihre Front ein unaufhörliches Feuer unterhielt. Ihre große Beweglichkeit erleichterte ihre Verpflegung und befähigte sie zugleich auch zu selbständigen Unternehmungen; in ihnen entwickelte sich zuerst der Reitergeist im heutigen Sinne dieses Wortes, sie konnten ohne Fußvolk weite Züge unternehmen, waren geschickt im kleinen Kriege und lieferten selbständige Schlachten, z. B. bei Sievershausen (s. d.). Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg und Kurfürst Moritz von Sachsen förderten die Ausbildung der D. R., und im Auslande waren sie bald gefürchtet. Während der Hugenottenkriege fochten in jedem Treffen auf beiden Seiten D. R., und Frankreich wurde damals mit Recht der «Kirchhof des deutschen Adels» genannt; denn ein großer Teil des märk. und hess. Adels ist dort gefallen. Namhafte Führer verblieben auch dauernd im franz. Dienste, z. B. Schomberg, Betzstein (Bassompierre), Degenfeld. Die hohe Achtung vor dieser tapfern Kavallerie bezeugt der noch jetzt in Frankreich übliche Ausdruck: «C'est un vieux reitre».

Deutscher Fischereitag, seit 1893 bestehende Gesamtvertretung der deutschen Fischereivereine (s. Fischerei), die alljährlich in verschiedenen Städten Sitzungen abhält.

Deutscher Flottenverein, s. Bd. 17.

Deutscher Forstverein, s. Forstvereine.

Deutscher Forstwirtschaftsrat, s. Forstwirtschaftsrat.

Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien, s. Frauenverein, Deutscher, u. s. w.

Deutscher Geographentag, s. Geographische Kongresse und Geographentage. [scher.

Deutscher Handelstag, s. Handelstag, Deut-

Deutscher Handelsverein, soviel wie Zollverein (s. d.). [tage.

Deutscher Handwerkerbund, s. Handwerker-

Deutscher Hilfsverein in Paris, 1844 gegründeter Verein mit dem Zweck, hilfsbedürftige Deutsche in Paris zu unterstützen. Der Verein, welcher (1899) 265 Mitglieder zählt, steht unter dem Protektorat des Deutschen Kaisers und unter dem Ehrenpräsidium des deutschen Botschafters in Paris. Im März findet alljährlich eine Versammlung der Mitglieder statt. Die Geschäftsführung ist dem von der allgemeinen Versammlung erwählten Ausschusse von 36 Mitgliedern übertragen. Der Präsident oder einer der 4 Vicepräsidenten nebst 2 Mitgliedern des allgemeinen Ausschusses bilden den engern Ausschuß, der in den Bureaus, 86 Rue de Bondy, jeden Montag und Donnerstag von 2—4 Uhr Sitzungen hält, um über die Gesuche der Hilfsbedürftigen zu entscheiden. Der Rechnungsabschluß des Vereins am 31. Dez. 1899 balancierte mit 64 276,40 Frs. Ein deutsches Krankenhaus existiert in Paris noch nicht. Der Hospitalfonds betrug 1. Jan. 1899: 739 300 M.

Deutscher Historikertag, s. Historikertag.

Deutscher Innungstag, s. Handwerkertage.

Deutsche Ritter, Deutscher Orden, Deutsche Herren, der dritte der christl. Ritterorden, entstand im Verlauf des dritten Kreuzzuges 1190 während der Belagerung von Akka, nachdem das 1128 in Jerusalem zur Krankenpflege deutscher Pilger gegründete Deutsche Haus infolge der Einnahme Jerusalems durch Saladin (1187) vernichtet war. Hatten Kaufleute aus Lübeck und Bremen die Absicht, in einem Hospital den von Templern und Johannitern vernachlässigten kranken Deutschen eine Zuflucht zu schaffen, so erweiterte Herzog Friedrich von Schwaben diesen Plan zur Stiftung eines geistlichen Ritterordens, dessen Mitglieder Deutsche wären. Nach dem Vorbild der Templer und Johanniter sollte der neue Orden, der 6. Febr. 1191 von Papst Clemens III. bestätigt wurde, neben Krankenpflege den Kampf gegen die Heiden als seine Aufgabe ansehen. Demgemäß unterschied man zwei Klassen: Ritter und dienende Brüder. Erst später kamen hierzu Priester und Halbbrüder, welche letztere, aus nicht adligen Häusern, teilweise in ihren weltlichen Verhältnissen fortlebten. In einen weißen Mantel mit schwarzem Kreuz gekleidet, übernahmen die eigentlichen Mitglieder des Ordens die Gelübde des Gehorsams, der Armut und Keuschheit. Die Gunst der deutschen Kaiser, der morgenländischen christl. Fürsten, das Interesse der Päpste und fromme Stiftungen erwarben dem Orden bald Besitzungen in Asien und Europa. Doch erst unter dem vierten Hochmeister Hermann von Salza (1210—39), der mit Kaiser Friedrich II. auf das engste befreundet war, beginnt die polit. Bedeutung des Ordens.

1230—1410. Nachdem der Plan, dem Orden für seine Teilnahme am Kampf des Königs Andreas von Ungarn gegen die heidn. Kumanen in Siebenbürgen (im Lande Burza, das der Orden vorübergehend erhielt) ein zusammenhängendes Territorium zu gewinnen, gescheitert war, brachte Hermann von Salza die Verhandlungen mit dem Herzog Konrad von Masowien zum Abschluß. Dieser poln. Fürst aus dem Hause der Piasten, der vergeblich im Bunde mit dem Mönch Christian von Oliva die Christianisierung der den Litauern stammverwandten Preußen versucht hatte, übertrug, um sich vor dem Angriff seiner heidn. Nachbarn eine dauernde Stütze zu sichern, dem Orden 1230 endgültig das Culmer Land. Durch kaiserl. Huld als Reichsfürst, als Eigentümer des Culmer und des noch zu erobernden Landes in Preußen anerkannt, sandte Hermann von Salza als seinen Stellvertreter Hermann Balk nach Preußen und begann damit den Kampf um die Unterwerfung dieses Landes, die volle 53 Jahre in Anspruch nahm. Nicht das Schwert allein, ebenso sehr die kolonisatorische Kraft des Ordens zeitigte dies Resultat. Jeden militär. Fortschritt begleitete Burgenbau, um den sich Städte erhoben; so Thorn, Culm, Marienwerder, Elbing, Königsberg. Kaum

war die Einnahme Preußens im Umfang der heutigen Provinzen Ost- und Westpreußen vollendet, so richtete der Orden seine Augen auf sein westl. Nachbargebiet Pomerellen mit Danzig. Es gelang ihm gegen die Bemühungen Waldemars von Brandenburg (1308—19) sich dies Land anzueignen und es zu behaupten im Kriege gegen den König Wladislaw Lokietek von Polen (1306—33), um es endlich durch des letztern Sohn, Kasimir den Großen (1333—70), im Frieden von Kalisch 1343 sich auch rechtlich bestätigen zu lassen. Zwar verzichtete der Orden dafür auf das bereits eingenommene Dobriner Land und Kujavien (d. h. das Gebiet auf beiden Seiten der Weichsel südlich von Thorn), aber er konnte nun auch seine ganze Kraft einer andern Aufgabe zuwenden, die ihm östlich von Preußen zu lösen oblag. Durch seine Vereinigung mit dem Orden der Schwertbrüder 1237 konnte sich der Deutsche Orden als Herr von Livland und Kurland betrachten. Livland und Preußen zu einem zusammenhängenden Ganzen zu verbinden, war notwendig, und dies konnte nur geschehen durch die Erwerbung des zwischen jene Länder wie ein Keil eingeschobenen Samaiten, eines Teils von Litauen. Waren die Bewohner dieses Landes schon wegen ihres Heidentums ein Gegenstand der Bekämpfung durch den Orden, so verschärfte sich der Gegensatz noch mehr wegen der polit. Wichtigkeit Samaitens für den Orden. Über 150 Jahre tobte dieser Kampf. Zunächst von Livland aus geführt, dann 1283 auch von Preußen aus unternommen, fanden Jahr für Jahr Einfälle statt. Trotzdem hinterließ der Großfürst Gedimin von Litauen bei seinem Tode (im Winter 1341/42) Samaiten seinem Sohn Kejstut (Kestuit) unbezwungen; ja gegen ihn wie dessen Bruder Olgerd von Litauen hatte der berühmte Winrich von Kniprode (1351—82) für die Existenz des Ordens bei Rudau in unmittelbarer Nähe von Königsberg 1370 zu kämpfen, ohne besondere Vorteile erringen zu können. Erst der Tod Olgerds 1377, die Feindschaft von dessen Sohn Jagello mit Witold, der ersterm wegen der Ermordung (1382) seines Vaters Kejstut grollte und bei dem Orden Hilfe suchte, sich aber bald wieder verräterischerweise mit Jagello gegen den Orden verband, ermöglichte nach einer Fülle von Mißerfolgen (Verlust von Marienwerder u. a. an die Litauer) durch den Vertrag von Raciaz 1404 den Besitz Samaitens, der aber bereits 1409 wieder an das vereinigte Polen-Litauen verloren ging. Drängte die samaitische Frage schon auf Krieg, so kam als zweiter Anlaß zur Schärfung des Gegensatzes zwischen dem Orden und Polen-Litauen der Kauf der Neumark durch den Orden (1399) hinzu, ein Schritt, den er gethan hatte, um sich die Verbindung mit Deutschland offen zu halten. Außerdem aber drängten auch innere Ursachen zum Kriege. Durch die Heirat Jagellos von Litauen mit Hedwig von Polen und seinen Übertritt zum christl. (röm.-kath.) Glauben 1386 war dem Orden in dem polnisch-litauischen Reich ein Todfeind erstanden. Die Christianisierung Litauens hatte dem Orden seine Existenzberechtigung, die Verpflichtung zum Kampfe gegen die Ungläubigen entzogen. Die Entscheidung zwischen Deutschtum und Polentum kam mit der blutigen Niederlage des Ordens in der Schlacht bei Tannenberg 15. Juli 1410 zum Austrag.

1411—66. Trotzdem Heinrich von Plauen durch die heldenmütige Verteidigung der Marienburg (seit 1309 Residenz der Hochmeister) den Bestand des Ordens rettete, trotzdem der erste Frieden von Thorn 1411 dem Orden von seinen Besitzungen nur Samaiten und zwar auch nur auf die Lebenszeit Jagellos und Witolds entfremdete, war mit dieser Niederlage die Blüte des Ordens dahin. Das Mißtrauen zwischen der Ordensherrschaft und den bei Tannenberg untreu gewordenen Nachbarn war unüberbrückbar. Dies erklärt sich schon aus der Thatsache, daß der Orden nicht eine einheimische Regierung war. Wohl verdankte Preußen seiner Herrschaft eine einheitliche Rechtspflege und Verwaltung, wohl war durch den Orden geistige und materielle Wohlfahrt gefördert worden; aber die große Kluft zwischen Landesherrschaft und Volk blieb offen, nie ist ein Preuße in höhere Ämter gekommen. Sobald das preuß. Nationalgefühl erwachte, mußte sich dies Verfahren rächen, und der Widerstand äußerte sich in dem sog. Eidechsenbunde, der mit die Niederlage bei Tannenberg heraufbeschwor. Doch nicht nur im preuß. Adel, auch in den Städten war infolge der scharfen Konkurrenz, die der Orden (neben der Hansa dank seiner vortrefflich geschulten Agenten oder Schäffer in den hervorragendsten Handelscentren des Mittelalters entschieden die bedeutendste Handelsmacht auf Nord- und Ostsee) ihnen durch seine kommerziellen Unternehmungen machte, ein starker Unwille gegen diesen erwachsen. Diesen Geist des Mißtrauens wollte nun der Hochmeister Heinrich von Plauen beseitigen. Er wollte dem Lande, dem er starke finanzielle Opfer auferlegen mußte, 1412 durch Berufung des Landesrats, dem Abgeordnete des Landadels und der Städte angehörten, Anteil gewähren an der Regierung. Aber diese Neuerung, sein energisches Vorgehen gegen unwürdige Mitglieder des Ordens und gegen das aufrührerische Danzig, endlich sein eigenmächtiges Handeln in polit. Beziehung, veranlaßten seinen Sturz. In der richtigen Erkenntnis, daß nur ein Krieg den «friedlosen Frieden» beendigen könne, wollte er wieder den Kampf mit Polen beginnen. Doch seine Zeit begriff diese zielbewußte Politik nicht, und im Orden selbst trat die Rebellion offen an den Tag. Das Kapitel, welches den aufrührerischen Marschall Michael Küchmeister, der an der Spitze der Unzufriedenen stand, verurteilen sollte, entsetzte 14. Okt. 1413 Heinrich von Plauen seines Amtes. Immer tiefer sank nun der Orden. Nachdem der «Hungerfeldzug» zwischen Orden und Polen von Juli bis Okt. 1414 gedauert, begann mit dem Waffenstillstand von Strasburg und dessen von Jahr zu Jahr bis 1422 vorgenommener Verlängerung eine Zeit des faulen Friedens. Im ewigen Wechsel zwischen Anwerben von Söldnern und deren Entlassung, sobald der Friede wieder gesichert schien, durch unerträgliche Ausgaben für Gesandtschaften an das Konstanzer Konzil u. s. w. ruinierte sich der Orden finanziell, ohne doch den Krieg vermeiden zu können, der nach dreimonatiger Dauer im Sept. 1422 durch den Frieden am Melnosee seinen Abschluß fand und durch die definitive Abtretung Samaitens auf immer die Besitzungen des Ordens in Preußen von denen in Livland trennte. Wie der Orden äußerlich dadurch auf seine Zukunft verzichtete, so verfiel er auch innerlich immer mehr. Die Verarmung des Landes durch Kriege und kostspielige diplomat. Verhandlungen, eigenmächtiges Vorgehen des Ordens in Handelssachen, das noch mehr sich ver-

schlechternde Verhältnis zwischen Rittern und Bevölkerung erregte Unzufriedenheit, die sich äußerte in Wünschen nach Änderung der Gerichte, nach einer andern Zusammensetzung des Landesrats. Diese Bewegung fand ihren Abschluß durch die Vereinigung aller Unzufriedenen in dem sog. Preußischen Bund im März 1440 zu gemeinsamer Verteidigung ihrer Rechte und Freiheiten gegen den Orden. Die auf Veranlassung des Ordens vom Kaiser Friedrich III. 1453 befohlene Auflösung des Bundes veranlaßte den Krieg des Bundes gegen den Orden mit dem besten Erfolg. Ferner war man schon mit Polen in Verbindung getreten. Durch das Inkorporationsprivileg vom 6. März 1454 nahm Kasimir von Polen ganz Preußen in seinen Besitz. Es folgte nun der sog. Dreizehnjährige oder Große Krieg (1454—66), der wegen beiderseitiger Erschöpfung endlich 19. Okt. 1466 durch den zweiten Frieden von Thorn beendigt wurde. Westpreußen mit Danzig, Elbing, Culm, Marienburg und Thorn kam an Polen; Ostpreußen blieb als poln. Lehn dem Hochmeister, der wie alle seine Nachfolger dem König von Polen sechs Monate nach seiner Wahl den Eid der Treue leisten sollte. Das poln. Westpreußen, in die drei Wojwodschaften Pommern, Culm und Marienburg geteilt, ging bis ins 18. Jahrh. seine eigenen Wege.

1467—1525. Der Orden in Ostpreußen führte ein ruhmloses Dasein. Die Erkenntnis seiner eigenen Schwäche veranlaßte ihn endlich zu dem Versuch, durch die Personen seiner Hochmeister sich wieder zu Ansehen zu bringen. So erklärt sich die Wahl des Herzogs Friedrich von Sachsen 1498 und nach dessen Tod 1510 die des Markgrafen **Albrecht von Brandenburg**. Trotz seiner Verwandtschaft mit König Sigismund von Polen (Albrechts Mutter Sophie war eine Schwester Sigismunds) trieb Albrecht die Politik seiner nächsten Vorgänger auf die Spitze. Während sie den Huldigungseid nur hinausschoben, war Albrecht entschlossen, den Lehnsverband mit Polen zu brechen. Vom Deutschen Reich unterstützt, dann verlassen, ließ sich Albrecht trotzdem auf einen Krieg ein, der, 1519 beginnend, 1521 mit einem vierjährigen Waffenstillstand abgeschlossen und dann durch den Frieden von Krakau 1525 beendet wurde. Der geistliche Ordensstaat Preußen wurde in ein von Polen lehnbares, in der Familie des protestantisch gewordenen Albrecht von Hohenzollern erbliches weltliches **Herzogtum Preußen** verwandelt.

Der livländische Ordenszweig. Länger als der preußische hielt sich der livländ. Zweig des Ordens in seiner ursprünglichen Verfassung. In Livland und Kurland hatte der Orden durch seine Vereinigung mit dem Schwertorden (s. d.) 1237 festen Fuß gefaßt. Unter einem eigenen Landmeister stehend hatte er im 13. und 14. Jahrh. schwere Kämpfe gegen Kuren, Samaiten und Russen zu bestehen. Dazu kam sowohl der fortwährende Konflikt zwischen dem Orden und dem Erzbischof von Riga, der gleich jenem nach der Herrschaft über ganz Livland strebte, als die Uneinigkeit des Ordens mit dem auf sein städtisches Recht pochenden Riga. 1346 erwarb der Orden von König Waldemar von Dänemark auch Estland. Diesen Besitzstand zu verteidigen, war Aufgabe des alleinstehenden livländ. Ordenszweiges, da der preußische durch seine Kämpfe gegen Polen-Litauen vollständig in Anspruch genommen war. Da er sich so auf sich selbst angewiesen sah, wuchs das Gefühl der Unabhängigkeit jenes Zweiges um so bedeutender, je mehr der Orden in Preußen an Bedeutung verlor, namentlich seit dem zweiten Thorner Frieden. Im Kampf für seine Existenz um die Wende des 16. Jahrh. gegen Rußland erfocht der Orden unter dem berühmtesten seiner Meister, Walter von Plettenberg (1494—1535), den Sieg an der Smolina bei Pleskow 1502, ein Erfolg, der dem Lande einen 50jährigen Frieden mit Rußland sicherte. Wie im preuß. Ordensgebiet, so breitete sich auch in Livland die Reformation durch die Predigten Knöpkens und Tegetmeyers aus, wenn auch der Orden offiziell katholisch blieb. Gleich Albrecht von Hohenzollern sich zum weltlichen Herrscher des seit 1525 völlig selbständig gewordenen Ordens zu machen war Plettenberg unmöglich wegen der eifersüchtig auf die Annexion Livlands bedachten Nachbarn, Polen und Rußland, die bei einer event. Säkularisation des Ordens Grund gehabt hätten, sich in die livländ. Verhältnisse einzumischen. Und trotzdem entging der Orden diesem Schicksal nicht. Das Bündnis, welches der livländ. Ordensmeister, Wilhelm von Fürstenberg, gezwungen durch die poln. Partei des Ordens unter Gotthard Kettler, mit dem letzten Jagellonen Sigismund August von Polen 1557 zu Poswol gegen Iwan von Rußland einging, verstieß gegen den Vertrag des J. 1554 mit Rußland, der ausdrücklich Anschluß an Polen verbot. So begann 1558 ein 23jähriger Krieg, der Livland zu Grunde richtete und das Ende des Ordens mit sich führte. Das Heer des Ordens erlag den Russen 1560 bei Ermes; durch den Fall von Fellin geriet Wilhelm von Fürstenberg in russ. Gefangenschaft. Estland sagte sich von der Ordensherrschaft los und erkannte Erichs XIV. von Schweden Oberhoheit an; Livland mit Riga wurde Polen-Litauen einverleibt. Kurland endlich wurde 1561 unter Gotthard Kettler (s. d.) ein erbliches Herzogtum in Abhängigkeit von Polen.

Innere Organisation des Ordens. War Livland durch die Säkularisation Preußens völlig unabhängig geworden, so auch der Deutschmeister, d. h. das Haupt der allmählich im Deutschen Reich erworbenen Ordensbesitzungen. Diese zerfielen in 12 Provinzen, die den Namen Balleien führten. An der Spitze einer Ballei, die in Komtureien oder Kommenden zerfiel, stand ein Landkomtur. Die Namen der 12 Balleien sind: Thüringen, Österreich, Hessen, Franken, Koblenz, Elsaß, Bozen oder an der Etsch, Utrecht, Alten-Biesen, Lothringen, Sachsen und Westfalen. Mergentheim in der Ballei Franken wurde die ständige Residenz der Deutschmeister, die seit Mitte des 16. Jahrh. den Titel Hoch- und Deutschmeister führen. Der Orden, dessen Mitglieder neben oft formelartig gewordenen gottesdienstlichen Verpflichtungen die Bewirtschaftung der Güter trieben, hatte Anfang des 19. Jahrh. noch 9 Balleien; denn Utrecht hatte sich 1637 losgelöst, Koblenz und Lothringen waren durch die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich verloren gegangen. Der Preßburger Friede von 1805 gab dem Kaiser von Österreich das Recht, die Würde eines Hoch- und Deutschmeisters sowie sämtliche Einkünfte des Ordens einem Prinzen seines Hauses zu verleihen. Von Regensburg aus dekretierte dann Napoleon 1809 die Auflösung des Ordens. Seine Besitzungen fielen den Fürsten anheim, in deren Gebiet sie lagen. Eine Reorganisation erlebte der Orden nur in Österreich durch Kaiser Franz I. 1834, wo er 28. Juni 1840 neue Statuten erhielt. Seitdem stehen österr. Erzherzöge als Hoch-

und Deutschmeister des Deutschen Ritterordens an der Spitze (seit 1894 Erzherzog Eugen, geb. 21. Mai 1863). Diesem untergeordnet sind Landkomture in den Balleien Österreich und Tirol. Bedingung für die Aufnahme ist das kath. Bekenntnis und 16 Ahnen. Die Ordensritter zerfallen in Großkapitulare, Profeßritter und Ehrenritter. Die Profeßritter legen das Gelübde des Cölibats ab und erhalten aus dem Ertrag der Ländereien des Ordens beträchtliche jährliche Kommenden. Der Orden unterhält zwei Hospitäler in Troppau und Freudenthal und stellt im Mobilisierungsfall 44 vollständig ausgerüstete Feldsanitätskolonnen der Heeresleitung zur Verfügung. Ordenszeichen ist für alle Klassen ein schwarz emailliertes goldenes Kreuz mit silbernem Rand; es wird an breitem schwarzseidenem Band um den Hals getragen. (S. Tafel: Die wichtigsten Orden I, Fig. 31.) — Ein anderer Rest des Ordens hat sich durch die Ballei Utrecht erhalten. Sie steht heute noch unter Leitung eines Landkomturs, welcher der königl. Bestätigung bedarf, und schreibt für den Eintritt die reform. Konfession und den Nachweis von 4 Ahnen vor.

Litteratur. a. Quellen: Liv-, Esth- und Kurländisches Urkundenbuch (begründet von Bunge, fortgesetzt von Hildebrand und Ph. Schwartz, Bd. 1—10, Riga 1853—96); Preuß. Urkundenbuch, hg. von Philippi und Wölky (Bd. 1: Die Bildung des Ordensstaats, Königsb. 1882); Sattler, Handelsrechnungen des Deutschen Ordens (Lpz. 1887); Scriptores rerum Prussicarum. Die Geschichtsquellen der preuß. Vorzeit bis zum Untergange der Ordensherrschaft, hg. von Hirsch, Töppen und Strehlke (5 Bde., ebd. 1861—74); Akten der Ständetage Preußens unter der Herrschaft des Deutschen Ordens, hg. von Töppen (Bd. 1—5, ebd. 1878—86); Codex diplomaticus Prussicus, hg. von Voigt (6 Bde., Königsb. 1836—61); Salles, Annales de l'ordre teutonique depuis son origine jusqu'à nos jours (Wien 1887); Perlbach, Die Statuten des Deutschen Ordens (Halle 1890); Die Urkunde des Deutsch-Ordens-Centralarchivs, hg. von Ed. Gaston, Grafen von Pettenegg (Bd. 1, Prag 1887). b. Darstellungen: Ewald, Die Eroberung Preußens durch die Deutschen (4 Bde., Halle 1872—86); Krumbholtz, Samaiten und der Deutsche Orden bis zum Frieden am Melnosee (Königsb. 1890); Lohmeyer, Geschichte von Ost- und Westpreußen (1. Abteil., 2. Aufl., Gotha 1884); Schiemann, Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrh. (2 Bde., Berl. 1886—90); von Treitschke, Das deutsche Ordensland Preußen (in «Histor. und polit. Aufsätze», Bd. 2, 5. Aufl., Lpz. 1886); Voigt, Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des Deutschen Ordens (Bd. 1—9, Königsb. 1827—39); ders., Geschichte des Deutschen Ritterordens in seinen 12 Balleien in Deutschland (2 Bde., Berl. 1857—59); Steinbrecht, Die Baukunst des Deutschen Ritterordens (2 Tle., ebd. 1885—88); Johnsen, Domus hospitalis Sanctae Mariae Theutonicorum Jerusalem. Jubiläumsschrift zur 7. Säkularfeier des Deutschen Ritterordens (Berl. 1901).

Deutscher Jura, s. Jura.

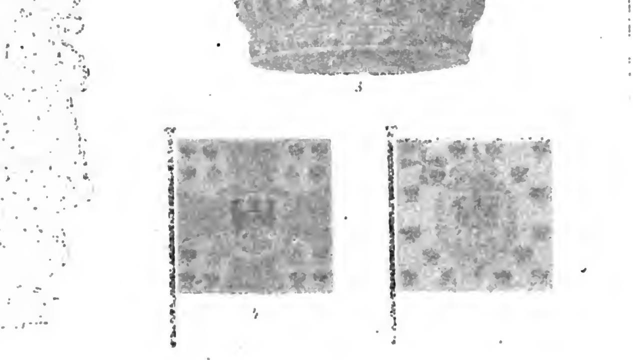
Deutscher Juristentag, s. Juristentag.

Deutscher Kaiser, der Name, unter dem seit 1871 der König von Preußen im Deutschen Reiche die Rechte eines Bundespräsidenten ausübt. Der D. K. als solcher ist also nicht, wie der Deutsche König früherer Zeit, Monarch; das oberste Reichsorgan ist der Bundesrat, dem das Recht der Gesetzessanktion zusteht. Der D. K. hat kein Gesetzgebungsveto. Immerhin hat er sehr wichtige Regierungsrechte: 1) die ausschließliche Vertretung des Reichs im völkerrechtlichen Verkehr; 2) abgesehen von den bayr. Sonderrechten den unbeschränkten Oberbefehl über die bewaffnete Macht; 3) das Recht, jeden Teil des Bundesgebietes in Kriegszustand zu erklären; 4) die oberste Verwaltung, infolgedessen er auch den Reichsminister (Reichskanzler) und alle höhern Reichsbeamten ernennt. Hierzu kommt Eröffnung und Schließung von Bundesrat und Reichstag, Ausfertigung (Beurkundung) und Verkündigung der Reichsgesetze. Außerdem übt er noch im Namen des Reichs die Staatsgewalt in Elsaß-Lothringen und in den Schutzgebieten aus. Besondere Vermögensrechte (Civilliste) hat er nicht, nur Ehrenrechte. Seine Anordnungen werden im Namen des Reichs erlassen und bedürfen, außer Armeebefehlen und Dienstbefehlen bloß an den Reichskanzler, zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung des letztern (Reichsverfassung Art. 11—18). — Vgl. K. Fischer, Das Recht des D. K. (Berl. 1895); Laband, Das deutsche Kaisertum (Straßb. 1896); Binding, Die rechtliche Stellung des Kaisers im heutigen Deutschen Reich (Dresd. 1898); Eiswaldt, Die Rechte des D. K. an der Gesetzgebung (Berl. 1901); Topboff, Die Rechte des D. K. (Stuttg. 1902).

Das Wappen des Kaisers ist dreifach, ein kleineres, ein mittleres und ein größeres. Das kleinere Wappen des Kaisers zeigt einen goldenen, von der Kette des Schwarzen Adlerordens umschlungenen Schild, worin der Reichsadler sich befindet. Auf dem Schilde ruht die Reichskrone. Das mittlere Wappen stimmt mit dem eben beschriebenen überein, wird aber von zwei auf einer Marmorkonsole stehenden, mit Eichenlaub bekränzten und umgürteten, mit Keulen bewaffneten, bärtigen wilden Männern gehalten. Das größere Wappen (s. Tafel: Deutscher Kaiser. Wappen, Kronen und Standarten, Fig. 1) sieht dem mittlern gleich; nur tragen die Schildhalter, anstatt der Keulen, mit goldenen Fransen eingefaßte, an goldenen Lanzenstangen befestigte, nach außen abfliegende silberne Standarten. Der Schildhalter zur Rechten hält die preuß., der zur Linken die brandenb. Standarte. In ersterer ist der preuß. Adler mit dem hohenzoll. Stammschildlein belegt, in letzterer der brandenburgische goldbewehrte und gekrönte, auf den Flügeln mit goldenen Kleestengeln besteckte rote Adler mit dem Wappenschilde der Burggrafen von Nürnberg: nämlich einem goldenen, von einer aus Rot und Silber gestückten Einfassung umgebenen Schildlein, worin ein doppelt geschwänzter, rot bewehrter, rot gezungter und rot gekrönter schwarzer Löwe erscheint. Über dem Wappen erhebt sich das kuppelförmige, mit Hermelin ausgeschlagene Kaiserzelt aus Goldstoff mit einem Muster, in dem der schwarze Reichsadler und die goldene Reichskrone abwechseln. Auf dem rot emaillierten Goldreifen, welcher die Kuppel umschließt, steht in Goldschrift der preuß. Wahlspruch: GOTT MIT UNS. Auf der Spitze des Zeltes ruht die Reichskrone, über der das Reichsbanner hervorragt. Letzteres zeigt unter den ausgespannten Fittichen eines preuß. Adlers die deutschen Farben senkrecht nebeneinander: Schwarz-Weiß-Rot.

Die Reichskrone (Fig. 2) besteht aus einem goldenen Stirnreif, der aus vier größern und vier

...SCHER KAISER. Wappen, Kronen und Standarten.



[illegible] des Deutschen Ritterordens an der Spitze (seit 1894 Erzherzog Eugen, geb. 21. Mai 1863). Diesem untergeordnet sind Landkomture in den Balleien Österreich und Tirol. Bedingung für die Aufnahme ist das kath. Bekenntnis [illegible]. Die [illegible] in Großkapitulare, [illegible] und Ehrenritter. Die Professritter legen [illegible] des Zölibats ab und erhalten [illegible] des Ordens [illegible] Kommenden. Der Orden unterhält zwei Hospitäler in [illegible] und Freudenthal und stellt [illegible] vollständig [illegible] zur Verfügung. [illegible] ist für alle Klassen [illegible] mit silbernem Rand; es wird an [illegible] Band um den Halse getragen. [illegible]: Die [illegible] Orden I, [illegible]. — Ein [illegible] des Ordens hat sich [illegible] Utrecht erhalten. [illegible], welcher der [illegible] bedarf, und [illegible] und den Nachweis [illegible].

Litteratur. a. Quellen: Liv-, Esth- und Kurländisches Urkundenbuch (begründet von Bunge, fortgesetzt von Hildebrand und [illegible], Bd. 1—10, Riga 1853—96); Preuß. Urkundenbuch, hg. von Philippi und [illegible] (Bd. 1: Die Bildung des Ordensstaats, Königsb. 1882); [illegible] des Deutschen Ordens ([illegible] 1851); Scriptores rerum Prussicarum. Die Geschichtsquellen der preuß. [illegible] zum Untergange der Ordensherrschaft, hg. von Hirsch, Töppen und Strehlke (5 Bde., [illegible] 1861—74); Akten der Ständetage Preußens unter der Herrschaft des Deutschen Ordens, hg. von Töppen (Bd. 1—5, ebd. 18[illegible]—86); Codex diplomaticus Prussicus, hg. von Voigt (6 Bde., Königsb. 18[illegible]—61); Sallet, Annales [illegible] (Wien 1887); [illegible], Die Statuten des Deutschen Ordens (Halle 1890); Die Urkunde des Deutsch-Ordens[illegible], hg. von Ed. Gaston, Grafen von [illegible] (Bd. 1, Prag 1887). b. Darstellungen: [illegible], Die Eroberung Preußens durch die Deutschen ([illegible] 187[illegible]—8[illegible]); [illegible] Samaiten und den [illegible] Orden bis zum Frieden am Melnosee ([illegible] 1890); Lohmeyer, Geschichte von Ost- und Westpreußen (1. Abteil., 2. Aufl., Gotha 1884); Schiemann, Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrh. (2 Bde., Berl. 188[illegible]—8[illegible]); von Treitschke, Das deutsche Ordensland Preußen (in »Histor. und polit. Aufsätze«, Bd. 2, 5. Aufl., Lpz. 1886); Voigt, Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des Deutschen Ordens (Bd. 1—9, Königsb. 1827—39); ders., Geschichte des Deutschen Ritterordens in seinen 12 Balleien in Deutschland (2 Bde., Berl. 1857—59); Steinbrecht, Die Baukunst des Deutschen Ritterordens (2 Tle., ebd. 1885—[illegible]); [illegible], Domus hospitalis Sanctae Mariae Theutonicorum Jerusalem. Jubiläumsschrift zur 7. Säkularfeier des Deutschen Ritterordens (Berl. 1901).

Deutscher Jura, s. Jura.

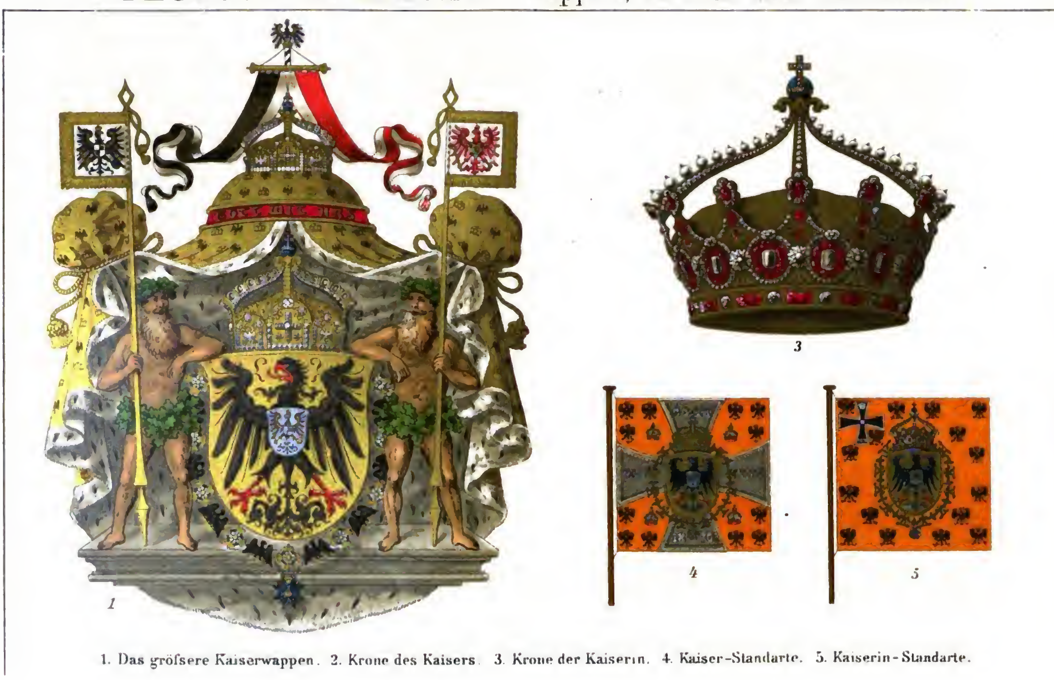
Deutscher Juristentag, s. Juristentag.

Deutscher Kaiser, der Name, unter dem seit 1871 der König von Preußen im Deutschen Reiche die Rechte eines Bundespräsidenten ausübt. Der D. K. als solcher ist also nicht, wie der Deutsche König früherer Zeit, Monarch; das oberste Reichsorgan ist der Bundesrat, dem das Recht der [illegible] zusteht. Der D. K. hat [illegible]. Immerhin hat er sehr wichtige [illegible]: 1) die ausschließliche Vertretung des Reichs [illegible] völkerrechtlichen Verkehr; 2) [illegible] den unbeschränkten Oberbefehl über die bewaffnete Macht; 3) das Recht, [illegible] Bundesgebiet [illegible] in Kriegszustand zu erklären; 4) die oberste Verwaltung, insofern er [illegible] minister (Reichskanzler) und alle [illegible] beamten ernennt, [illegible] Eröffnung und Schließung von Bundesrat und Reichstag, [illegible] fertigung (Beurkundung) und [illegible] der Reichsgesetze. Außerdem übt er [illegible] des Reichs die Staatsgewalt in Elsaß-Lothringen und in den Schutzgebieten aus. [illegible] (Civilliste) hat er nicht, [illegible] rechte. [illegible] Reichs [illegible] und [illegible] an den Reichskanzler, [illegible] (Reichsverfassung Art. 11—1[illegible]. — [illegible] Das Recht des D. K. (Berl. 1[illegible]); [illegible] deutsche Kaiserkrone (Straßb. [illegible]); [illegible] rechtliche Stellung des Kaisers im deutschen [illegible] Reich ([illegible] 1[illegible]); [illegible] des D. K. an der Gesetzgebung (Berl. 190[illegible]); [illegible], Die Rechte des D. K. ([illegible] 190[illegible]).

Das Wappen des Kaisers ist dreifach, ein kleineres, ein mittleres und ein größeres. Das kleinere Wappen des Kaisers zeigt einen [illegible] von der [illegible] des schwarzen Adlers [illegible] Schild, wenn der [illegible] sich [illegible]. Auf dem Schilde ruht die Reichskrone. Das mittlere Wappen stimmt mit dem eben [illegible] überein, wird aber von zwei [illegible], mit [illegible] und [illegible], mit [illegible] wilden Männern gehalten. Das größere Wappen (s. Tafel: Deutscher Kaiser, [illegible] Kronen und Standarten, Fig. 1) [illegible] gleich, nur tragen die Schildhalter, [illegible], mit goldenen [illegible] Panzerstangen [illegible]. Der Schild [illegible] die preuß., [illegible]. In [illegible] mit dem [illegible] legt, [illegible] und [illegible], auf den Flügeln mit [illegible] der Burggrafen von Nürnberg, [illegible], von einer aus Rot und Silber [illegible] Einfassung umgebenen Schildlein, [illegible] pelt [illegible], rot [illegible] rot gekrönten schwarzen [illegible]. [illegible] Wappen erhebt sich das [illegible] Kaiserzelt [illegible] einem [illegible], in dem [illegible] die goldene Reichskrone [illegible] emaillierten [illegible], welcher [illegible] schließt, steht [illegible] GOTT MIT UNS. Auf der Spitze des [illegible] die Reichskrone, über der [illegible]. Letzteres [illegible] einer preuß. [illegible] Schwarz-Weiß-Rot.

Die Reichskrone (Fig. 2) besteht aus [illegible] goldenen [illegible], der aus [illegible]

DEUTSCHER KAISER. Wappen, Kronen und Standarten.



1. Das gröfsere Kaiserwappen. 2. Krone des Kaisers. 3. Krone der Kaiserin. 4. Kaiser-Standarte. 5. Kaiserin-Standarte.

kleinern abwechselnd nebeneinander gestellten, oben abgerundeten, mit Brillanten eingefaßten goldenen Schildchen gebildet ist. In den größern Schildchen zeigt sich ein aus Brillanten zusammengesetztes gerades Kreuz, das in den untern Winkeln von zwei dergleichen Kreuzlein begleitet wird. In den kleinern Schildchen des Stirnreifs erscheint der ebenfalls aus Brillanten gebildete Reichsadler, über dessen Haupt ein achtstrahliger Stern schwebt. Auf den größern Schildchen ruhen vier goldene, reich verzierte Bügel, die im Scheitelpunkt, wo sie zusammentreffen, in ein Rankenornament endigen, auf welchem der blaue, in seinem Goldreif und Kreuze mit Steinen geschmückte Reichsapfel ruht. Aus der gelb gefütterten Reichskrone ragt eine Mütze aus Goldbrokat über die Schildchen des Stirnreifs bis zur halben Höhe der Bügel empor.

Die Krone der Deutschen Kaiserin (Fig. 3) ist mit vier durch einen bekreuzten Reichsapfel überhöhten Bügeln geschlossen und mit Brillanten und Rubinen reich verziert. Innerhalb der Krone befindet sich eine Mütze von Goldbrokat, die bis zur halben Höhe der Bügel emporsteigt.

Die Standarte des Kaisers (Fig. 4) ist gelb (golden), abwechselnd mit dem schwarzen, rot bewehrten Reichsadler (ohne Brustschild) und der goldenen Reichskrone bestreut; darauf liegt das Eiserne Kreuz, dessen Arme die Ränder der Standarte berühren. Es trägt den Wahlspruch: GOTT MIT UNS, und die Jahreszahl 1870. Auf der Mitte des Kreuzes ruht, von der Kette des Schwarzen Adlerordens umschlungen, das mit der Reichskrone bedeckte kleinere Wappen des Kaisers.

Die Standarte der Kaiserin (Fig. 5) zeigt auf gelbem (goldenem), mit rot bewehrten schwarzen Adlern, deren 16 in voller Gestalt sichtbar sind, bestreutem Stoffe den mit der Krone der Kaiserin besetzten, von der Kette des Schwarzen Adlerordens umgebenen Schild des kleinern kaiserl. Wappens. Im Obereck an der Standartenstange befindet sich das Eiserne Kreuz mit Krone, dem Buchstaben W und der Jahreszahl 1870. — Über die amtliche Bezeichnung der frühern Kaiser s. Deutscher König.

Deutscher Katholikentag, s. Katholikentag.

Deutscher Keglerbund, s. Kegelspiel.

Deutscher Kellnerbund, s. Kellner.

Deutscher Klub, eine Parteigruppe im österr. Abgeordnetenhause, die sich 21. Sept. 1885 bei der Spaltung der Vereinigten Linken unter der Führung von Heilsberg, Weitlof, Knotz und Steinwender konstituierte und anfangs 38 Mitglieder zählte; später stieg diese Zahl auf 48. Der D. K. vertrat den Grundsatz der «schärfern Tonart» und forderte Wiederherstellung und Sicherung der deutschen Führung in Österreich, Bekämpfung des slaw. Übergewichts, gesetzliche Feststellung der deutschen Staatssprache und Befestigung des Bündnisses mit dem Deutschen Reich. Im Mai 1887 trennten sich 15 Mitglieder von dem D. K. und bildeten die Deutsche Nationalpartei (s. d.); im Nov. 1888 vereinigten sich der D. K. und der Deutsch-Österreichische Klub (s. d.) zu der Vereinigten Deutschen Linken (s. d.).

Deutscher Kolonialverein, s. Kolonialverein.

Deutscher König (lat. rex Germaniae, rex Germanorum, rex Teutonicorum), die seit dem 11. Jahrh. von Schriftstellern häufig, in Urkunden dagegen nur ganz vereinzelt gebrauchte Bezeichnung des Monarchen im alten Deutschen Reiche. Die Bezeichnung entsprach dem wirklichen Rechtszustand. Es gab im alten Deutschen Reiche keinen deutschen, sondern nur einen röm. Kaiser, indem der D. K. seit Otto I. (seit dem J. 962) einen Rechtsanspruch darauf hatte, vom Papst zum Beherrscher der abendländ. Christenheit (der Fortsetzung des Römischen Reichs) gewählt zu werden. Erst nach der Kaiserkrönung nannte sich der D. K. daher imperator augustus, selten rex et imperator (seit Otto III. allgemein mit dem Zusatz Romanorum), vorher nur rex Francorum oder bloß rex. Unter Heinrich IV. wurde für den noch nicht zum Kaiser gekrönten D. K., um sein Anrecht an Rom anzudeuten, der Titel Romanorum rex üblich, wozu namentlich seit den Staufern augustus und auch semper augustus trat. Seit Ferdinand I. führte der D. K. ohne vorangegangene päpstl. Krönung den Titel «erwählter röm. Kaiser» (electus Romanorum imperator semper augustus Germaniae rex), wozu noch die Titel der Hausmacht traten. In deutschen Urkunden: «Römischer König (Kaiser) zu allen Zeiten Mehrer des Reichs».

Unter den Karolingern herrschte Erbrecht, dann ein Wahlrecht, das sich an die Familie band. Heinrich VI. (gest. 1197) wollte Deutschland wieder zum reinen Erbreich machen, starb aber zu früh. Nach dem Interregnum (1254—73) herrschte die freie Wahl. Gleichzeitig (zwischen 1220 und 1273) ging das Wahlrecht von allen Fürsten auf die Kurfürsten (s. d.) über. Außer Wahl war noch Krönung, d. h. feierliche Übergabe der Reichsinsignien (Reichskleinodien, s. Tafel: Insignien), zuerst durch den Kölner Erzbischof in Aachen, später durch den Mainzer in Frankfurt erfolgend, erforderlich. Über den erst seit 1871 bestehenden Namen Deutscher Kaiser s. d.

Vgl. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte, Bd. 6 (2. Aufl., Berl. 1896); Seeliger in den «Mitteilungen für österr. Geschichtsforschung», Bd. 16 (Wien 1895); Lindner, Der Hergang bei den deutschen Königswahlen (Weim. 1899); Schröder, Deutsche Rechtsgeschichte (4. Aufl., Lpz. 1902), sowie die Litteratur beim Artikel König.

Deutscher Kriegerbund, s. Kriegervereine.

Deutscher Krieg von 1866. Österreich und Preußen waren durch den Frieden von Wien (30. Okt. 1864) in den Besitz der Elbherzogtümer gekommen und über deren gemeinsame Verwaltung, noch mehr jedoch über die endgültige polit. Stellung von Schleswig-Holstein, in ernste Zerwürfnisse geraten (s. Deutschland und Deutsches Reich, Geschichte), die durch den Vertrag von Gastein (s. d., 14. Aug. 1865) für kurze Zeit beschwichtigt wurden, sich jedoch Anfang des J. 1866 wieder verschärften. Österreich warb insgeheim Bundesgenossen in Deutschland und verstärkte die Truppen in Böhmen und Mähren, wodurch Preußen sich bedroht und Ende März zu Gegenrüstungen veranlaßt sah. Ein darüber entstandener Notenwechsel nahm einen immer gereiztern Ton an; die Rüstungen wurden fortgesetzt. Zwischen Preußen und Italien führte 8. April das gemeinsame Interesse zu einem Schutz- und Trutzbündnis. Vom 3. bis 12. Mai erfolgten die Befehle zur Mobilmachung der preuß. Armee, die in 14 Tagen planmäßig vollendet war. Am 27. Mai versuchten die europ. Großmächte den drohenden Bruch noch durch den Vorschlag einer Konferenz zu verhindern, die Preußen annahm, Österreich jedoch durch die Forderung, daß dabei nicht über Venetien verhandelt werde, unmöglich machte. Am 1. Juni brachte Österreich die schleswig-holstein. Frage zur Entscheidung an den Bund und berief zum 11. die

holstein. Stände nach Itzehoe. Darauf hin erklärte Preußen den Gasteiner Vertrag für gebrochen, beantragte 2. Juni die Zurückziehung der preuß. und österr. Truppen aus den Bundesfestungen und ließ 7. Juni seine Truppen aus Schleswig unter General von Manteuffel in Holstein einrücken, von wo der österr. Statthalter, Feldmarschallleutnant von Gablenz, die einzige dortstehende Brigade, General Kalik, abmarschieren ließ. Auf dieses selbständige Vorgehen Preußens beantragte Österreich 11. Juni beim Bunde die Mobilmachung der ganzen Bundesarmee, mit Ausschluß des preuß. Kontingents, und dieser Antrag wurde 14. Juni von der Majorität angenommen. Noch bot Preußen den Königen von Hannover und Sachsen und dem Kurfürsten von Hessen 15. Juni die Garantie ihrer Souveränität an, wenn sie neutral bleiben und sich den in den preuß. Cirkulardepeschen vom 24. März und 11. April aufgestellten und 10. Juni an den Bund gebrachten Reformvorschlägen für die Bundesverfassung, wonach Österreich aus Deutschland ausgeschlossen werden sollte, anschließen würden. Diese Forderungen wurden jedoch abgelehnt, worauf unmittelbar die Kriegserklärung an die drei Staaten erfolgte.

Österreich hatte gegen Preußen eine Nordarmee unter Benedek, gegen Italien eine Südarmee unter Erzherzog Albrecht aufgestellt. Die Nordarmee umfaßte sieben Armeekorps (1. bis 4., 6., 8. und 10.), jedes bestehend aus 4 Brigaden (zu 6 Infanterie- und 1 Jägerbataillon, 1 Eskadron und 1 Batterie), einer Geschützreserve von 6 Batterien, 2 leichten und 3 schweren Reservekavalleriedivisionen, die erstern zu 6 und 4, die letztern zu 6 Regimentern mit je 2 Batterien. Die Gesamtstärke der Nordarmee betrug 283 000 Mann, zu denen noch 26 000 Sachsen hinzutraten. Dazu kamen die Besatzungen von Theresienstadt, Josefstadt, Königgrätz, Olmütz und Krakau mit 46 000 Mann. Die süddeutschen Staaten verpflichteten sich, bis 15. Juni folgende Kräfte bereit zu stellen: Bayern 46 000 Mann, nach einigen Wochen weitere 14 000 Mann, Württemberg 20 000 Mann, Baden 12 000 Mann, Nassau 5400 Mann, Großherzogtum Hessen 12 700 Mann. Ferner müssen hinzugerechnet werden 20 500 Mann Hannoveraner, 7000 Österreicher bei dem 8. Bundesarmeekorps und 8500 Mann kurhess. Truppen. Preußens Streitkräfte waren in drei Armeen formiert. Die Erste Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl (2., 3., 4. Armeekorps nebst 1 Kavalleriekorps) stand rechts von der Elbe an der sächs. Grenze bis Görlitz (93 300 Mann); ihr war zuerst noch das Gardekorps zugeteilt, das Mitte Juni zur Zweiten Armee abrückte. Die Zweite Armee unter dem Kronprinzen, anfangs in weitläufigen Kantonierungen bei Landshut und Hirschberg stehend, war jetzt bei Neisse konzentriert (1., 5., 6. Korps und die Garden, zusammen 115 000 Mann). Die Elbarmee unter General Herwarth von Bittenfeld, 1 Division vom 7., das 8. Armeekorps (zusammen 46 000 Mann), sowie ein aus Landwehr bei Berlin neu gebildetes Reservekorps (24 300 Mann) stand auf dem linken Elbufer gegen Sachsen. Diese Kriegsmacht zählte nur völlig ausgebildete Soldaten in ihren Reihen und stand seit 6. Juni schlagfertig, was bei der österreichischen, trotz der längern Rüstung, noch nicht vollständig der Fall war. Außerdem stand die 13. Division (14 300 Mann) bei Minden, das Korps Manteuffel (14 100 Mann) bei Hamburg und die Division Beyer (19 600 Mann) bei Wetzlar zur Bekämpfung der deutschen Bundesarmee bereit. Im ganzen bezifferten sich die Feldtruppen Preußens auf 326 600, die seiner Gegner auf 309 000 Mann in Böhmen und 146 000 Mann in Deutschland, abgesehen von den gegen Italien aufgestellten drei österr. Armeekorps (5., 7 und 9.). Unbedingt feindlich gegen Preußen waren die vier Königreiche (von denen Bayern 14. Juni in Olmütz einen besondern Vertrag mit Österreich geschlossen), beide Hessen, Nassau, durch seine Lage genötigt auch Baden, schwankend die meisten kleinern Staaten; nur Coburg-Gotha und Lippe erwiesen sich gleich von Anfang an als seine Bundesgenossen.

I. Feldzug in Böhmen. Für Preußen war nun kein längeres Verharren auf der Defensive statthaft. Die Zweite Armee, die bei Neisse stand, erhielt 19. Juni Befehl, hier nur ein Korps (das 6. Armeekorps) stehen zu lassen, mit den übrigen aber in Böhmen einzurücken und mit der Ersten Armee Verbindung zu suchen; diese sollte aus der sächs. und preuß. Oberlausitz über Reichenberg, die Elbarmee von Dresden aus über Gabel (weil die nähere Straße im Elbthal durch den von den Sachsen noch besetzten Königstein gesperrt war) auf Gitschin vorrücken. Die Sicherung der oberschles. Grenze blieb zwei Detachements (General von Knobelsdorff und General Graf Stolberg) überlassen, die hier den Parteigängerkrieg führten. Unterdessen hatte aber auch Benedek bereits 17. Juni seine Hauptmacht von Olmütz nach Böhmen abrücken lassen, wahrscheinlich um den Prinzen Friedrich Karl in der Lausitz zu schlagen und dann gegen Berlin vorzudringen. Die Preußen kamen diesem Unternehmen jedoch zuvor. Nach einigen kleinern Gefechten und einer Kanonade bei Liebenau (25. Juni) rückten die Vortruppen des Prinzen Friedrich Karl 26. gegen Podol, welches Dorf nebst der Iserbrücke in einem hartnäckigen Nachtgefecht durch General von Bose den Österreichern entrissen wurde. In diesem Gefecht wurde zum erstenmal die viergliedrige Salve angewendet. Am 27. Juni hatte auch die Vorhut der Elbarmee bei Hühnerwasser ein glückliches Gefecht. Beide Armeen vereinigten sich 28., worauf Prinz Friedrich Karl deren Oberbefehl übernahm und an demselben Tage den österr. General Clam-Gallas in dem blutigen Gefecht bei Münchengrätz schlug. Die Österreicher und Sachsen gingen nunmehr nach Gitschin zurück. Auch hier wurden sie 29. Juni von zwei preuß. Divisionen angegriffen und aus einer steilen Felsposition nach der Stadt gedrängt, die Prinz Friedrich Karl noch in der Nacht nach erbittertem Straßenkampfe besetzte.

Die österr. Hauptarmee stand damals mit dem Gros bei Königinhof und hatte, als der Rechtsabmarsch der preuß. Zweiten Armee bekannt geworden, das 6. Korps (Ramming) mit der Kavalleriedivision Holstein 27. Juni nach Skalitz, das 10. (Gablenz) gegen Trautenau und das 8. Korps (Erzherzog Leopold) gegen Jaroměř vorgeschoben. Von der preuß. Zweiten Armee rückte das 1. Korps (Bonin), gefolgt von der Kavalleriedivision Hartmann, über den Paß von Trautenau, das 5. (Steinmetz) über den Paß von Nachod in Böhmen ein; das Gardekorps (Prinz August von Württemberg) hielt zwischen beiden Verbindung und marschierte über Braunau. Die Spitze des Gardekorps überschritt 26. Juni die Grenze, die beiden andern 27. Das 6. Korps (Mutius), das zunächst bei Habel-

schwerdt gegen das 2. österreichische (Thun) stehen blieb, sollte baldmöglichst dem 5. folgen. Das 1. Korps stieß bei Trautenau auf österr. Truppen, wurde aber nach längerm und verlustreichem Kampfe zum Rückzuge in das Gebirge genötigt. Dagegen war an demselben Tage das 6. Korps (Ramming) bei Nachod durch das Erscheinen der Preußen überrascht und zurückgeschlagen worden. Benedek verstärkte das Korps Ramming durch das 8. Armeekorps, aber dieses, unter Erzherzog Leopold, wurde 28. Juni von Steinmetz bei Skalitz geschlagen, indem es aus allen Stellungen geworfen wurde, wobei auch die Stadt verloren ging. An demselben Tage griffen die preuß. Garden das 10. österr. Korps bei Soor und Altrognitz an. Die Garden hatten anfangs gegen überlegene Artillerie zu kämpfen (12 gegen 64 Geschütze), gingen aber mit unwiderstehlichem Andrang bei Burkersdorf und Altrognitz vor und erstürmten Trautenau. Gablenz wurde vollständig geschlagen, auch ging eine Fahne verloren. Nun konnte auch das 1. preuß. Armeekorps ungehindert vorrücken. Am 29. Juni nahmen die Garden nach hartem Gefecht noch Königinhof, während Steinmetz bei Schweinschädel (Jaroměř) Teile des 4. österr. Korps (Festetics) schlug. Jetzt traf auch das 6. preuß. Korps ein und vereinigte sich 30. Juni mit dem 5. bei Gradlitz; das 1. war den Garden gefolgt. Benedek ging nach diesen Unfällen der vorgeschobenen Korps (1., 6., 8. und 10.) über die Bistritz zurück und konzentrierte seine ganze Armee westlich der Festung Königgrätz. Prinz Friedrich Karl entsendete das 1. Gardedragonerregiment, um Verbindung mit dem Kronprinzen zu suchen, und dieses kam 30. Juni nach einem Gewaltmarsche bei Arnau auf dem rechten Flügel der Zweiten Armee an. Am 1. Juli erreichten Truppen dieser Armee Miletin, womit die Verbindung der gesamten preuß. Streitmacht vollkommen gesichert war.

König Wilhelm von Preußen, der auf die Nachricht von den ersten Siegen in Böhmen Berlin verlassen hatte, traf 2. Juli in Gitschin bei seinem Heere ein und übernahm dessen Oberbefehl. In seinem Gefolge befanden sich der General von Moltke, der Kriegsminister von Roon, der Ministerpräsident von Bismarck, außerdem viele fürstl. Personen. Man gedachte der Armee einen oder zwei Ruhetage zu geben; aber die abends 11 Uhr durch den General von Voigts-Rhetz, Generalstabschef der Ersten Armee, überbrachte Meldung, die Österreicher hätten die Bistritz bei Sadowa überschritten, veranlaßte den Entschluß, am folgenden Tage eine Hauptschlacht zu liefern. Der Befehl dazu ging in doppelter Ausfertigung in der Nacht an den Kronprinzen, und 3. Juli wurde bei Königgrätz (s. d. nebst Karte) die österr. Nordarmee nebst dem sächs. Korps entscheidend geschlagen. Doch wurde der Sieg preußischerseits nicht genügend ausgenutzt. Am 4. Juli nachmittags 4 Uhr erst begann die preuß. Armee ihre unausgesetzte Verfolgung. Sie überschritt die Elbe und erhielt nun, indem im Hauptquartier des Königs ein aufgefangenes Marschtableau Benedeks den fernern Operationsplan bestimmte, neue Befehle. Benedek nämlich hatte seine Hauptmacht eiligst nach Olmütz geführt und nur das 10. Korps, die drei schweren und Edelheims leichte Kavalleriedivision nach Wien geschickt; das 8. Korps und die Sachsen bildeten zunächst die Nachhut und blieben einen Marsch hinter der Armee zurück. Benedek hoffte dadurch die ganze preuß. Armee von der Hauptstadt abzuziehen und bei Olmütz festzuhalten. Aber nur die preuß. Zweite Armee erhielt Befehl, ihm zu folgen, während die Erste Armee auf Brünn, die Elbarmee auf Iglau vorrückten, also in der geraden Richtung nach Wien. Der Kaiser von Österreich hatte nach der Schlacht bei Königgrätz Venetien an Kaiser Napoleon abgetreten, in der Hoffnung, daß dieser Italien damit beschwichtigen werde vielleicht auch, um ihn selbst als Bundesgenossen für Österreich zu gewinnen. Aber dieser scheute sich, nach dem glänzenden Siege der Preußen bei Königgrätz, bei der ungenügenden Schlagfertigkeit seines Heers in den Krieg einzugreifen. Der größte Teil der Südarmee wäre dadurch gegen Preußen verfügbar gewesen. Auch wurden bereits vom 7. Juli an das österr. 3. und 5. Korps nach Wien befördert, und der Erzherzog Albrecht, der 24. Juni die Italiener bei Custozza geschlagen hatte, erhielt das Oberkommando über alle österr. Streitkräfte. Benedek wurde angewiesen, mit der Nordarmee von Olmütz nach Wien zu rücken. Bei Floridsdorf waren inzwischen zur Verteidigung der Kaiserstadt provisorische, mit den schwersten Geschützen armierte Verschanzungen angelegt worden. Am 14. Juli setzte Benedek sein Heer in Marsch. Zu dieser Zeit befand sich das Hauptquartier des Königs von Preußen bereits in Brünn. Von der Zweiten Armee sollte das 1. Korps (Bonin) die Eisenbahn bei Prerau, also die Verbindung zwischen Olmütz und Wien, zerstören. Die Kavalleriedivision Hartmann nebst der Infanteriebrigade Malotki wurde 15. Juli dahin entsendet und stieß bei Tobitschau auf die Vorhut des österr. 8. Korps. Es kam zu einem lebhaften Gefecht, in dem das 5. Kürassierregiment 18 feindliche Geschütze nahm. Die Benutzung der Eisenbahn nach Wien wurde aber den Österreichern (16. Juli) inzwischen durch General Horn, der Lundenburg besetzte, entzogen. Benedek mußte deshalb links von der March über die Kleinen Karpaten nach Wien marschieren. Vor Josefstadt und Königgrätz war nur eine schwache preuß. Division (12.), vor Olmütz die 1. Division zurückgeblieben. Das Detachement des Generals Knobelsdorff hatte Österreichisch-Schlesien besetzt und marschierte auf Brünn. Die übrigen Korps der Zweiten Armee folgten in zwei Kolonnen über Brünn und Lundenburg der Ersten Armee, die auf Wien marschierte, ebenso die Elbarmee, während die Gardelandwehrdivision des nachgerückten 1. Reservekorps (Mülbe) Prag besetzt hatte.

Am 18. Juli verlegte König Wilhelm sein Hauptquartier nach Nikolsburg, und das preuß. Heer stand nun im Marchfelde im Angesicht von Wien, noch 194 000 Mann stark, hinter denen in Böhmen, Mähren und Oberschlesien weitere 49 600 Mann mobiler Feldtruppen in zweiter Linie verfügbar waren. Der Zahl nach mochte Erzherzog Albrecht über ungefähr dieselbe Truppenzahl verfügen, doch war der Zustand der österr. Armee einer zweiten Schlacht nicht mehr gewachsen. Für das preuß. Heer dagegen wurden noch bedeutende Verstärkungen herangezogen, wodurch dasselbe vor Wien später eine größere Stärke erreichte als zu Beginn des Krieges. Es kam aber nicht mehr zum Äußersten. Napoleon hatte nach Annahme Venetiens den kriegführenden Mächten seine Vermittelung angeboten, die Österreich nicht ablehnen konnte. So wurden Verhandlungen angeknüpft, und als Kaiser Franz Jo-

seph in die vorgeschlagenen Friedensbedingungen gewilligt hatte, wurde 22. Juli in Eibesbrunn zwischen General von Podbielski und dem österr. General von John zunächst eine fünftägige Waffenruhe abgeschlossen. Tags vorher hatte aber Prinz Friedrich Karl die 7. Division (Fransecky) mit der Kavalleriedivision Horn der bereits 17. Juli über die March gegen Preßburg vorgeschobenen 8. Division folgen lassen, um durch Einnahme dieser Stadt Benedek von Wien abzuschneiden und den spätern Rückzug der österr. Hauptarmee nach Ungarn zu erschweren. Dies führte 22. Juli zu dem Gefecht bei **Blumenau**, das aber um Mittag durch Bekanntwerden der Waffenruhe abgebrochen wurde. Der Waffenruhe folgte 26. Juli zu **Nikolsburg** zwischen Moltke und dem Grafen Degenfeld der Abschluß einer Konvention für einen förmlichen Waffenstillstand auf vier Wochen. Gleichzeitig wurde daselbst von den Ministern der Präliminarfriede abgeschlossen, und noch vor Ablauf des Waffenstillstandes folgte 23. Aug. der **Friede zu Prag** (s. d.) zwischen Österreich und Preußen, dem der Abschluß der Friedensverhandlungen mit den deutschen Südstaaten auf Grund der Nikolsburger Präliminarien vorausgegangen war.

II. **Feldzug in West- und Süddeutschland.** Die mit Österreich verbündeten Bundestruppen konnten sich zwischen die östl. und westl. Teile Preußens einschieben und deren Verbindung unterbrechen, die bayr. Armee von Franken her sich rasch mit der hessischen und hannoverschen zu einer Feldarmee von etwa 80000 Mann vereinigen und die sächsische mit der rasch nach Sachsen geworfenen österr. Hauptmacht gegen Berlin vordringen. Um diesem allem zuvorzukommen und der beschlossenen Offensive gegen Österreich eine gesicherte Basis mit freien Verbindungen zu geben, rückten, nachdem Hannover, Kurhessen und Sachsen das preuß. Ultimatum verworfen, gleichzeitig am 16. Juni die Preußen in die genannten Staaten, von Holstein aus das Korps Manteuffel, bald durch Landwehrtruppen verstärkt, von Minden aus General Vogel von Falckenstein mit der 13. Division (General von Goeben) in Hannover, die Division Beyer von Wetzlar aus in Kurhessen, endlich die Elbarmee und ein Teil der Ersten Armee in Sachsen ein. Die sächs. Truppen sprengten die Elbbrücken bei Riesa und Meißen und zogen sich 18. Juni nach Böhmen zurück, wohin der König von Sachsen folgte; sie nahmen bei Chlumetz-Pardubitz Stellung. Die hannov. Armee, die sich beim unerwarteten Einmarsch der Preußen bei Göttingen versammelte und dort ihre Feldausrüstung vervollständigte, marschierte 21. Juni nach Eisenach und hätte wohl über den Thüringer Wald durchbrechen und sich mit den Bayern vereinigen können. Unentschlossenheit und zwecklose Hin- und Hermärsche der Hannoveraner ließen aber den Preußen Zeit, von Berlin, Erfurt und Torgau Truppen bei Gotha mit dem dortigen verbündeten Kontingent zu vereinigen. König Georg stand noch in Verhandlungen mit Preußen, ohne indes die ihm gestellten Bedingungen anzunehmen, weil er noch immer auf einen Vorstoß der Bayern hoffte, während der bayr. Oberfeldherr mit Recht kein Hindernis für die Hannoveraner sah, sich durchzuschlagen. Diese waren in dem Abstand eines Tagemarsches von sehr überlegenen Kräften umstellt und wurden 27. Juni bei **Langensalza** vom preuß. General von Flies mit 9000 Mann angegriffen, um festgehalten zu werden, bis die Einschließung vollendet sein würde. Der Angriff wurde aber von der Übermacht (18000 Mann) zurückgeschlagen; dennoch mußten die Hannoveraner, nachdem sie 28. Juni vollständig eingeschlossen worden, eine Kapitulation eingehen, durch die ihre Armee aufgelöst wurde. Jetzt erst konnte General Vogel von Falckenstein mit jenen drei Divisionen, die sich zu einer Mainarmee (nunmehr 53000 Mann stark) vereinigten, die Operationen gegen die süddeutschen Armeekorps, zu denen noch die kurhess. und nassauischen Kontingente und später auch eine österr. Division (Neipperg) stießen, beginnen. Das 8. Bundeskorps unter dem Prinzen Alexander von Hessen zählte 55900 Mann, die bayr. Armee 52000 Mann. Der Führer der letztern, Prinz Karl von Bayern, hatte zugleich den Oberbefehl über alle Bundestruppen erhalten und sollte in nordwestl. Richtung vorgehen. Vogel von Falckenstein zog seine drei Divisionen (Manteuffel, Goeben, Beyer) 1. Juli bei Eisenach zusammen und ergriff sogleich die Offensive, um sich zwischen die beiden noch getrennten feindlichen Armeen zu werfen. Das 8. Bundeskorps stand nördlich von Frankfurt a. M., das bayr. Heer im Fuldathale, zwei Divisionen vorgeschoben nach Dermbach; eine starke Kavalleriekolonne sollte links die Verbindung mit dem 8. Korps aufsuchen. Diese stieß 4. Juli bei **Hünfeld** auf die Vorhut der preuß. Division Beyer, die auf der großen Straße nach Geisa vorrückte, wurde durch unerwartetes Artilleriefeuer in Unordnung gebracht und ging ziemlich aufgelöst zurück. Bei **Dermbach** griff an demselben Tage Goeben die Bayern an, zog jedoch abends seine Truppen zurück und beide Teile schrieben sich den Sieg zu. Goeben sollte jedoch durch einen Vorstoß gegen die Bayern überhaupt nur Luft schaffen und dadurch den Vormarsch der Mainarmee erleichtern. Dies wurde vollständig erreicht. Als dann die bayr. Armee südwärts abzog, um sich dem 8. Korps zu nähern, setzte die Mainarmee den Vormarsch über Fulda fort. Am 10. Juli hatte die Division Goeben ein hitziges Gefecht bei **Kissingen**, das von den Preußen erstürmt wurde. Beyer kämpfte an demselben Tage bei **Hammelburg**, Manteuffel, der gefolgt war, bei **Waldaschach** und **Hausen**. Der bayr. Feldherr gab nun seine Operationen in dieser Richtung auf und zog sich nach Schweinfurt zurück, Falckenstein dagegen wandte sich von der Fränkischen Saale unerwartet gegen Aschaffenburg. Zur Deckung dieses wichtigen Mainübergangs entsandte Prinz Alexander von Hessen von Frankfurt aus die österr. und die großherzoglich hess. Division. Letztere hatte 13. Juli bei **Frohnhofen** und **Laufach** ein ungünstiges Gefecht, in dem sich auf diesem Kriegsschauplatze zuerst die große Überlegenheit des Zündnadelgewehrs in Defensivstellungen zeigte. Auch die österr. Division vor **Aschaffenburg** wurde hier 14. Juli geschlagen, nachdem um den vorliegenden Waldpark heftig gekämpft und die Stadt erstürmt worden war. Darauf räumten die Bundestruppen Frankfurt, wo 16. Juli Vogel von Falckenstein einzog. Auch Biebrich und Darmstadt wurden von den Preußen besetzt und der Armee einige Ruhetage bewilligt.

Vogel von Falckenstein wurde 19. Juli zum Generalgouverneur von Böhmen ernannt, wodurch das Oberkommando der Mainarmee auf Manteuffel überging. Das 8. Bundeskorps hatte sich endlich mit der bayr. Armee bei Würzburg vereinigt. Die

Mainarmee war inzwischen durch die oldenb.-hanseatische Brigade, ein Bataillon Waldeck, ein Bataillon Schwarzburg-Sondershausen und einige nachgerückte preuß. Truppen bis auf 65000 Mann angewachsen und begann 21. Juli den Vormarsch auf Würzburg. Der Feind zog sich ostwärts hinter die Tauber, gefolgt von der Mainarmee, wobei zwei coburg-gothaische Bataillone 23. Juli bei Hundheim gegen eine bad. Brigade ins Gefecht kamen. Am 24. Juli wurden die Übergänge der Tauber, die bei Tauberbischofsheim von der württembergischen und bei Werbach von der bad. Division besetzt waren, durch die Preußen genommen. Oldenburger und Hanseaten erstürmten Hochhausen und Werbach (Bataillon Bremen) mit großer Entschlossenheit. Bei Tauberbischofsheim befehligte der württemb. Kriegsminister von Hardegg und versuchte fünfmal vergeblich den Ort wiederzuerobern. Das 8. Bundeskorps besetzte darauf eine Gefechtsstellung bei Gerchsheim, an die sich die bayr. Armee bei Helmstadt und Üttingen anschloß. Gegen diese Position ging 25. Juli die Mainarmee vor. Goeben griff bei Gerchsheim die Bundestruppen, Beyer bei Helmstadt die Bayern an; die Division Flies (vormals Division Manteuffel) wurde zunächst in Reserve gehalten und traf erst gegen Abend ein. In beiden Gefechten wurde der Feind zurückgedrängt. Prinz Karl von Bayern wollte 26. Juli selbst angreifen und rechnete dabei auf die Mitwirkung des 8. Bundeskorps. Diese Unterstützung blieb indessen aus. Da außer der Division Beyer auch die Division Flies vorrückte, so kam es 26. Juli bei Helmstadt und Roßbrunn zum Zusammenstoß mit der bayr. Armee. Die Verbündeten zogen sich hinter den Main zurück und nahmen östlich von Würzburg Stellung. Am 27. Juli rückte die preuß. Mainarmee auf der ganzen Linie gegen Würzburg vor und beschoß die Bergfeste Marienberg aus Feldgeschützen. Die aus Böhmen eintreffende Nachricht vom Waffenstillstande beendete jedoch die Operationen. Das in Leipzig gebildete 2. Reservekorps, bestehend aus mecklenb., altenb. und preuß. Truppen unter Befehl des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, war 23. Juli über Hof in Bayern eingerückt, besetzte 27. Juli Kulmbach und die Plassenburg, 28. Juli Bayreuth, hatte 29. Juli kleine Gefechte gegen bayr. Infanterie bei Kolmdorf und Seubottenreut und erreichte 31. Juli Nürnberg, während die Mainarmee in Würzburg eingezogen war. Der Waffenstillstand begann 2. Aug. auch hier, und die Friedensschlüsse mit den einzelnen süddeutschen Staaten, die zugleich ein zunächst geheimgehaltenes Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen eingingen, folgten bald, 13. Aug. mit Württemberg, 17. mit Baden, 22. mit Bayern, zuletzt noch mit dem Großherzogtum Hessen 3. Sept. Österreich schied infolge der Friedensbedingungen aus Deutschland, behielt aber, wie Sachsen, seinen Besitzstand und willigte in die Errichtung eines Staatenbundes nördlich vom Main unter Preußens Führung, sowie in die Einverleibung von Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt a. M. in den preuß. Staat. Bayern und Hessen traten einige Grenzbezirke ab, der Großherzog von Hessen überdies die ihm kürzlich zugefallene Landgrafschaft Hessen-Homburg. Außerdem trat Hessen mit seinen nördlich vom Main gelegenen Landesteilen dem Norddeutschen Bunde bei. Alle deutschen Staaten, die Preußen feindlich gegenüber gestanden hatten (Sachsen-Meiningen ausgenommen), mußten Kriegskosten zahlen, insgesamt über 48 Mill. Thlr. Der Friede mit Sachsen wurde 21. Okt., der mit Sachsen-Meiningen 8. Okt., der mit Reuß älterer Linie schon 26. Sept. geschlossen. — Über den Feldzug in Italien s. Italienischer Krieg von 1866.

Litteratur. Der Feldzug von 1866 in Deutschland (redigiert von der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes, Berl. 1868); Österreichs Kämpfe im J. 1866. Nach den Feldakten bearbeitet durch das k. k. Generalstabsbureau (3 Bde., Wien 1868 u. 1869); Offizieller Bericht über die Kriegsereignisse zwischen Hannover und Preußen (2 Tle., ebd. 1867; vom hannov. Standpunkte); Anteil der königlich bayr. Armee am Kriege des J. 1866. Bearbeitet vom Generalquartiermeisterstabe (Münch. 1868); Der Anteil des königlich sächs. Armeekorps am Feldzuge 1866 in Österreich. Bearbeitet nach den Feldakten des Generalstabes (Dresd. 1869); Feldzugsjournal des Oberbefehlshabers des 8. Bundesarmeekorps (2. Aufl., Darmst. 1867); Die Operationen des 8. deutschen Bundeskorps im Feldzug des J. 1866 (ebd. 1869); Borbstädt, Preußens Feldzüge gegen Österreich und dessen Verbündete im J. 1866 (5. Aufl., Berl. 1867); Heinr. Blankenburg, Der Deutsche Krieg von 1866 (Lpz. 1867); W. Menzel, Der Deutsche Krieg im J. 1866 (2 Bde., Stuttg. 1867); Hiltl, Der Böhmische Krieg und der Mainfeldzug (4. Aufl., Bielef. 1873); Preußens Feldzug 1866 vom militär. Standpunkte (Berl. 1866); die von der topogr. Abteilung des preuß. Generalstabes bearbeiteten Pläne der Schlacht- und Gefechtsfelder von 1866; Verdy du Vernois, Die Teilnahme der Zweiten Armee am Feldzuge von 1866 (anonym, Berl. 1866); Knorr, Der Feldzug des J. 1866 in West- und Süddeutschland (Hamb. 1867); Der Bundesfeldzug in Bayern (1. bis 3. Aufl., Wenigen-Jena 1867); Fontane, Der deutsche Krieg (2 Bde., 2. Aufl., Berl. 1871); Trinius, Geschichte des Krieges gegen Österreich und des Mainfeldzuges 1866 (ebd. 1886); von der Wengen, Geschichte der Kriegsereignisse zwischen Preußen und Hannover 1866 (Gotha 1886); Kunz, Feldzug der Mainarmee 1866 (Berl. 1890); Kanngießer, Geschichte des Krieges von 1866 (2 Bde., Bas. 1892); Hoenig, Die Entscheidungskämpfe des Mainfeldzuges (2. Aufl., Berl. 1898); von Lettow-Vorbeck, Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland (3 Bde., ebd. 1896—1902); Aus dem Leben Th. von Bernhardis, 7. Tl. (Lpz. 1897); Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland (5. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1901/2).

Deutscher Kriegerbund, s. Kriegervereine.

Deutscher Landwirtschaftsrat, 1872 auf Anregung des Kongresses norddeutscher Landwirte durch Zusammenwirken der größern landwirtschaftlichen Vereinigungen aller deutschen Staaten begründete Vereinigung mit dem Zweck, die landwirtschaftlichen Interessen auf dem Gebiete der wirtschaftlichen und Landeskulturgesetzgebung wahrzunehmen und gegenüber den gesetzgebenden Faktoren des Reichs geltend zu machen. Er besteht aus so vielen Vertretern der landwirtschaftlichen Vereine eines jeden deutschen Staates, als dieser Stimmen im deutschen Bundesrate hat (nur Preußen verfügt über 2 Stimmen mehr); da jedoch Hamburg zur Zeit noch unvertreten ist, aus 74 Mitgliedern, darunter aus Preußen 25, Bayern 9, Sachsen und Württemberg je 5, Baden, Hessen und Reichslande je 3 u. s. w.

Jährlich findet in Berlin eine Generalversammlung statt, während der aus 9 Personen bestehende Ausschuß öfter zusammentritt. Erster Vorsitzender war bis 1874 der frühere preuß. Minister von Patow, von 1874 bis zu seinem 1890 erfolgten Tode von Wedell-Malchow, von 1890 bis 1895 der Landesdirektor Freiherr von Hammerstein in Hannover, von da bis zu seinem Tode 1900 der Landeshauptmann von Roeder in Breslau, seit 1901 Graf Schwerin-Löwitz. Der D. L. hat seinen Sitz in Berlin; er giebt ein jährlich erscheinendes «Archiv» (Berl. 1876 fg.) heraus.

Deutscher Lehrertag, s. Lehrervereine.

Deutscher Michel, s. Michel.

Deutscher Nationalverein, s. Nationalverein.

Deutscher Nautischer Verein, s. Nautischer Verein.

Deutscher Offizierverein, s. Warenhaus für Armee und Marine.

Deutscher Orden, s. Deutsche Ritter.

Deutscher Orden der Harugari, s. Harugari.

Deutscher Ostmarkenverein, s. Verein zur Förderung des Deutschtums in den Ostmarken (Bd. 17).

Deutscher Patriotenbund, s. Bd. 17.

Deutscher Phönix, s. Feuerversicherung.

Deutscher Porter, s. Porter.

Deutscher Privat-Beamten-Verein, 1881 in Magdeburg mit dem Sitz daselbst gegründeter Verein, der deutschen Privatbeamten (Angestellten des Handels, der Industrie, des Schulwesens u. s. w.) gegen Zahlung des Mitgliederbeitrags Versicherungen solcher Art gewährt, wie sie den öffentlichen Beamten gewährt werden. Vorhanden sind Kranken-, Pensions-, Begräbnis- und Witwenkasse. Auch verwaltet der Verein die Kaiser-Wilhelm-Privatbeamten-Waisenstiftung, gewährt seinen Mitgliedern Rechtsschutz, Rechtsrat, Prämienvorschüsse zur Erhaltung von Versicherungsanlagen und Unterstützungen. Er hatte Ende 1898: 15234 Mitglieder, 137 Zweigvereine und 86 Verwaltungsgruppen. Erster Direktor ist Dr. R. Sernau. Das Vermögen beträgt etwa 3 Mill. M.; davon entfallen 286811 M. auf den Verein, 69646 auf die Kaiser-Wilhelms-Waisenstiftung, 1689851 auf die Pensions-, 635167 M. auf die Witwenkasse u. s. w. Dem D. P. haben sich auch verschiedene Berufsvereine (Apotheker, Privatlehrer, die Beamten der deutschen Rübenzuckerindustrie, der Deutsche Bankbeamtenverein, Ingenieure u. s. w.) angeschlossen in Form von Pensionsverbänden unter Begründung von Pensionszuschußkassen für die Angehörigen. Der Verein hat für sich und seine Versorgungskasse Korporationsrechte. Organ des Vereins ist die «Privatbeamten-Zeitung» (seit 1883).

Deutscher Protestantenverein, s. Protestantenverein, Deutscher.

Deutscher Reformverein, s. Großdeutsche Partei.

Deutscher Reichs-Anzeiger und Königlich Preußischer Staats-Anzeiger, in Berlin täglich (mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage) im Verlag der Expedition des D. R. u. K. P. St. erscheinendes amtliches Organ, enthält außer den amtlichen Bekanntmachungen (darunter das «Centralhandelsregister für das Deutsche Reich») auch Beiträge nichtamtlichen Charakters von allen hohen Reichs- und Staatsbehörden, giebt ferner im nichtamtlichen Teil eine Übersicht aller wichtigern polit. Vorgänge im In- und Auslande, eine Börsenbeilage, Mitteilungen über Statistik und Volkswirtschaft, Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft u. s. w. Die Zeitung ressortiert von dem preuß. Staatsministerium, wo ein vortragender Rat als Kurator die Oberaufsicht über das Blatt führt; auch der Redacteur ist Staatsbeamter. Das Blatt wurde 2. Jan. 1819 begründet u. d. T. «Allgemeine Preußische Staats-Zeitung», hieß seit 1. Juli 1843 «Allgemeine Preußische Zeitung», seit 1. Mai 1848 «Allgemeiner Preußischer Staats-Anzeiger», seit 1. Juli 1851 «Königlich Preußischer Staats-Anzeiger» und erhielt 4. Mai 1871 seinen gegenwärtigen Namen.

Deutscher Reichskriegerverband, s. Kriegervereine.

Deutscher Reichstag, s. Deutschland und Deutsches Reich (Staatsrechtliches) und Reichstag.

Deutscher Samariterbund, Deutscher Samariterverein, s. Samaritervereine.

Deutscher Schachbund, s. Schachspiel.

Deutscher Schriftsteller-Verband. Der D. S., gegründet 26. Sept. 1887 in Dresden, bezweckt, die allgemeinen Interessen deutschen Schrifttums und deutscher Schriftsteller, wie im besondern die Berufsangelegenheiten seiner Mitglieder wahrzunehmen und zu fördern, den Mitgliedern Unterstützung in Fällen der Not, bei Erwerbsunfähigkeit und im Alter und Fürsorge für ihre Hinterbliebenen zu gewähren. Er unterhält für seine Zwecke eine Auskunft- und Vermittelungsstelle sowie ein Syndikat. Verbandsorgan ist «Die Literarische Praxis»; Vorsitzender ist Otto von Leixner.

Deutscher Schulverein, s. Schulverein.

Deutscher Seefischereiverein, s. Fischerei.

Deutscher Seminarlehrertag, s. Lehrervereine.

Deutscher Sprachverein. Die Gründung des D. S. ist das Verdienst Herman Riegels (s. d.), der im Aug. 1885 einen «Aufruf zur Gründung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins» erließ. Am 10. Sept. trat der erste Zweigverein zu Dresden ins Leben. Weitere Zweigvereine folgten nach und nach. Die Satzungen des Gesamtvereins wurden Jan. 1886 und nach mehreren Umarbeitungen endgültig 4. Aug. 1901 festgestellt. Danach will der Verein «den echten Geist und das eigentümliche Wesen der deutschen Sprache pflegen, Liebe und Verständnis für die Muttersprache wecken, den Sinn für ihre Reinheit, Richtigkeit, Deutlichkeit und Schönheit beleben, demgemäß ihre Reinigung von u n n ö t i g e n fremden Bestandteilen fördern und auf diese Weise das deutsche Volksbewußtsein kräftigen». Um seinen Zweck zu erreichen, sucht der D. S. auf die sprachlichen Kundgebungen des öffentlichen Lebens, besonders der Presse und der Behörden, einzuwirken, was ihm auch schon vielfach gelungen ist. Seit 1. April 1886 erscheint die «Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins», zunächst unregelmäßig, seit 1888 am 1. jeden Monats. Für die wissenschaftliche Durchforschung der deutschen Sprache erscheinen seit Neujahr 1891 von Zeit zu Zeit wissenschaftliche Beihefte und zu demselben Zwecke hat der Verein von 1906 ab die «Zeitschrift für deutsche Mundarten» (hg. von Zeilig und Lenz) in seinen Verlag genommen. Seit Anfang 1888 hat der D. S. begonnen, Verdeutschungsbücher herauszugeben, die die entbehrlichen Fremdwörter der hauptsächlichsten Zweige des öffentlichen Lebens nebst den deutschen Ersatzwörtern in geordneter Übersicht enthalten. Bisher sind erschienen: «Die Speisekarte», «Der Handel»,

«Das häusliche und gesellschaftliche Leben», «Das Namenbüchlein», «Die Amtssprache», «Das Berg- und Hüttenwesen», «Die Schule», «Die Heilkunde», «Tonkunst, Bühnenwesen und Tanz». Außerdem hat der Verein eine Reihe größerer der Pflege der Muttersprache dienender Schriften erscheinen lassen: «Deutscher Sprache Ehrenkranz», «Die deutschen Pflanzennamen» von Meigen, «Kaufmannsdeutsch» u. a. Soweit die Mittel es gestatten, werden Preisaufgaben ausgeschrieben. Wanderredner halten öffentliche Vorträge, um die Zwecke des Vereins zu fördern. Der Verein hat seinen Sitz in Berlin. Vorsitzender ist seit April 1900 Geh. Oberbaurat Sarrazin in Berlin-Friedenau. Der Verein besteht (1906) aus 284 Zweigvereinen, von denen bei weitem die meisten dem Deutschen Reiche, 24 Österreich-Ungarn, 1 der Schweiz (Lugano), 1 England (London), 1 Italien (Mailand), 1 Rumänien (Bukarest) und 3 den Vereinigten Staaten von Amerika angehören. Die Mitgliederzahl beträgt 1906 25800.

Litteratur. Allgemeiner Deutscher Sprachverein, Stiftung, Einrichtung und Entwicklung des Vereins, Verzeichnis der Mitglieder (Braunschw. 1890); Pietsch, Der Kampf gegen die Fremdwörter (Berl. 1887); Riegel, Ein Hauptstück von unserer Muttersprache (2. Aufl., Braunschw. 1888); ders., Der Allgemeine Deutsche Sprachverein (Heilbronn 1885); Cremer, Der gegenwärtige Stand des Kampfes für die Reinheit der deutschen Sprache (Hannover-Linden 1891); Dunger, Wörterbuch von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter (Lpz. 1882); ders., Das Fremdwörterunwesen in unserer Sprache (Heilbronn 1884); ders., Die Sprachreinigung und ihre Gegner (Dresd. 1887); Sarrazin, Beiträge zur Fremdwortfrage (Berl. 1887); Verdeutschungswörterbücher veröffentlichten Sarrazin (3. Aufl., ebd. 1906), Sanders (Lpz. 1884), Bartholomäus (Bielef. 1894), Demmin (Wiesb. 1895), Bruns (Berl. 1903), Kunow (ebd. 1903) u. a.

Deutscher Techniker-Verband, s. Bd. 17.

Deutscher Tempel, s. Tempelgesellschaft.

Deutscher und Österreichischer Alpenverein, s. Alpenvereine.

Deutsche Rundschau, seit 1874 in Berlin erscheinende Monatsschrift für die unparteiische Vertretung der deutschen Kulturbestrebungen. Verleger ist Elwin Paetel, in Firma Gebrüder Paetel in Berlin, und Herausgeber seit ihrer Begründung Jul. Rodenberg. Sie wird auch in Halbmonatsheften ausgegeben.

Deutscher Verband Kaufmännischer Vereine, s. Kaufmännische Vereine.

Deutscher Verein für öffentliche Gesundheitspflege, s. Bd. 17.

Deutscher Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, s. Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke.

Deutscher Volksverein, s. Antisemitismus.

Deutscher Vortragsverband, s. Kaufmännische Vereine.

Deutscher Zollverein, s. Zollverein.

Deutsches Buchhändlerhaus, s. Börsenverein der Deutschen Buchhändler zu Leipzig.

Deutsche Schiller-Stiftung, eine Stiftung zu Ehren Friedrich Schillers, die sich die Aufgabe stellt, solche hilfsbedürftige Schriftsteller und Schriftstellerinnen (sowie deren Hinterbliebene), «welche für die Nationallitteratur (mit Ausschluß der strengen Fachwissenschaften) verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solche, die sich dichterischer Formen bedient haben», zu unterstützen. Die erste Anregung zu dieser Stiftung gab Julius Hammer im April 1855 in Dresden. Alsbald bildete sich daselbst ein Verein, der am 9. Mai 1855 (dem 50. Jahrestage von Schillers Tode) einen darauf hin gerichteten Aufruf erließ, der allerorten warme Aufnahme fand. In den meisten größern Städten Deutschlands bildeten sich entweder Zweigstiftungen, oder man sammelte für die D. S. Unter den Zweigstiftungen erlangte besonders die zu Weimar durch die Teilnahme des Großherzogs Karl Alexander hervorragende Bedeutung. Die eigentliche Konstituierung der D. S. erfolgte durch die Generalversammlung vom 8. bis 10. Okt. 1859 zu Dresden; als Vorort für die fünf nächsten Jahre wurde Weimar gewählt. 1860 betrug das Gesamtvermögen der Stiftung 70000 Thlr. Einen sehr bedeutenden Zuwachs erhielt es durch die 1859 vom Major Serre auf Maxen ins Leben gerufene und 1. Nov. 1860 zur Verlosung gelangte Nationallotterie («Schiller-Lotterie»), von deren Reinertrage (450000 Thlrn.) zwei Dritteile (300000 Thlr.) der D. S. überwiesen wurden, während ein Dritteil (150000 Thlr.) die Tiedge-Stiftung erhielt. Nach Serre nennt sich seitdem die Dresdener Zweigstiftung: «Serrescher Zweig der Schiller-Stiftung». Vgl. Ziegler, Zur Geschichte der Schiller-Lotterie (8. Aufl., Dresd. 1864).

Die D. S. ist seitdem auf 25 Zweigstiftungen angewachsen: Baden (Mannheim, Karlsruhe, Heidelberg, Baden, Freiburg i. Br., Bruchsal), Berlin, Braunschweig, Bremen, Breslau, Brünn, Danzig, Darmstadt, Dresden, Frankfurt a. M., Graz, Hamburg, Köln, Königsberg, Leipzig, Linz, Lübeck, München, Offenbach, Prag, Saint Louis, Salzburg, Stuttgart, Weimar und Wien. Nach den Satzungen wird von diesen Zweigstiftungen alle 5 Jahre eine zum Vorort erwählt. Vororte waren Weimar (1859—64; 1870—74; 1880—84; 1890—94 und wieder seit 1895), Wien (1865—69), Dresden (1875—79), München (1885—89). Die Leitung der D. S. hat ein auf je 5 Jahre gewählter Verwaltungsrat von sieben Mitgliedern. Das Vermögen der Stiftung, das sich durch Hinzufügung eines Teils der Zinsen sowie durch mannigfache Zuwendungen und Vermächtnisse beständig vermehrt, belief sich nach dem Jahresbericht für 1906 auf rund 2270625 M. und 244681 Fl. österr. Währung nebst 2000 Frs. An Jahresbeiträgen lieferten die Zweigstiftungen an die Centralkasse einschließlich des Restbestandes und der Zinsen 69385 M. Die Summe, welche der Vorort der D. S. 1906 an Spenden verwendete, betrug 54845 M., die der Zweigstiftungen 10089 M. und 12230 Kronen. Nachdem 1869 das Princip der Öffentlichkeit eingeführt worden ist, werden die Namen der Bedachten jährlich in drei Gruppen, lebenslängliche (1906: 13870 M.), transitierende (29900 M.) und einmalige Unterstützungen (11075 M.), veröffentlicht.

Deutsche Schrift, s. Schrift.

Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. Die D. S., gegründet 16. Okt. 1891, aufgelöst durch Liquidation im Aug. 1898, bezweckte die Vertretung der socialen, rechtlichen und wirtschaftlichen Berufsinteressen ihrer Mitglieder. Sitz der D. S. war Berlin; ihr Organ die Halbmonatsschrift «Das Recht der Feder» (im eigenen Verlag). Ende 1897 hatte sie 500 Mitglieder.

Deutsche Schulen im Auslande finden sich fast überall, wo sich Deutsche (Österreicher, Schweizer u. dgl.) in größerer Anzahl niedergelassen haben. Die meisten finden sich in Brasilien (über 700), Argentinien (ungefähr 34), Chile (ungefähr 25); in Australien giebt es nahezu 50 kleine mit Kirchen verbundene Tages- oder Sonntagsschulen. Afrika zählt 24, Asien 20, Europa reichlich 70 solcher Anstalten. Mit höhern Lehrzielen und mit mehr als 300 Schülern befinden sich deutsche Schulen in Bukarest, Konstantinopel, Antwerpen und Kopenhagen, mit 300—150 Schülern in Belgrad, Saloniki, Rotterdam, Mailand, Brüssel, Crajova, Neapel und Sofia. Das Deutsche Reich bewilligt seit 1900 für eine Anzahl dieser Schulen einen jährlichen Zuschuß von 300000 M., ohne ein Aufsichtsrecht in Anspruch zu nehmen. Geringere Zuschüsse geben der Gustav-Adolf-Verein und der Allgemeine Deutsche Schulverein, letzterer ungefähr 5000 M. jährlich. Die Mehrzahl der Schulen, namentlich die mit höhern Lehrzielen, wird von besondern Schulgemeinden, die mehrfach aus Kirchengemeinden hervorgegangen sind, unterhalten, andere gehören vereinigten Schul- und Kirchengemeinden oder nur letztern an, nur wenige sind im Privatbesitz. In weiterm Sinne gehören hierhin auch die zahlreichen deutschen Schulen in Ungarn-Siebenbürgen und in den Vereinigten Staaten von Amerika, die meist von den Ortsgemeinden unterhalten und zum Teil Zuschuß von den betreffenden Staaten erhalten. So waren 1900 in Ungarn gegen 300 deutsche Volksschulen, in Siebenbürgen 253 Volksschulen, 10 höhere Anstalten und 12 Fachschulen, in den Vereinigten Staaten 4946 Lehranstalten verschiedener Art (darunter 93 Universitäten), die von 601172 Schülern besucht wurden. Für die Errichtung deutscher Schulen in den cisleithanischen Kronländern Österreichs mit sprachlich gemischter Bevölkerung, besonders in Böhmen, ist der deutsche Schulverein (s. d.), thätig. In den deutschen Schutzgebieten giebt es für die Kinder europ. Eltern 5 (in Apia, Tsingtau, 3 in Südwestafrika), für die Eingeborenen 7 Regierungsschulen und zahlreiche von Missionaren geleitete Schulen. — Vgl. J. P. Müller, Deutsche Schulen und deutscher Unterricht im Auslande (Lpz. 1901); Handbuch des Deutschtums im Auslande, hg. vom allgemeinen Deutschen Schulverein (Berl. 1904).

Deutsche Schulgesellschaft, s. Schulverein.

Deutsche Schutzgebiete, s. Deutsche Kolonien.

Deutsche Schwertlilie, s. Iris.

Deutsches Eck, s. Koblenz.

Deutsche Seemannsschule, s. Seemannsschule.

Deutsche Seewarte, s. Seewarte.

Deutsches Festungssystem. Aus der histor. Entwicklung des Deutschen Reichs ergiebt sich, daß sein Festungssystem nicht aus einer einheitlichen Idee heraus entstanden ist, sondern sich zusammensetzt aus den Befestigungen verschiedener Staatsteile, welche deren geogr. und polit. Verhältnissen, aber nicht denen des geeinten Deutschen Reichs entsprechend sich entwickelten. Wenn trotzdem im großen und ganzen die Festungen sowohl Süddeutschlands als des Reichslandes nach 1871 fast unverändert beibehalten und nur zeitgemäß ausgebaut wurden, so beweist dieses deren richtige geogr. Lage.

Die allseitig offenen Grenzen Deutschlands — auch die Küsten im Norden müssen als zugänglich erachtet werden — erfordern einen starken Schutz durch Befestigungen, um im Falle einer mehrseitigen Gefährdung der Feldarmee die Freiheit der Operationen zu wahren und das Land auch mit geringen Kräften gegen Invasion schützen zu können. Die hervorragende strategische Wichtigkeit der Eisenbahnen verlangt deren Sperrung durch Festungen, und die hydrographischen Verhältnisse des Landes kommen dem weitern Wunsche entgegen, die Sperrungen an wichtigen Engwegen, an Barrièren anzulegen, welche die Verteidigung auch taktisch besonders begünstigen. Die meisten Festungen sind durch ihre Lage an den großen Flüssen zugleich Sperren und Stützpunkte für deren Verteidigung, dementsprechend auch Brückenköpfe. Der Wert der kleinen Stadtfestungen hat sich nach den Erfahrungen von 1870/71 wesentlich verringert; infolgedessen wurde deren eine ganze Reihe nach dem Feldzuge aufgegeben, während andererseits die wichtigsten der beibehaltenen Plätze den Forderungen des mit den Feuerwaffen wesentlich umgestalteten Festungskrieges entsprechend verstärkt und ausgebaut wurden. Hierbei wurde mehr und mehr der Nachdruck auf die Verteidigungsstellung des Fortgürtels gelegt und die starke Stadtumwallung, den gesteigerten Bedürfnissen der Städte entsprechend, vielfach erweitert und durch leichtere Befestigungen (Sicherheitsumwallung) ersetzt.

In der westl. Zone (Donau, Mosel, Rhein) bilden im Süden Ulm und Ingolstadt an der Donau, im Westen Neu-Breisach, Straßburg, Germersheim, Mainz, Koblenz, Köln und Wesel am Rhein eine Kette zum Teil sehr starker Plätze und Brückenköpfe, während Metz mit Diedenhofen den großen Waffenplatz zwischen Mosel und Rhein sichert und hierin durch die Befestigungen bei Molsheim (Feste Kaiser Wilhelm II.) unterstützt wird. Die rückwärtige Weserlinie (Minden-Erfurt) ist nach 1871 aufgegeben. — In der östl. Zone (Pregel, Weichsel, Warthe) ist Königsberg als eine Art Centralstellung für die vorspringende Provinz Ostpreußen zu betrachten, Feste Boyen als ein vorgeschobener Posten zur Erschwerung des umfassenden Angriffs. Dahinter sichern Thorn, Graudenz und Danzig die Weichsellinie, während weiter südlich Posen an der Warthe, Glogau an der Oder gegen die russ. Grenze sichern. Die noch erhaltenen Befestigungen von Glatz haben nur sehr beschränkten Zweck. — Die centrale Zone (untere Oder, Spree, Havel, Elbe) enthält Magdeburg, Spandau und Küstrin als Stützpunkte der Landesverteidigung, an der Elbe noch die kleine Sperrfeste Königstein.

An der Küste sind die wichtigen Kriegshäfen, Wilhelmshaven und Kiel-Friedrichsort, durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal miteinander verbunden, die Flußmündungen der Weser und Elbe bei Geestemünde und Cuxhaven gesperrt und als Außenposten Helgoland vorgeschoben. An der Küste der Ostsee sichert Swinemünde die Oder-, die Küstenbefestigungen bei Danzig die Weichselmündung, Pillau die Einfahrt ins Frische Haff.

Deutsches Freiwilligen-Automobilkorps, Vereinigung von Automobilbesitzern, die, vom Präsidium des Deutschen Automobilklubs aufgefordert, sich verpflichten, mit ihren Kraftwagen im Krieg Dienst bei dem Heere zu thun. Die Mitglieder müssen deutsche Reichsangehörige und diensttauglich sein. Sie tragen eine besondere Uniform.

Deutsche Shakespeare-Gesellschaft, s. Shakespeare.

Deutsches Heerwesen. I. Landheer. A. Altertum. Das Kriegswesen der Germanen beruhte auf der Wehrpflicht aller Freien (Volksheer); Volk und Heer waren identisch. Im Alter von 14 oder 15 Jahren wurde der Jüngling in der Volksversammlung wehrhaft gemacht. Von der heutigen unterschied sich die frühere Wehrpflicht dadurch, daß sie zugleich ein Recht auf Kriegsdienst war und die Verpflichtung umfaßte, sich selbst auszurüsten und zu unterhalten. Man diente vorwiegend zu Fuß; im Kampfe war man nach Gauen, Hundertschaften und Sippen gegliedert. Hauptwaffe war die Frame (s. d.); zur Zeit der Völkerwanderung kamen daneben Lanzen mit langer, breiter Spitze, sowie Schwerter aus Eisen oder Bronze in Gebrauch, im Norden bediente man sich schon vorher kurzer, messerartiger Schwerter, auch sind in den Gräbern Streithämmer und Keulen gefunden worden. Als Schutzwaffe dienten bunt bemalte, den ganzen Mann deckende Schilde aus Holz oder Flechtwerk, mit Leder überzogen und später mit Metallstreifen besetzt; die nördl. Stämme führten kleine, runde Schilde, bei den östlichen kommen Panzer vor. Helme aus Erz oder Leder besaßen nur einzelne.

Bezeichnend ist die Zusammenstellung von Reiterei und Fußvolk im Vortreffen (neben jedem Reiter ein Fußgänger), wozu aus der jüngsten Mannschaft jedes Gaues je 100 genommen wurden. Das Hauptheer stand meist in keilförmiger Ordnung. Der Angriff erfolgte mit lautem Kriegsruf, das Vorrücken unter Schildgesang; hinter der Schlachtlinie stand die von den Frauen verteidigte Wagenburg. Der König oder ein auf die Dauer des Feldzugs gewählter Herzog führten den Oberbefehl.

B. Mittelalter. In der Zeit der Merowinger bestanden die Heere noch zum größten Teil aus Fußvolk, teils aus Schwerbewaffneten mit Schwertern, zweischneidigen Streitäxten, Schilden, Helmen und Harnischen, teils aus Leichtbewaffneten mit Bogen und leichten Wurfspießen. In der Zeit der Karolinger trat das Fußvolk zurück; die Kämpfe mit den Arabern zeigten, daß eine beweglichere Truppe, Reiterei, erforderlich sei. Sie wurde dadurch aufgebracht, daß man gegen Hingabe von Land zu Lehen die Großen verpflichtete, Reiter (Ritter) zu stellen. Der Kriegsdienst wurde somit berufsmäßig und entgeltlich (Rittertum). Die Umbildung war im J. 755 vollzogen, denn in diesem Jahre wurde bei den Franken das März- in ein Maifeld umgewandelt, d. h. die jährliche Truppenschau wegen des für die Pferde erforderlichen Grasbestandes vom März in den Mai verlegt. Nur bei den Sachsen überwog noch das Fußvolk. Auch sonst wurde übrigens die allgemeine Dienstpflicht nirgends ausdrücklich aufgehoben, doch bediente man sich des Aufgebotes nur noch ausnahmsweise für die Landesverteidigung, niemals zu Angriffskriegen. Die von König Heinrich I. zur Abwehr gegen die Slawen geschaffene Volksreiterei erhielt sich in Sachsen bis in das 11. Jahrh., wo das Aufgebot zu Roß dienender Bauern noch mehrfach vorkam, und in Holstein kämpften noch im 12. Jahrh. Bauern mit Ritterwaffen zu Roß. Seitdem treten berufsmäßige, nicht dem Ritterstande angehörende, um Geld geworbene Söldner auf, sich mehrend, als mit der Erfindung des Feuerrohrs der Schwerpunkt der bewaffneten Macht wieder auf das Fußvolk (Landsknechte) überging. Zur Reichsheerfahrt waren nunmehr nur die vom Reiche unmittelbar Lehen Empfangenden verpflichtet, also die Fürsten und freien Herren, die als Lehnsbesitzer auch noch bestimmte Kontingente (Schilde) zu stellen hatten, und Reichsdienstleute.

Bis um 1050 war der König unbeschränkt im Aufgebote der Heerfahrt; Ungehorsam gegen das Aufgebot konnte den Verlust des Reichslehns herbeiführen. Seit Heinrich IV. durfte die Heerfahrt nur mit Zustimmung der auf einem Reichstage versammelten Fürsten angesagt werden; lehnten diese den Antrag ab, so standen dem Könige nur die unmittelbar belehnten Vasallen und Ministerialen zu Gebote, deren Streitmacht für größere Unternehmungen unzulänglich war. Zwischen Ansage und Antritt der Heerfahrt blieb eine angemessene Frist, für Romfahrten 1 Jahr 6 Wochen und 3 Tage, für andere Heerfahrten gewöhnlich 40 Tage, häufig jedoch weniger. Die Ebene bei Augsburg war der gewöhnliche Sammelplatz für Romfahrten, und vor dem Beginne des Feldzugs fand eine Musterung des Heers statt, bei Romfahrten unter besonders feierlichen Formen in der Regel auf der Ebene von Roncaglia. Bei Romfahrten waren die Fürsten verpflichtet, mit ihren Truppen bis zur Kaiserkrönung im Felde zu bleiben, bei Heerfahrten «binnen deutscher Zunge» 6 Wochen auf eigene Kosten; unter mächtigen Königen dauerte die Heerfahrt jedoch bis zur Entlassung des Heers.

Die deutsche Reiterei des Mittelalters war schwere Reiterei; sie war mit Schwert, Lanze, Wurfspeer und Schild bewaffnet. Daneben trug man vom 10. Jahrh. ab Arm- und Beinschienen, Handschuhe und Dolche, vom 11. Jahrh. an Helm und Harnisch; von Beginn des 13. Jahrh. ab waren auch die Streitrosse gepanzert. Neben den geharnischten Rittern und deren Mannen gab es leichte, mit Pfeil und Bogen bewaffnete Reiter. Die Ritter führten mehrere Schlachtrosse mit und ritten auf dem Marsche Klepper; ein großer Troß folgte dem Heere. Das Heer stellte sich in mehrern Treffen zur Schlacht, seit dem 11. Jahrh. standen die Schwaben im «Vorstritt» (1. Treffen), weshalb Württemberg später die Reichssturmfahne führte. Die Fürsten führten ihre Banner und befehligten persönlich oder durch Stellvertreter ihre Mannschaft, das Banner des Königs wurde von einem Fürsten getragen. Das Scheitern der Romfahrt Ruprechts von der Pfalz 1401, die Einführung von Feuerwaffen, der Verfall des Rittertums und die Not der Hussiten- und Türkenkriege zwangen im Laufe des 15. Jahrh. zu Änderungen, die aber erst unter Kaiser Karl V. auf dem Reichstage von 1521 zum Abschluß gelangt und dann drei Jahrhunderte hindurch maßgebend geblieben sind.

C. Neuere Zeit bis 1816. Seit dem Reichstage zu Worms, 1521, bestand die persönliche Dienstpflicht nur noch für die Reichsritter, doch zahlten dieselben dem Kaiser an Stelle der Leistung, die niemals mehr beansprucht wurde, Geld (Charitativsubsidien). Dagegen waren die Reichsstände verpflichtet, bestimmte Kontingente im Falle eines Reichskrieges zu stellen, deren Aufbringung ihrem Ermessen überlassen blieb. Ihre Größe bestimmte sich nach den Reichsmatrikeln. Lange Zeit galt die Wormser von 1521. Die Erklärung eines Reichskrieges bedurfte seit dem Westfälischen Frieden der Zustimmung des Reichstags; daneben wurde durch dieses Reichsgrundgesetz jeder Reichsstand zu selbständiger Kriegführung berechtigt. Das Simplum des zum Reichsheere zu stellenden Kontingents betrug seit 1521 für Österreich und Burgund 240 Reiter und 1200 Mann Fußvolk, für Böhmen 400 Reiter und 600 Mann, für die übrigen Kurfürsten je 60 Reiter

und 277 Mann; fast ebenso hoch für Lothringen, Bayern, Hessen, Württemberg, Holstein, Lüttich, Utrecht, Würzburg, sowie für die Städte Ulm, Nürnberg, Frankfurt a. M., Straßburg i. E., Köln und Lübeck bemessen, und die kleinern Stände hatten einen Reiter und wenige Mann Fußvolk zu stellen. Nach Maßgabe des Bedarfs wurde durch Reichsbeschluß das Duplum, Triplum u. s. w. des Kontingents bewilligt. Der Reiter empfing 12, der Fußsoldat 4 Gulden monatlich; die Gesamtsumme der hiernach von jedem Stande zu zahlenden Löhnung hieß ursprünglich allein Römermonat (s. d.).

Im J. 1681 wurde eine neue Reichsmatrikel aufgestellt, die die Lasten etwas gerechter auf die einzelnen Stände verteilte. Man bestimmte das Simplum der Reichsarmee auf 40000 Mann (12000 Reiter und 28000 Mann Fußvolk) und verteilte dasselbe auf die 10 Reichskreise, denen die weitere Verteilung auf die einzelnen Stände überlassen blieb. Die Kreise hatten auch die leichte Feldartillerie aufzubringen und gemeinsam das schwere Geschütz nebst Pontontrain, sowie die erforderlichen Ingenieure und Pioniere zu stellen. Ein stehendes Heer besaß das Reich nicht, wohl aber unterhielten die größern Reichsstände seit dem Westfälischen Frieden stehende Truppen und seit 1700 auch der südwestl. Reichskreis Kreistruppen.

Trat das Reichsheer zusammen, so wurde es für Kaiser und Reich vereidigt, erhielt Kriegsgesetze (Artikelbrief, s. Kriegsartikel) und trat unter Befehl der Reichsgeneralität. Die Truppen jedes Kreises standen unter dem Kreisobersten, meist einem im Kreise angesessenen Fürsten, seit dem Westfälischen Frieden unter den vom Reichstage bestellten Generalfeldmarschällen und Generalen. Die Offiziere der Truppen ernannte der Kontingentsherr. Seit 1727 waren die Stellen der Reichsgenerale auch im Frieden besetzt und zwar in den einzelnen Rangstufen zu gleichen Teilen mit Protestanten und Katholiken, doch erhielten deren Inhaber im Frieden keinen Sold. Ein Reichskriegsrat trat bis 1750 einigemal, später jedoch nicht mehr in Thätigkeit, und jeder Stand trug die Kosten für das von ihm gestellte Kontingent, das Reich nur die Kosten des Oberbefehls und der Hauptleitung (höhere Stäbe, Nachrichtenwesen u. s. w.), zu deren Bestreitung eine Anzahl Römermonate bewilligt wurde. Die Gelder wurden kreisweise in sog. Legestädten gesammelt und an die Reichspfennigmeister abgeführt; später führte die Kämmerei der Stadt Regensburg die Verwaltung der Reichsoperations-, d. h. Kriegskasse und zahlte an die Reichsgenerale oder auf deren Anweisung.

Diese so gesetzlich geordnete Heeresverfassung kam in Wirklichkeit nie vollständig zur Durchführung. In Österreich und Burgund blieb die Kreisverfassung unausgeführt, in Niedersachsen ging 1677 der Kreistag ein, und größere Reichsstände stellten ihre Truppen lieber als selbständige Korps ins Feld als zu den Kreiskontingenten. Die Kontingente der kleinern Stände waren militärisch völlig wertlos; das Fuggersche Reiterregiment des schwäb. Kreises bestand 1732 aus 58 Kontingenten, deren stärkstes (von Augsburg) 48 Mann zählte, während 17 Stände nur je einen Reiter dazu stellten. Die Offiziere hatten keine Aussicht auf Beförderung; denn in einer Compagnie schwäb. Kreistruppen ernannte z. B. die Stadt Gmünd den Hauptmann, Rottweil den ersten, die Äbtissin von Rotenmünster den zweiten Leutnant und der Abt von Gengenbach den Fähnrich. Ein ungeheurer Troß (jedes Kontingent hatte sich selbständig zu verpflegen) verhinderte schnelle Bewegungen; auch war keine Fürsorge für Krankenpflege getroffen. Bekleidung und Bewaffnung waren sogar innerhalb der Regimenter ungleichartig; Mannszucht fehlte diesen Truppen gänzlich. So kam es, daß die Reichsarmee im 18. Jahrh. das Gespött Europas war, während die Truppen Preußens, Sachsens und Hannovers damals auf vielen Schlachtfeldern die alte deutsche Kriegstüchtigkeit bewährten.

Litteratur. Weiland, Deutsche Reichsheerfahrt von Heinrich V. bis Heinrich VI. (in den «Forschungen zur deutschen Geschichte», Bd. 7, Gött. 1867); M. Jähns, Zur Geschichte der Kriegsverfassung des Deutschen Reichs (in den «Preuß. Jahrbüchern», Jahrg. 39 u. 40, Berl. 1877 u. 1878); Köhler, Entwicklung des Kriegswesens in der Ritterzeit (3 Bde., Lpz. 1886—93); Paul, Grundriß der german. Philologie (2. Aufl., Straßb. 1896 fg.); Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte, Bd. 2 (Lpz. 1892); Schröder, Deutsche Rechtsgeschichte (3. Aufl., ebd. 1898); Lünig, Corpus juris militaris des Heiligen Römischen Reichs (ebd. 1723); von Peucker, Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten (Abteil. 1, 2 und 3, Tl. 1, Berl. 1860—64). — Neuere Litteratur s. S. 1036.

D. Die Zeit des Deutschen Bundes (1816—66). In den Bundesgrundgesetzen selbst war über die Militärverfassung des Bundes nichts bestimmt. Dies geschah erst nach mehrjähriger Vorberatung durch Plenarbeschlüsse der Bundesversammlung vom 9. April 1821 und durch Ausführungsbeschlüsse des engern Rats hierzu vom 12. April 1821 und 11. Juli 1822, die teilweise durch Beschluß vom 4. Jan. 1855 geändert wurden. Der Bundesversammlung stand die Leitung auch der militär. Bundesangelegenheiten zu; eine aus sieben stimmführenden höhern Offizieren zusammengesetzte Militärkommission war ihr unterstellt für die Beratung rein militär. und technischer Angelegenheiten. Der Vertreter Österreichs war Vorsitzender dieser Kommission, in der nur Preußen und Bayern noch einen ständigen Vertreter hatten. Die vier übrigen stimmführenden Mitglieder wurden mit je einjährigem Wechsel gestellt von Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt — Sachsen, Kurhessen, Holland — Hannover, Mecklenburg, Dänemark und den übrigen Bundesstaaten. Die nicht stimmführenden Staaten konnten ihre Vertreter an den Sitzungen der Militärkommission teilnehmen lassen. Die für die Bundesfestungen und das Bundesheer aufzubringenden Gelder wurden nach Maßgabe der auf der Bevölkerungszahl aufgebauten Bundesmatrikeln (von 1818, 1842 und 1860) auf die einzelnen Bundesstaaten verteilt.

Das Bundesheer beruhte auf den Kontingenten der Einzelstaaten. Ein Oberfeldherr sollte nur für den Fall und die Dauer eines Krieges aufgestellt und vom engern Rate gewählt werden; derselbe war der Bundesversammlung verantwortlich. Die bereite streitbare Mannschaft der Kontingente sollte ursprünglich (Matrikel vom 20. Aug. 1818) 1 Proz. der Bevölkerung betragen, der Ersatz 1/6 Proz. derselben. Schließlich stiegen die Quoten auf 1 1/3 und 1/3 Proz. (Bundesbeschluß vom 27. April 1861), so daß das Bundesheer mit den Ersatztruppen 1 2/3 Proz. der Staatenbevölkerung umfaßte. Die Reiterei sollte ein Siebentel des Kontingents ausmachen, die Pioniere 1 Proz. desselben und auf je 1000 Mann zwei

Geschütze vorhanden sein; ein Zwanzigstel der Fußtruppen sollten Scharfschützen sein. Für die Bildung eines Belagerungstrains nebst Mineur- und Sappeurtruppen waren besondere Bestimmungen erlassen, ebenso über die Einteilung des Heers, die Gliederung der Truppenkörper, die Bereithaltung der Truppen im Frieden, die Mobilmachung, das Rangverhältnis der Befehlshaber verschiedener Kontingente, die Rechte und Pflichten des Bundesfeldherrn und der Armeekorpscommandeure, die Zusammensetzung des Hauptquartiers, die Verpflegung und die Gerichtsbarkeit. Das Heer bestand aus 10 Armeekorps, von denen Österreich und Preußen je drei, Bayern eins zu stellen hatten. Die Kontingente von Württemberg, Baden, Hessen bildeten das 8., die von Sachsen, Kurhessen, Nassau, Luxemburg, Limburg das 9., und die Kontingente von Hannover, Holstein-Lauenburg, Braunschweig, Mecklenburg, Oldenburg, Lübeck, Bremen, Hamburg das 10. Armeekorps, die übrigen vorher an der Armeekorpsbildung beteiligten kleinen Staaten bildeten seit 1830 eine Reserveinfanteriedivision, die dazu bestimmt war, die Kriegsbesatzung der Bundesfestungen zu verstärken. Diese bestand aus den Kontingenten der thüring., anhalt., hohenzoll., reuß., lippischen Staaten, sowie Waldecks, Hessen-Homburgs, Liechtensteins und der Stadt Frankfurt a. M.; diese Kontingente bestanden lediglich aus Infanterie; Nassau und Mecklenburg-Strelitz wurden von der Stellung von Reiterei entbunden, stellten dagegen mehr Artillerie; Luxemburg und Hamburg stellten keine Artillerie, aber mehr Reiterei. Eine Inspektion der Kontingente durch den Bund sollte alle fünf Jahre stattfinden. 1840 wurde angeordnet, daß diejenigen Kontingente, welche kein vollständiges Bataillon aufstellten, zu kombinierten Bataillonen zusammengestellt werden sollten, während bisher eine derartige Vereinigung der Kontingente verschiedener Staaten unzulässig gewesen war. 1846 wurden allgemeine Vorschriften für Musterungen der Bundestruppen erlassen; solche wurden sodann in Zeiträumen von 5 bis 7 Jahren angeordnet. Zur Zeit des Krimkrieges wurde das Hauptkontingent auf 1½ Proz., die Zahl der für 1000 Mann bereit zu haltenden Geschütze auf 2½ erhöht sowie die ständige Bereithaltung des Reservekontingents verfügt.

Von dem bereits erwähnten Bundesbeschluß vom 27. April 1861 an, durch welchen die 1839 erfolgte Trennung des eigentlichen Kontingents in ein Haupt- und in ein erst beim Ausrücken des erstern aufzustellendes Reservekontingent beseitigt und das Ersatzkontingent verdoppelt wurde, betrug die Stärke des Heers 553028 Mann, davon 452474 Mann Haupt-, 100554 Ersatzkontingent, nebst 1134 Feldgeschützen. Die Verteilung nach Waffengattungen zeigt folgende, auf der Matrikel von 1860 beruhende Tabelle:

Waffengattung	Gesamtstärke	Haupt-	Ersatz-
		Kontingent	
Scharfschützen . .	28 438	23 268	5 170
Infanterie	398 197	325 797	72 400
Reiterei	69 218	56 630	12 588
Feldartillerie. . .	50 254	41 118	9 136
Pioniere	6 921	5 661	1 260

Die Stärke der von den einzelnen Bundesstaaten zu stellenden Kontingente giebt folgende Tabelle an:

Armeekorps	Staat	Gesamtstärke	Haupt-	Ersatz-
			Kontingent	
1.—3.	Österreich	173 841	142 233	31 608
4.—6.	Preußen	147 170	120 412	26 758
7.	Bayern	65 268	53 400	11 868
	Württemberg	25 585	20 933	4 652
8.	Baden	18 334	15 000	3 334
	Großherzogtum Hessen . . .	11 357	9 293	2 064
	Sachsen	22 000	18 000	4 000
	Kurhessen	10 413	8 519	1 894
9.	Nassau	6 720	5 498	1 222
	Limburg	1 064	870	194
	Luxemburg	1 913	1 565	348
	Hannover	23 933	19 581	4 352
	Braunschweig	3 842	3 144	698
	Holstein-Lauenburg	6 600	5 400	1 200
	Mecklenburg-Schwerin . . .	6 564	5 370	1 194
10.	Mecklenburg-Strelitz . . .	1 317	1 077	240
	Oldenburg	4 114	3 366	748
	Lübeck	747	611	136
	Bremen	823	673	150
	Hamburg	2 379	1 947	432
	Sachsen-Altenburg	1 802	1 474	328
	Sachsen-Coburg-Gotha . .	2 046	1 674	372
	Sachsen-Meiningen	2 110	1 726	384
	Sachsen-Weimar	3 685	3 015	670
	Anhalt-Dessau	1 564	1 280	284
	Anhalt-Bernburg	677	555	122
Reservedivision	Hessen-Homburg	366	300	66
	Waldeck	953	779	174
	Lippe	1 297	1 061	236
	Schaumburg-Lippe	385	315	70
	Schwarzburg-Sondershausen	826	676	150
	Schwarzburg-Rudolstadt . .	989	809	180
	Liechtenstein	100	82	18
	Reuß	1 365	1 117	248
	Frankfurt	879	719	160

Über die Festungen des Bundes s. Deutsche Bundesfestungen.

Über die Küstenverteidigung waren trotz wiederholter Anregung von preuß. Seite gemeinsame Bestimmungen nicht getroffen; die Bundesküste war schutzlos, soweit nicht Österreich und Preußen auf ihrem Gebiete Verteidigungseinrichtungen getroffen hatten; nicht einmal die Mündungen der Elbe und Weser waren durch Befestigungen gesichert.

E. Seit Begründung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reichs. Die am 1. Juli 1867 in Kraft getretene Verfassung des Norddeutschen Bundes stellte das gesamte Militär- und Marinewesen unter die Bundesgesetzgebung und unter den Oberbefehl des Königs von Preußen im Frieden wie im Kriege, ferner gab sie dem Bundespräsidium (der Krone Preußen) allein das Recht, Krieg zu erklären und Frieden oder Bündnisse zu schließen. Solche Bündnisse waren mit Bayern, Württemberg und Baden gelegentlich der Friedensverhandlungen bereits zum Abschlusse gelangt (22., 13. und 17. Aug. 1866), wurden jedoch zunächst geheim gehalten. Dieselben verpflichteten ebenso, wie der am 11. April 1867 mit Hessen geschlossene, die genannten Staaten, für den Fall eines Krieges zum Zwecke allseitiger Wahrung der Integrität ihrer Gebiete ihre gesamten Streitkräfte dem Oberbefehle des Königs von Preußen zu unterstellen. Endlich erhielt Preußen ein Veto gegen Abänderung aller bestehenden militär. Einrichtungen, wodurch es z. B. heute noch jeder Herabsetzung der einmal bewilligten Stärken und Mittel entgegenzutreten vermag (Reichsverfassung Art. 5). Besondere Militärkonventionen führten eine noch weiter gehende Einheitlichkeit des Heerwesens herbei.

Das Heer des Norddeutschen Bundes bestand im Frieden aus 118 Infanterieregimentern zu 3 (4 großherzoglich hessische zu 2) Bataillonen, 18 Jägerbataillonen, 76 Kavallerieregimentern zu

5 Schwadronen, 13 Regimentern und 1 (hess.) Abteilung Feldartillerie, 9 Regimentern Festungsartillerie, 13 Bataillonen und 1 (hess.) Compagnie Pioniere, 13 Bataillonen und 1 (hess.) Abteilung Train, sowie 216 Landwehrbezirkskommandos, im ganzen 350 Bataillonen Infanterie, 18 Bataillonen Jäger, 380 Schwadronen Kavallerie, 163 fahrenden und 39 reitenden Batterien Feldartillerie, 88 Compagnien Festungsartillerie, 52 Compagnien Pioniere und 27 Traincompagnien. Die Infanterie war mit dem Zündnadelgewehr, die Feldartillerie mit gezogenen Hinterladungsgeschützen ausgerüstet.

Das Heer gliederte sich in das Gardekorps, 12 Armeekorps und 1 (Großherzoglich Hess.) Division; jedes Armeekorps bestand aus 2 Divisionen zu 2 Infanterie- und 1 Kavalleriebrigade, doch war die Kavallerie des Gardekorps und 12. (Königl. Sächs.) Armeekorps zu je einer Kavalleriedivision vereinigt. Die Friedensstärke betrug 302633 Mann (299704 Streitbare), 73312 Dienstpferde und 808 Geschütze; die Kriegsstärke an Feldtruppen 12777 Offiziere, 543058 Mann, 155896 Pferde, 1212 Geschütze, an Besatzungstruppen 6376 Offiziere, 198678 Mann, 15698 Pferde und 234 Geschütze, an Ersatztruppen 3280 Offiziere, 182940 Mann, 22545 Pferde und 234 Geschütze.

Die Grundbestimmungen über das Kriegswesen des Norddeutschen Bundes (Art. 57—68 der Verfassung) gingen in die Verfassung des Deutschen Reichs vom 16. April 1871 über (s. Deutschland und Deutsches Reich, Staatsrechtliches) und wurden durch die Gesetze vom 2. Mai 1874, 12. Febr. 1875, 6. Mai 1880, 11. Febr. 1888, 27. Jan. 1890, 26. Mai und 3. Aug. 1893, 28. Juni 1896, 3. März und 2. Mai 1899 weiter entwickelt. Alle gesetzlichen Bestimmungen über Wehrpflicht und Ersatzwesen wurden in die unterdessen mehrfach, zuletzt 1895, geänderte, sich als Dienstvorschrift darstellende Deutsche Wehrordnung und Heerordnung vom 22. Nov. 1888 aufgenommen. Nach der Reichsverfassung Art. 57 ist jeder wehrfähige Deutsche wehrpflichtig, und zwar persönlich, eine Stellvertretung also nicht gestattet. Die Dienstpflicht (s. d.) beginnt in der Regel mit dem vollendeten 20. Jahre und dauert von der Einstellung an 2 (bei Kavallerie, reitender Artillerie 3) Jahre bei der Fahne, 5 (4) Jahre bei der Reserve (s. d.), 5 (3) Jahre bei der Landwehr (s. d.) ersten und bis zum 31. März des Kalenderjahres, in welchem das 39. Lebensjahr vollendet wird, bei der Landwehr zweiten Aufgebots. Dann erfolgt der Übertritt zum Landsturm (s. d.), zu dem außerdem alle Wehrpflichtigen vom 17. bis zum vollendeten 45. Jahre gehören, die weder dem Heer noch der Marine angehören. Mannschaften, die nach einer zweijährigen aktiven Dienstzeit entlassen worden sind, kann im ersten Jahre nach ihrer Entlassung die Erlaubnis zur Auswanderung auch in der Zeit, wo sie zum aktiven Dienst nicht einberufen sind, verweigert werden. Einjährig-Freiwillige (s. d.) verbleiben nach Beendigung der aktiven Dienstzeit 6 Jahre in der Reserve. Jeder Reservist ist zu zwei Übungen von je nicht mehr als 8 Wochen, jeder Landwehrmann ersten Aufgebots zu zwei Übungen von je nicht mehr als 14 Tagen verpflichtet.

Mitglieder der regierenden und der standesherrlichen Häuser und die vor dem 11. Aug. 1890 auf der Insel Helgoland geborenen männlichen Personen sind gänzlich von der Wehrpflicht befreit. Von der Wehrpflicht als einer Ehrenpflicht ausgeschlossen sind die mit entehrenden Strafen, z. B. Zuchthausstrafe, belegten Personen.

Nach einem auf Grund einer Kabinettsorder vom 27. Jan. und einer Reichstagsresolution vom 8. März 1895 im Sommer 1895 ergangenen Erlasse des preuß. Kriegsministers konnten die Volksschullehrer bis 1900 entweder 10 Wochen oder ein Jahr bei den Fahnen dienen; im letztern Falle erreichten sie die Möglichkeit, Reserveunteroffiziere zu werden. Seit 1900 müssen sämtliche taugliche Lehrer ein Jahr aktiv dienen, und zwar können sie dies ohne weitere Prüfung als Einjährig-Freiwillige ohne Schnüre, wenn das Seminarabgangszeugnis ihre wissenschaftliche Qualifikation nachweist. In diesem Falle haben sie den Vorzug, daß sie von der übrigen Mannschaft möglichst getrennt untergebracht und ausgebildet werden mit dem Ziel der Verwendung als Reserveunteroffiziere. Wollen sie sich selbst kleiden, unterbringen und verpflegen, so werden sie als Einjährig-Freiwillige mit Schnüren und den sonstigen günstigen und lästigen Privilegien derselben (Wahl des Truppenteils und der Garnison u. s. w.) eingestellt. Röm.-kath. Theologie Studierende werden nach Reichsgesetz vom 8. Febr. 1890 bis zum 1. April des 7. Militärjahres zurückgestellt. Nach dem Gesetz vom 7. Juli 1896 können die in den Schutzgebieten wohnhaften Reichsangehörigen ihrer aktiven Dienstpflicht auch bei der Schutztruppe genügen.

Nach dem Reichsgesetz vom 10. Mai 1892 erhalten die Familien der aus der Reserve, Landwehr oder Seewehr zu Friedensübungen einberufenen Mannschaften auf Verlangen Unterstützungen. Das Gleiche gilt bezüglich der Familien der aus der Ersatzreserve für die zweite oder dritte Übung einberufenen Mannschaften. Ausgeschlossen sind solche Reichs-, Staats- oder Kommunalbeamte, die während einer Einziehung ihr persönliches Diensteinkommen weiter beziehen. Der Anspruch auf Unterstützung wird bei der betreffenden Gemeindebehörde angebracht und erlischt, wenn vier Wochen nach Beendigung der Übungen ohne Geltendmachung verstrichen sind. Die täglichen Unterstützungen sollen betragen für die Ehefrau 30 Proz. des ortsüblichen Tagelohns erwachsener männlicher Arbeiter am Aufenthalt des Einberufenen, und für jede der sonst unterstützungsberechtigten Personen 10 Proz. dieses Tagelohns, doch darf der Gesamtbetrag 60 Proz. nicht übersteigen; die Unterstützungsbeträge sind von einer Pfändung ausgeschlossen.

Über militär. Freizügigkeit s. Freizügigkeit.

Die alljährliche Ergänzung des stehenden Heers geschieht durch Ersatzkommissionen (s. d.). Das Offizierkorps des stehenden Heers ergänzt sich aus den Kadettenanstalten und durch Aspiranten, die ihre wissenschaftliche Befähigung dargelegt haben (s. Fahnenjunker), das des Beurlaubtenstandes hauptsächlich aus Einjährig-Freiwilligen und andern Militärpersonen, die mit der Berechtigung zum Reserveoffizier (s. Reserveoffiziere) aus dem aktiven Dienst geschieden sind (s. Offizieraspiranten).

Die Friedenspräsenzstärke (s. Friedenspräsenz) wird durch Reichsgesetz festgestellt. Kommt ein solches nicht zu stande, so sind dem Kaiser pro Kopf der bisherigen Stärke 225 Thlr. zu bewilligen (Reichsverfassung Art. 62). Die Friedenspräsenzstärke betrug bis 31. Dez. 1874: 401659 Mann (1 Proz. der Bevölkerung von 1867, Reichsverfassung Art. 60 für 1871 und Reichsgesetz vom 9. Dez.

1871 für 1872—74 [Triennat]). Diese Ziffer wurde zwar durch Gesetz vom 2. Mai 1874 für die Zeit vom 1. Jan. 1875 bis zum 31. Dez. 1881 (Septennat, s. d.) beibehalten, aber die Friedenspräsenz war insofern erhöht, als die Einjährig-Freiwilligen nicht mehr in die 401659 Mann eingerechnet wurden, wohl aber noch die Unteroffiziere.

Schon vor Ablauf des Septennats (1. April 1881) wurde kraft Novelle zum Reichsmilitärgesetz vom 6. Mai 1880 die Friedenspräsenzstärke bis zum 31. März 1888 (2. Septennat) auf 427274 Mann erhöht und das stehende Heer um 34 Bataillone Infanterie (11 Regimenter und 1 Bataillon), 40 fahrende Batterien Feldartillerie, 1 Regiment Fußartillerie (2 Bataillone) und 1 Pionierbataillon vermehrt, jedoch keine höhern Stäbe errichtet; sämtliche Infanterieregimenter besaßen nunmehr 3 Bataillone.

Die andauernde Vermehrung des franz. und russ. Heers zwang die Reichsregierung wieder vor Ablauf des Septennats, im Nov. 1886, dazu, dem Reichstage eine erneute Vermehrung für 7 Jahre (1. April 1887 bis 31. März 1894) vorzuschlagen, und zwar um 41135 Mann (auf 1 Proz. der Bevölkerung auf Grund der Volkszählung vom 1. Dez. 1885 = 468409 Mann). Aus Sparsamkeitsrücksichten wurden schon damals altbewährte Organisationsgrundsätze aufgegeben, indem man vierte Bataillone (zu 4 Compagnien jedoch) errichtete, um die neuen Regimentsstäbe zu ersparen. Mittels Reichstagsauflösung (s. Deutschland und Deutsches Reich, Geschichte) wurde die unveränderte Annahme der Vorlage erreicht (Gesetz vom 11. März 1887). Infolgedessen wurden neu gebildet: 5 Infanterieregimenter (4 preußische und 1 sächsisches), 15 vierte Bataillone, 1 sächs. Jägerbataillon, 24 Batterien Feldartillerie, 8 Eisenbahncompagnien, 1 Pioniercompagnie, 1 Luftschifferabteilung und eine Anzahl von neuen Stäben. Beim 12. und 15. Armeekorps wurde je eine dritte Division errichtet, die Kavalleriedivision des 12. Armeekorps fiel weg. Die Fußartillerie erhielt eine besondere Generalinspektion und wurde damit von der Feldartillerie völlig getrennt.

Mit dem 1. April 1890 traten auf der Grundlage des Gesetzes vom 27. Jan. 1890 wichtige Formationsveränderungen ein. Die Truppen wurden in 20 Armeekorps (Gardekorps, Armeekorps Nr. 1—17 und zwei bayr. Armeekorps) und das Gebiet in 19 Armeekorpsbezirke zerlegt. Das Gesetz vom 15. Juli 1890 brachte eine neue Erhöhung auf 486983 Mann (einschließlich 66952 Unteroffiziere) bis zum 31. März 1894. Nach den Ergebnissen der wirklichen Aushebungsziffern der letzten Jahrzehnte hatte sich herausgestellt, daß die Zahl der Ausgehobenen in keinem richtigen Verhältnis zu der natürlichen Zunahme der Bevölkerung stand. Das Gesetz, betreffend die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heers, vom 3. Aug. 1893 zog hieraus die nötigen Folgerungen, indem die Friedenspräsenzstärke nunmehr auf 479229 Mann (ausschließlich 77864 Unteroffiziere, deren Zahl jährlich im Etat festgestellt wird) festgesetzt wurde, auf welche Stärke die Einjährig-Freiwilligen nicht in Anrechnung kamen. Bis 31. März 1899 wurde diese Friedenspräsenzstärke nur für die Jahresdurchschnittsziffer erklärt, während sie bisher die unüberschreitbare Maximalziffer des Präsenzstandes war; der Militärverwaltung sollte dadurch die Möglichkeit gegeben werden, die im Laufe der Ausbildungsperiode eintretenden Abgänge an Mannschaften durch höhere Einstellungen am Anfang auszugleichen. Bis zum gleichen Zeitpunkt wurde, wie oben erwähnt, die aktive Dienstpflicht auf 2 Jahre herabgesetzt und, um den dadurch erforderlichen höhern jährlichen Rekrutenbedarf zu decken, auf Leute, die bisher der Ersatzreserve überwiesen wurden, zurückgegriffen, wie auch das Militärmaß (s. d.) für Infanterie auf 154 cm herabgemindert. Durch Gesetz vom 26. Mai 1893 wurde für die Ersatzverteilung nicht mehr, wie bisher, die Bevölkerungszahl der letzten Volkszählung, sondern die thatsächlich vorhandene Anzahl diensttauglicher Militärpflichtiger als Maßstab genommen. Gleichzeitig wurden bei der Infanterie 173 Halbbataillone (zu 2 Compagnien) neu gebildet, so daß nun sämtliche Infanterieregimenter 4 Bataillone (mit 14 Compagnien) hatten, ferner teils die Kopfstärken einzelner Truppenteile erhöht (niedriger, mittlerer und hoher Etat, s. unten), teils die Zahl der die Artillerieregimenter bildenden Abteilungen vermehrt; bei der Fußartillerie und bei dem Ingenieur- und Pionierkorps traten außerdem einschneidende Veränderungen bei den Kommandobehörden ein. Durch Reichsgesetz vom 28. Juni 1896 wurden vom 1. April 1897 ab die Halbbataillone zu Vollbataillonen in 19 neuen Brigaden und 42 Regimentsverbänden zu 2 (die bayr. Infanterieregimenter Nr. 20 und 21 zu 3) Bataillonen zusammengelegt. Eine neue Regelung der Friedenspräsenzstärke des Heers vom 1. April 1899 an brachte das Gesetz vom 25. März 1899, später verlängert bis 31. März 1905. Es behielt die fünfjährige Gültigkeitsdauer der Stärke und die zweijährige Dienstzeit in den bisherigen Grenzen bei. Die Regierung wollte die Vermehrung bis 1902 auf 502506 Gemeine bringen, jedoch bewilligte der Reichstag zunächst nur die Stärke von 495500 Köpfen, die bis 1903 zu erreichen war. Und zwar sollten Ende 1902 bestehen: 625 Bataillone Infanterie, 482 Eskadrons Kavallerie und Jäger zu Pferde, 574 Batterien Feldartillerie, 38 Bataillone Fußartillerie, 26 Bataillone Pioniere, 11 Bataillone Verkehrstruppen und 23 Trainbataillone. Nach dem Gesetz vom 2. Mai 1899 wurde die Feldartillerie in die Divisionen eingereiht, die Aufstellung der gesamten deutschen Heeresmacht in 23 Armeekorps (Preußen 17, Sachsen 2, Württemberg 1, Bayern 3) bestimmt und das Reich in 22 Armeekorpsbezirke geteilt. Bei dem 1. und 14. Armeekorps wurde je eine neue Division (37. bez. 39.) gebildet, um die nach den wiederholten Vermehrungen der Truppenteile in diesen Grenzkorps eingetretene Erschwerung der Befehlsführung zu mindern. Aus der 21. und 25. (Großherzogl. Hess.) Division wurde ein neues Armeekorps (das 18.) gebildet, und das 11. Armeekorps erhielt zu seiner 22. eine aus Teilen des 4. und 10. Armeekorps gebildete 38. Division. Sachsen teilte das 12. Korps und stellte ein zweites, das 19. (2. Königl. Sächs.), auf. Bayern hatte in seinen bisherigen 5 Divisionen die Stärke für drei Armeekorps und hat 1. Okt. 1901 nach der Errichtung der erforderlichen Stäbe der Feldartillerie sowie von 6 fahrenden Batterien, 1 Train-, 1 Telegraphencompagnie (mit Kavallerietelegraphenschule) deren Formation beendigt. Für die Verkehrstruppen wurde eine vorgesetzte Inspektion gebildet. In Sachsen wurde 1900 ein Infanteriebataillon aufgestellt und mit dem 3. Jägerbataillon Nr. 15 zu dem Infanterieregiment Nr. 181 vereinigt.

Die Stärke der Kavallerie war seit 30 Jahren unverändert geblieben. Doch waren auf Grund des

Etats von 1895/96 sog. Meldereiterdetachements errichtet worden, zunächst bei dem Gardekorps, dem 1. und 15. sowie dem 2. Bayr. Armeekorps. Sie wurden 1897/98 auf die Stärke der Eskadrons der Regimenter gebracht, denen sie angegliedert waren. Von 1897 bis 1902 wurden 13 neue Detachements, seit 1899 Eskadrons Jäger zu Pferde (s. d.) genannt, errichtet.

Die verschiedenartige Formierung der Feldartillerieregimenter und ihre Neubewaffnung machte eine bedeutende Umgestaltung und Vermehrung nötig, die am 1. Okt. 1901 abgeschlossen wurde. Jeder Division ist eine Feldartilleriebrigade zu 2 Regimentern zu 2 Abteilungen zu 3 Batterien unterstellt. Eins der 4 Regimenter eines Armeekorps besteht aus 1 Kanonenabteilung und 1 Abteilung leichter Feldhaubitzen (s. Geschütz). Die andern (3) Regimenter haben nur Kanonenabteilungen. Die Divisionen sind also nicht gleichmäßig hinsichtlich der Geschützarten ausgerüstet, was vielfach als Mangel bezeichnet wird. Das Fußartilleriebataillon Nr. 13 ist 1. Okt. 1901 durch Errichtung eines neuen Bataillons zu einem Regiment verstärkt worden, bei den Pionieren waren bis 1. Okt. 1900 die für die neuen Armeekorps erforderlichen Bildungen erfolgt, das Pionierbataillon Nr. 25 ist als Pionierbataillon Nr. 11 zum 11. Korps verlegt, das Pionierbataillon Nr. 21 beim 18. Korps neu errichtet worden.

Die Fortschritte auf allen Gebieten der Technik machen sich auch in der verschiedenartigen Gestaltung der Kriegsmittel geltend. Es bedurften daher die von jetzt ab unter dem Namen Verkehrstruppen (s. d.) zusammengesetzten Truppenteile gewisser Neubildungen; 1. Okt. 1899 sind neu aufgestellt: 3 Telegraphenbataillone zu je 3 Compagnien, darunter 1 königl. sächs. und 1 königl. württemb. Detachement beim Bataillon Nr. 1, 1 Betriebsabteilung der Eisenbahnbrigade, eine 2. Compagnie des Luftschifferbataillons (bisher Luftschifferabteilung), während die königl. württemb. Eisenbahncompagnie in ihrem bisherigen Verbande eine preußische wurde und die Militärtelegraphenschule in eine Kavallerietelegraphenschule (s. d.) umgewandelt wurde. Dazu kam vom 1. April 1901 ab eine Versuchsabteilung der Verkehrstruppen.

Der Train stellte die für die neuen Armeekorps nötigen Bataillone auf und erhielt zu den schon bei 6 Bataillonen bestehenden und jetzt verstärkten Bespannungsabteilungen (s. d., Bd. 17) noch solche bei 3 Bataillonen für Übungen der Fußartillerie, der Telegraphentruppen, der Kavallerietelegraphenschule und des Luftschifferbataillons mit bespannten Fahrzeugen. Das Trainbataillon Nr. 25 erhielt 1. Okt. 1901 die Nr. 18. Das 1. Trainbataillon Nr. 12 ist der 1. Feldartilleriebrigade Nr. 23, das 2. Trainbataillon Nr. 19 der 2. Feldartilleriebrigade Nr. 24 unterstellt worden.

Eine Neuerung für das deutsche Heer bedeuten die seit 1. Okt. 1901 errichteten Maschinengewehrabteilungen (s. d. und die Beilage: Die Truppenteile des deutschen Heers).

Durch Gesetz vom 15. April 1905 wurde die zweijährige Dienstzeit endgültig eingeführt. Ebenso wird die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heers allmählich derart erhöht, daß im Laufe des Rechnungsjahres 1909 die Zahl von 504665 Gemeinen, Gefreiten und Obergefreiten erreicht und 1910 auf 505839 erhöht wird. Hieran sind beteiligt Preußen und die unter seiner Verwaltung stehenden Kontingente mit 392979, Bayern mit 55424, Sachsen mit 37711 und Württemberg mit 19725. Um den Ende 1909 erforderlichen Bestand an Truppenteilen (s. folgende Tabelle) zu erreichen, waren an neuen Formationen zu schaffen: 8 Infanteriebataillone (7 preußische, 1 sächsisches), 9 Kavallerieregimenter zu je 5 Eskadrons (6 preußische, 1 bayrisches, 2 sächsische), wobei 17 vorhandene Eskadrons Jäger zu Pferde angerechnet werden, 2 preuß. Fußartilleriebataillone zu je 4 Compagnien unter Verwendung von 6 bestehenden Compagnien, 3 preuß. Pionierbataillone, 1 preuß. Telegraphenbataillon. Über die hiervon bis 1. Okt. 1907 errichteten Truppenteile s. Deutsches Heerwesen (Bd. 17). Über die 1. Okt. 1907 bestehenden Truppenteile und die Einteilung des deutschen Heers giebt die folgende Beilage Auskunft.

Veränderungen der gesetzlich festgestellten taktischen Einheiten des aktiven Heers:

Taktische Einheiten	1874	1880	1887	1890	1893	1897	1902	1910
Infanterie[1]	469	503	534	538	711[4]	624	625[5]	633[8]
Kavallerie[2]	465	465	465	465	465	465	482[6]	510
Feldartillerie[3]	300	340	364	434	494	494	574	574
Fußartillerie[1]	29	31	31	31	37	37	38	40
Pioniere[1]	18	19	19	20	23	23	26	29
Eisenbahntruppen[1]	—	—	—	—	7	7	7	7
Telegraphen- } truppen[1]	—	—	—	—	—	—	3	4
Luftschiffer- } truppen[1]	—	—	—	—	—	—	1[7]	1
Train[1]	18	18	18	21	21	21	23	23

[1] Bataillone. [2] Eskadrons. [3] Batterien. [4] Darunter 173 Halbbataillone. [5] Einschließlich dem Gardeschützenbataillon; dazu kommen 5 Maschinengewehrabteilungen. [6] Einschließlich 17 Eskadrons Jäger zu Pferde. [7] Außerdem 1 Luftschifferabteilung in Bayern. [8] Ohne Maschinengewehrabteilungen.

Die Kopfstärken der taktischen Einheiten betragen:

Truppengattung *		Offiziere	Mannschaften	Dienstpferde	Geschütze
Infanteriebataillon	a	22	641	—	—
	c	18	541	—	—
Jäger-(Schützen-)bataillon	a	22	655—660	—	—
	c	22	507—616	—	—
Maschinengewehrabteilung		4	77	54	6
Kavallerieeskadron	a	4—5	144	139	—
	c	4—5	138	135	—
Fahrende Batterie	a	4	127	75	6
	b	4	115	62	6
	c	4	102	47	4
Reitende Batterie	a	5	121	120	6
	c	4	93	76	4
Fußartilleriebataillon (4 Compagnien)		20	576	—	—
Pionierbataillon		23—24	611	—	—
Luftschifferbataillon		13	302	—	—
Luftschifferabteilung		4	95	—	—
Eisenbahnbataillon		22	570	—	—
Telegraphenbataillon		15	452	—	—
Trainbataillon		15	336	206	—
Bespannungsabteilungen:					
Fußartillerie u. -Schießschule		1	57	77	—
Telegraphentruppen		1	30	56	—
Kavallerietelegraphenschule		—	10	25	—
Luftschifferbataillon		1	38	58	—

* a hoher, b mittlerer, c niedriger Etat.

Über die Gründung der einzelnen Truppenteile s. Deutsches Heerwesen (Bd. 17).

Vgl. hierzu die Karten: 1) Militärdislokation im Deutschen Reiche und in den Grenzgebieten seiner Nachbarstaaten; 2) Militärdislokation im Deutschen Reiche, östliche Grenze. S. auch Französisches Heerwesen (mit Dislokationskarten)

Einteilung des deutschen Heeres (1. Okt. 1907).

Nr. des Armeekorps und Sitz des Generalkommandos	Divisionen	Infanterie		Kavallerie		Feldartillerie		Fußartillerie	Jäger	Pioniere	Train
		Brigaden	Regimenter	Brigaden	Regimenter	Brigaden	Regimenter	Regimenter	Bataillone		
Gardekorps [1] Berlin	1. G. 2. G. G.-K.	1. G. 2. G. 3.—5. G. —	2 Reg. 3 Reg. 2 Reg. 2 Reg. 2 Reg. —	— — 1.-4. G.	— — 8 Regimenter	1. G. 2. G. —	1. G. 3. G. 2. G. 4. G. —	G. †	G.-J.* G.-S.*	G. ††	G.
I. [2] Königsberg	1. 2. 37.	1. 2. 3. 4. 73. 75.	1. 41. 3. 43. 4. 44. 33. 45. 146.* 147.* 150. 151.	1. 2. 37.	3. K. 1. D. 8. U. 12. U. 10. D. 11. D.	1. 2. —	16. 52. 1. 37. 73.	1.	1.*	1. 18.	1.
II. Stettin	3. 4.	5. 6. 74. 7. 8.	2. 9. 34. 42. 54. 149. 14. 148. 49. 140.	3. 4.	2. K. 9. U. 3. G. z. P. 12. D.	3. 4.	2. 38. 17. 53.	2.	—	2.	2.
III. [3] Berlin	5. 6.	9. 10. 11. 12.	8. 48. 12. 52. 20. 35. 24. 64.	5. 6.	2. D. 3. U. 6. K. 3. H.	5. 6.	18. 54. 3. 39.	—	3.*	3.	3.
IV. Magdeburg	7. 8.	13. 14. 15. 16.	26. 66. 27. 165. 36. 93. 72. 153.	7. 8.	10. H. 16. U. 7. K. 12. H.	7. 8.	4. 40. 74. 75.	4. †	—	4.	4.
V. Posen	9. 10.	17. 18. 19. 20. 77.	19. 58. 7. 154. 6. 46. 47. 50. 37. 155.	9. 10.	4. D. 10. U. 1. U. 1. J. z. Pf.	9. 10.	5. 41. 20. 56.	5. †	5.	5.	5.
VI. Breslau	11. 12.	21. 22. 78. 23. 24.	10. 38. 11. 51. 156. 157. 22. 62. 23. 63.	11. 12.	1. K. 8. D. 4. H. 6. H. 2. U.	11. 12.	6. 42. 21. 57.	6.	6.*	6.	6.
VII. Münster	13. 14.	25. 26. 27. 28. 79.	13. 158. 15. 55. 16. 53. 39. 159. 56. 57.	13. 14.	4. K. 8. H. 11. H. 5. U.	13. 14.	22. 58. 7. 43.	7. †	7.	7.	7.
VIII. [4] Koblenz	15. 16.	29. 30. 31. 32. 80.	40. 65. 28. 68. 29. 69. 30. 70. 160. 161.	15. 16.	8. K. 7. H. 7. D. 7. U.	15. 16.	23. 59. 8. 44.	9.	—	8.	8.
IX. [5] Altona	17. 18.	33. 34. 81. 35. 36.	75. 76. 89. 90. 162. 163. 84. 86. 31. 85.	17. 18.	17. D. 18. D. 15. H. 16. H.	17. 18.	24. 60. 9. 45.	—	9.	9.	9.
X. Hannover	19. 20.	37. 38. 39. 40.	78. 91. 73. 74. 79. 164. 77. 92.	19. 20.	19. D. 13. U. 16. D. 17. H.	19. 20.	26. 62. 10. 46.	—	—	10.	10.
XI. [6] Cassel	22. 38.	43. 44. 76. 83.	82. 83. 32. 167. 71. 95. 94. 96.	22. —	5. D. 14. H. 2. J. z. Pf.	22. 38.	11. 47. 19. 55.	—	11.	11.	11.
XII. [7] (1. Kgl. Sächs.) Dresden	23. 32.	45. 46. 63. 64.	100. 101. 102. 177. 103. 178. 108.*	23. 32.	G.-Reit. 17. U. 18. H. 19. H.	23. 32.	12. 48. 28. 64.	—	12. 13.	12.	12.
XIII. [8] (Kgl. Württ.) Stuttgart	26. 27.	51. 52. 53. 54.	119. 125. 121. 122. 123. 124. 120. 127. 180.	26. 27.	25. D. 26. D. 19. U. 20. U.	26. 27.	29. 65. 13. 49.	—	—	13.	13.
XIV. [9] Karlsruhe	28. 29. 39.	55. 56. 57. 58. 82. 84.	109. 110. 25. 111. 113. 114. 112. 142. 171. 172. 169. 170.	28. 29. —	20. D. 21. D. 14. D. 22. D. 3. J. z. Pf.	28. 29. —	14. 50. 30. 76. 66.	14. †	8.* 14.*	14.	14.
XV. Straßburg	30. 31.	59. 60. 85. 61. 62.	97. 138. 99. 143.* 105. 136. 126. 132. 60. 137.	30. 31.	11. U. 15. U. 15. D. 9. H.	30. 31.	15. 51. 31. 67.	10. † 13.	4.* 10.	15. 19.	15.
XVI. [10] Metz	33. 34.	65. 66. 67. 68. 86.	17. 131. 98. 130. 67* 144. 135. 145. 173. 174.	33. 34.	13. D. 13. H. 9. D. 14. U.	33. 34.	33. 70. 34. 69.	8. † 12. † k. b. 2. †	—	16. 20.	16.
XVII. [11] Danzig	35. 36.	69. 70. 87. 71. 72.	129. 141. 21. 61. 175. 176. 5. 128. 18. 59. 152.	35. 41. Leib-H.	5. H. 4. J. z. Pf. 5. K. 4. U. 1. H. 2. H.	35. 36.	35. 71. 36. 72.	11. † 15. †	2.*	17. 23.	17.
XVIII. [12] Frankf. a. M.	21. 25.	41. 42. 49. 50.	87. 88. 80. 81. 166. 115. 116. 168. 117. 118.	21. 25.	6. D. 6. U. 23. D. 24. D.	21. 25.	27. 63. 25. 61.	3. †	—	21.	18.
XIX. [10] [13] (2. Kgl. Sächs.) Leipzig	24. 40.	47. 48. 88. 89.	139. 179. 106. 107.* 104. 181. 133. 134.	24. —	Karab. 18. U. 21. U.	24. 40.	77. 78. 32. 68.	—	—	22.	19.
1. Kgl. Bayr. München [14]	1. 2.	1. 2. 3. 4.	Leib-R. 1. 2. 16. 3.* 20. 12. 15.	1. 2.	1. R. 2. R. 2. Ch. 4. Ch.	1. 2.	1. 7. 4. 9.	1. †	1. —	3.	1.
2. K. Bayr. [10] [15] Würzburg	3. 4.	5. 6. 7. 8.	22. 23. 17. 18. 5. 9. 4. 8.	3. 4.	3. Ch. 5. Ch. 1. U. 2. U.	3. 4	5. 12. 2. 11.	2.	2. —	2.	2.
3. Kgl. Bayr. Nürnberg [16]	5. 6.	9. 10. 11. 12.	14. 21. 7. 19. 10. 13. 6. 11.	5. —	1. Ch. 6. Ch. 7. Ch. —	5. 6.	6. 10. 3. 8.	—	—	1.	3.

* Hierzu eine Maschinengewehrabteilung. † Mit Bespannungsabteilung. †† Mit Versuchscompagnie.

[1] Zur 1. G.-Inf.-Brig. gehören: 1. u. 3. G.-R. z. F., G.-Jäg.- u. Lehrinf.-Bat.; zur 2.: 2. u. 4. G.-R. z. F. u. G.-Füs.-R.; zur 3.: 1. u. 3. G.-Gren.-R., G.-Schütz.-Bat.; zur 4.: 2. u. 4. G.-Gren.-R.; zur 5.: 5. G.-R. z. F. u. 5. G.-Gren.-R.; — zur 1. G.-Kav.-Brig.: R.-Gardes du Corps, G.-K.-R.; zur 2.: 1. u. 3. G.-U.-R.; zur 3.: 1. u. 2. G.-D.-R.; zur 4.: Leibgardehusarenregiment u. 2. G.-U.-R. Beim Gardekorps befinden sich ferner: Leibgendarmerie, Schloßgardecompagnie, Feldartillerieschießschule mit Lehrregiment, Fußartillerieschießschule mit Lehrbataillon und Bespannungsabteilung, Eisenbahnbrigade, Telegraphenbataillon Nr. 1 mit Kavallerietelegraphenschule, Luftschifferbataillon mit Versuchscompagnie und Bespannungsabteilung, Versuchsabteilung der Verkehrstruppen mit Versuchscompagnie und Kraftfahrabteilung. [2] Das 73. Feldart.-R. gehört zur 1. Feldartilleriebrigade, untersteht aber der 37. Division. [3] Außerdem das Telegraphenbat. Nr. 2. [4] Außerdem das Telegraphenbat. Nr. 3. [5] Der 17. Division untersteht die Großherzogl. Mecklenb. Invalidenabteilung. [6] Beim Armeekorps befindet sich das Invalidenhaus in Carlshafen. [7] Das 12. u. 13. Jägerbat. gehört zur 64. Inf.-Brig.; das 12. Trainbataillon untersteht der 23. Feldartilleriebrigade. [8] Zum Armeekorps gehört das Ehreninvalidenkorps zu Komburg. [9] Das 66. Feldart.-R. ist der 29. Feldartilleriebrigade zugeteilt, untersteht aber der 39. Division. Außerdem das Telegraphenbataillon Nr. 4. [10] Das Fußartillerieregiment Nr. 12 ist aus dem Bereich des XIX. Armeekorps in den des XVI. abkommandiert; Stab, 1. und 3. Bataillon des königl. bayr. 2. Fußartillerieregiments sind dem XVI. Armeekorps zugeteilt. [11] Beim Armeekorps befindet sich das Invalidenhaus in Stolp. [12] Dem Armeekorps untersteht die Großherzogl. Hess. Gardeunteroffiziercompagnie. [13] Das Ulanenregiment Nr. 21 ist der 24. Kavalleriebrigade unterstellt. [14] Das 1. Jägerbataillon untersteht der 2. Infanterie-, das 1. Trainbataillon der 1. Feldartilleriebrigade. Zum 1. Armeekorps gehört das Eisenbahnbataillon, das Telegraphendetachement mit Kavallerietelegraphenschule und die Luftschifferabteilung. [15] Das 2. Jägerbataillon untersteht der 5. Infanterie-, das 2. Trainbataillon der 4. Feldartilleriebrigade. [16] Das 3. Trainbataillon untersteht der 6. Feldartilleriebrigade.

Die Truppenteile des deutschen Heeres.

Truppenteile	Armeekorps	Standorte[1]
I. Infanterie.		
1. Garderegiment zu Fuß	G.	Potsdam
2. Garderegiment zu Fuß	G.	Berlin
Kaiser Alexander Gardegrenadierregiment Nr. 1	G.	Berlin
Kaiser Franz Gardegrenadierregiment Nr. 2	G.	Berlin
Gardefüsilierregiment	G.	Berlin
3. Garderegiment zu Fuß	G.	Berlin
4. Garderegiment zu Fuß	G.	Berlin
Königin Elisabeth Gardegrenadierregiment Nr. 3	G.	Charlottenburg
Königin Augusta Gardegrenadierregiment Nr. 4	G.	Berlin
5. Garderegiment zu Fuß	G.	Spandau
Gardegrenadierregiment Nr. 5	G.	Spandau
Grenadierregiment Kronprinz (1. Ostpreuß.) Nr. 1	I.	Königsberg i. Pr.
» König Friedrich Wilhelm IV. (1. Pomm.) Nr. 2	II.	Stettin
» » » » I. (2. Ostpreuß.) Nr. 3	I.	Königsberg i. Pr., Braunsberg
» » » der Große (3. Ostpreuß.) Nr. 4	I.	Rastenburg
» » » I. (4. Ostpreuß.) Nr. 5	XVII.	Danzig
» Graf Kleist von Nollendorf (1. Westpreuß.) Nr. 6	V.	Posen
» König Wilhelm I. (2. Westpreuß.) Nr. 7	V.	Liegnitz
Leibgrenadierregiment König Friedrich Wilhelm III. (1. Brandenb.) Nr. 8	III.	Frankfurt a. O.
Colbergsches Grenadierregiment Graf Gneisenau (2. Pomm.) Nr. 9	II.	Stargard i. Pomm.
Grenadierregiment König Friedrich Wilhelm II. (1. Schles.) Nr. 10	VI.	Schweidnitz
» » » III. (2. Schles.) Nr. 11	VI.	Breslau
» Prinz Carl von Preußen (2. Brandenb.) Nr. 12	III.	Frankfurt a. O.
Infanterieregiment Herwarth von Bittenfeld (1. Westfäl.) Nr. 13	VII.	Münster
» Graf Schwerin (3. Pomm.) Nr. 14	II.	Bromberg
» Prinz Friedrich der Niederlande (2. Westfäl.) Nr. 15	VII.	Minden
» Freiherr von Sparr (3. Westfäl.) Nr. 16	VII.	Köln
» Graf Barfuß (4. Westfäl.) Nr. 17	XVI.	Mörchingen
» von Grolmann (1. Pos.) Nr. 18	XVII.	Osterode i. Ostpr.
» von Courbière (2. Pos.) Nr. 19	V.	Görlitz, Lauban
» Graf Tauentzien von Wittenberg (3. Brandenb.) Nr. 20	III.	Wittenberg
» von Borcke (4. Pomm.) Nr. 21	XVII.	Thorn
» Keith (1. Oberschles.) Nr. 22	VI.	Gleiwitz, Beuthen i. Oberschl.
» von Winterfeldt (2. Oberschles.) Nr. 23	VI.	Neisse
» Großherz. Friedr. Franz II. v. Mecklenb.-Schwerin (4. Brandenb.) Nr. 24	III.	Neuruppin
» von Lützow (1. Rhein.) Nr. 25	XIV.	Rastatt
» Fürst Leopold von Anhalt-Dessau (1. Magdeburg.) Nr. 26	IV.	Magdeburg
» Prinz Louis Ferdinand von Preußen (2. Magdeburg.) Nr. 27	IV.	Halberstadt
» von Goeben (2. Rhein.) Nr. 28	VIII.	Ehrenbreitstein, Koblenz
» von Horn (3. Rhein.) Nr. 29	VIII.	Trier
» Graf Werder (4. Rhein.) Nr. 30	VIII.	Saarlouis
» Graf Bose (1. Thüring.) Nr. 31	IX.	Altona
2. Thüring. Infanterieregiment Nr. 32	XI.	Meiningen
Füsilierregiment Graf Roon (Ostpreuß.) Nr. 33	I.	Gumbinnen
Pommersches Füsilierregiment Nr. 34	II.	Stettin
Füsilierregiment Prinz Heinrich von Preußen (Brandenb.) Nr. 35	III.	Brandenburg a. H.
» Generalfeldmarschall Graf Blumenthal (Magdeburg.) Nr. 36	IV.	Halle a. S., Merseburg
» von Steinmetz (Westpreuß.) Nr. 37	V.	Krotoschin
» Generalfeldmarschall Graf Moltke (Schles.) Nr. 38	VI.	Glatz
Niederrhein. Füsilierregiment Nr. 39	VII.	Düsseldorf
Füsilierregiment Fürst Karl Anton von Hohenzollern (Hohenzoll.) Nr. 40	VIII.	Aachen
Infanterieregiment von Boyen (5. Ostpreuß.) Nr. 41	I.	Tilsit, Memel
» Prinz Moritz von Anhalt-Dessau (5. Pomm.) Nr. 42	II.	Stralsund, Greifswald
» Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz (6. Ostpreuß.) Nr. 43	I.	Königsberg i. Pr., Pillau
» Graf Dönhoff (7. Ostpreuß.) Nr. 44	I.	Goldap
8. Ostpreuß. Infanterieregiment Nr. 45	I.	Insterburg, Darkehmen
Infanterieregiment Graf Kirchbach (1. Niederschles.) Nr. 46	V.	Posen, Wreschen
2. Niederschles. Infanterieregiment Nr. 47	V.	Posen, Schrimm
Infanterieregiment von Stülpnagel (5. Brandenb.) Nr. 48	III.	Cüstrin
6. Pomm. Infanterieregiment Nr. 49	II.	Gnesen
3. Niederschles. Infanterieregiment Nr. 50	V.	Rawitsch, Lissa
4. » » Nr. 51	VI.	Breslau
Infanterieregiment von Alvensleben (6. Brandenb.) Nr. 52	III.	Cottbus, Crossen
5. Westfäl. Infanterieregiment Nr. 53	VII.	Köln
Infanterieregiment von der Goltz (7. Pomm.) Nr. 54	II.	Kolberg, Köslin
» Graf Bülow von Dennewitz (6. Westfäl.) Nr. 55	VII.	Detmold, Höxter, Bielefeld
» Vogel von Falckenstein (7. Westfäl.) Nr. 56	VII.	Wesel, Cleve
» Herzog Ferdinand von Braunschweig (8. Westfäl.) Nr. 57	VII.	Wesel
3. Pos. Infanterieregiment Nr. 58	V.	Glogau, Fraustadt
Infanterieregiment Freiherr Hiller von Gaertringen (4. Pos.) Nr. 59	XVII	Deutsch-Eylau, Soldau

[1] Der zuerst aufgeführte von mehrern Standorten ist zugleich Sitz des Stabes des betreffenden Truppenteils.

Truppenteile	Armeekorps	Standorte
Infanterieregiment Markgraf Karl (7. Brandenb.) Nr. 60	XV.	Weißenburg
» von der Marwitz (8. Pomm.) Nr. 61	XVII.	Thorn
3. Oberschles. Infanterieregiment Nr. 62	VI.	Cosel, Ratibor
4. » » Nr. 63	VI.	Oppeln
Infanterieregiment Generalfeldmarschall Prinz Friedrich Karl von Preußen (8. Brandenb.) Nr. 64	III.	Prenzlau, Angermünde
5. Rhein. Infanterieregiment Nr. 65	VIII.	Köln
3. Magdeburg. Infanterieregiment Nr. 66	IV.	Magdeburg
4. » » Nr. 67 nebst Maschinengewehrabteilung Nr. 11	XVI.	Metz
6. Rhein. Infanterieregiment Nr. 68	VIII.	Koblenz
7. » » Nr. 69	VIII.	Trier
8. » » Nr. 70	VIII.	Saarbrücken
3. Thüring. Infanterieregiment Nr. 71	XI.	Erfurt, Sondershausen
4. » » Nr. 72	IV.	Torgau, Bernburg
Füsilierregiment Generalfeldmarschall Prinz Albrecht v. Preußen (Hannov.) Nr 73	X.	Hannover
1. Hannov. Infanterieregiment Nr. 74	X.	Hannover
Infanterieregiment Bremen (1. Hanseat.) Nr. 75	IX.	Bremen, Stade
» Hamburg (2. Hanseat.) Nr. 76	IX.	Hamburg
2. Hannov. Infanterieregiment Nr. 77	X.	Celle
Infanterieregiment Herzog Friedrich Wilhelm v. Braunschweig (Ostfries.) Nr. 78	X.	Osnabrück, Aurich
» von Voigts-Rhetz (3. Hannov.) Nr. 79	X.	Hildesheim
Füsilierregiment von Gersdorff (Kurhess.) Nr. 80	XVIII.	Wiesbaden, Homburg v. d. Höhe
1. Kurhess. Infanterieregiment Nr. 81	XVIII.	Frankfurt a. M.
2. » » Nr. 82	XI.	Göttingen
Infanterieregiment von Wittich (3. Kurhess.) Nr. 83	XI.	Cassel, Arolsen
» von Manstein (Schlesw.) Nr. 84	IX.	Schleswig, Hadersleben
» Herzog von Holstein (Holstein.) Nr. 85	IX.	Rendsburg, Kiel
Füsilierregiment Königin (Schlesw.-Holstein.) Nr. 86	IX.	Flensburg, Sonderburg
1. Nass. Infanterieregiment Nr. 87	XVIII.	Mainz
2. » » Nr. 88	XVIII.	Mainz
Großherzogl. Mecklenb. Grenadierregiment Nr. 89	IX.	Schwerin, Neustrelitz
» » Füsilierregiment Nr. 90	IX.	Rostock, Wismar
Oldenb. Infanterieregiment Nr. 91	X.	Oldenburg
Braunschw. Infanterieregiment Nr. 92	X.	Braunschweig
Anhalt. Infanterieregiment Nr. 93	IV.	Dessau, Zerbst
5. Thüring. Infanterieregiment Nr. 94 (Großherzog von Sachsen)	XI.	Weimar, Eisenach, Jena
6. » » Nr. 95	XI.	Gotha, Hildburghausen, Coburg
7. » » Nr. 96	XI.	Gera, Naumburg a. S., Rudolstadt
1. Oberrhein. Infanterieregiment Nr. 97	XV.	Saarburg
Metzer » Nr. 98	XVI.	Metz
2. Oberrhein. » Nr. 99	XV.	Zabern, Pfalzburg
1. (Leib-) Grenadierregiment Nr. 100	XII.	Dresden
2. Grenadierregiment Nr. 101 »Kaiser Wilhelm, König von Preußen«	XII.	Dresden
3. Infanterieregiment Nr. 102 »Prinzregent Luitpold von Bayern«	XII.	Zittau
4. » Nr. 103	XII.	Bautzen
5. » »Kronprinz« Nr. 104	XIX.	Chemnitz
6. » Nr. 105 »König Wilhelm II. von Württemberg«	XV.	Straßburg i. Els.
7. Infanterieregiment »König Georg« Nr. 106	XIX.	Leipzig
8. Infanterieregiment »Prinz Johann Georg« Nr. 107 nebst Maschinengewehrabteilung Nr. 19	XIX.	Leipzig
Schützen- (Füsilier-) Regiment »Prinz Georg« Nr. 108 nebst Maschinengewehrabteilung Nr. 12	XII.	Dresden
1. Bad. Leibgrenadierregiment Nr. 109	XIV.	Karlsruhe
2. » Grenadierregiment Kaiser Wilhelm I. Nr. 110	XIV.	Mannheim, Heidelberg
Infanterieregiment Markgraf Ludwig Wilhelm (3. Bad.) Nr. 111	XIV.	Rastatt
4. Bad. Infanterieregiment Prinz Wilhelm Nr. 112	XIV.	Mülhausen i. Els.
5. » » Nr. 113	XIV.	Freiburg i. Br.
6. » » Kaiser Friedrich III. Nr. 114	XIV.	Konstanz (Burg Hohenzollern)
Leibgardeinfanterieregiment (1. Großherzogl. Hess.) Nr. 115	XVIII.	Darmstadt
Infanterieregiment Kaiser Wilhelm (2. Großherzogl. Hess.) Nr. 116	XVIII.	Gießen
Infanterieleibregiment Großherzogin (3. Großherzogl. Hess.) Nr. 117	XVIII.	Mainz
Infanterieregiment Prinz Carl (4. Großherzogl. Hess.) Nr. 118	XVIII.	Worms
Grenadierregiment Königin Olga (1. Württemb.) Nr. 119	XIII.	Stuttgart
Infanterieregiment Kaiser Wilhelm, König von Preußen (2. Württemb.) Nr. 120	XIII.	Ulm
» Alt-Württemberg (3. Württemb.) Nr. 121	XIII.	Ludwigsburg
Füsilierregiment Kaiser Franz Joseph von Österreich, König von Ungarn (4. Württemb.) Nr. 122	XIII.	Heilbronn, Mergentheim
Grenadierregiment König Karl (5. Württemb.) Nr. 123	XIII.	Ulm
Infanterieregiment König Wilhelm I. (6. Württemb.) Nr. 124	XIII.	Weingarten
» Kaiser Friedrich, König von Preußen (7. Württemb.) Nr. 125	XIII.	Stuttgart
8. Württemb. Infanterieregiment Nr. 126 Großherzog Friedrich von Baden	XV.	Straßburg i. Els.
9. » » Nr. 127	XIII.	Ulm
Danziger Infanterieregiment Nr. 128	XVII.	Danzig
3. Westpreuß. » Nr. 129	XVII.	Graudenz
1. Lothring. » Nr. 130	XVI.	Metz
2. » » Nr. 131	XVI.	Mörchingen
1. Unterelsäss. » Nr. 132	XV.	Straßburg i. Els.
9. Infanterieregiment Nr. 133	XIX.	Zwickau
10. » Nr. 134	XIX.	Plauen
3. Lothring. Infanterieregiment Nr. 135	XVI.	Diedenhofen
4. » » Nr. 136	XV.	Straßburg i. Els.
2. Unterelsäss. » Nr. 137	XV.	Hagenau
3. » » Nr. 138	XV.	Dieuze
11. Infanterieregiment Nr. 139	XIX.	Döbeln
4. Westpreuß. Infanterieregiment Nr. 140	II.	Hohensalza
Kulmer Infanterieregiment Nr. 141	XVII.	Graudenz, Strasburg i. Westpr.
7. Bad. » Nr. 142	XIV.	Mülhausen i. Els., Müllheim i. B.

Truppenteile	Armeekorps	Standorte
4. Unterelsäss. Infanterieregiment Nr. 143 nebst Maschinengewehrabteil. Nr. 3	XV.	Straßburg i. Els., Mutzig
5. Lothring. » Nr. 144	XVI.	Metz
Königs-Infanterieregiment (6. Lothring.) Nr. 145	XVI.	Metz
1. Masur. Infanterieregiment Nr. 146 nebst Maschinengewehrabteilung Nr. 6	I.	Sensburg, Bischofsburg
2. » » Nr. 147 » » Nr. 5	I.	Lyck, Lötzen
5. Westpreuß. » Nr. 148	II.	Bromberg
6. » » Nr. 149	II.	Schneidemühl
1. Ermländ. » Nr. 150	I.	Allenstein
2. » » Nr. 151	I.	Allenstein
Deutsch Ordens-Infanterieregiment Nr. 152	XVII.	Marienburg, Osterode i. Ostpr.
8. Thüring. Infanterieregiment Nr. 153	IV.	Altenburg
5. Niederschles. » Nr. 154	V.	Jauer
7. Westpreuß. » Nr. 155	V.	Ostrowo
3. Schles. » Nr. 156	VI.	Brieg
4. » » Nr. 157	VI.	Brieg
7. Lothring. » Nr. 158	VII.	Paderborn
8. » » Nr. 159	VII.	Mülheim a. Ruhr
9. Rhein. » Nr. 160	VIII.	Bonn, Diez
10. » » Nr. 161	VIII.	Trier
Infanterieregiment Lübeck (3. Hanseat.) Nr. 162	IX.	Lübeck
Schlesw.-Holstein. Infanterieregiment Nr. 163	IX.	Neumünster
4. Hannov. Infanterieregiment Nr. 164	X.	Hameln
5. » » Nr. 165	IV.	Goslar, Blankenburg
Infanterieregiment Hessen-Homburg Nr. 166	XVIII.	Hanau
1. Oberelsäss. Infanterieregiment Nr. 167	XI.	Cassel
5. Großherzogl. Hess. Infanterieregiment Nr. 168	XVIII.	Offenbach, Butzbach
8. Bad. Infanterieregiment Nr. 169	XIV.	Lahr
9. » » Nr. 170	XIV.	Offenburg
2. Oberelsäss. Infanterieregiment Nr. 171	XIV.	Colmar i. Els.
3. » » Nr. 172	XIV.	Straßburg i. Els., Neubreisach
9. Lothring. » Nr. 173	XVI.	St. Avold
10. » » Nr. 174	XVI.	Metz
8. Westpreuß. » Nr. 175	XVII.	Graudenz
9. » » Nr. 176	XVII.	Thorn
12. Infanterieregiment Nr. 177	XII.	Dresden
13. » Nr. 178	XII.	Kamenz
14. » Nr. 179	XIX.	Wurzen, Leisnig
10. Württemb. Infanterieregiment Nr. 180	XIII.	Tübingen, Gmünd
15. Infanterieregiment Nr. 181	XIX.	Chemnitz
Lehrinfanteriebataillon	G.	Potsdam
Infanterieleibregiment	I.	München
1. Infanterieregiment König	I.	München
2. » Kronprinz	I.	München
3. » Prinz Karl v. Bayern nebst 1. Maschinengewehrabteilung	I.	Augsburg
4. » König Wilhelm von Württemberg	II.	Metz
5. » Großherzog Ernst Ludwig von Hessen	II.	Bamberg
6. » Kaiser Wilhelm, König von Preußen	III.	Amberg
7. » Prinz Leopold	III.	Bayreuth
8. » Großherzog Friedrich von Baden	II.	Metz
9. » Wrede	II.	Würzburg
10. » Prinz Ludwig	III.	Ingolstadt
11. » von der Tann	III.	Regensburg
12. » Prinz Arnulf	I.	Neu-Ulm
13. » Kaiser Franz Joseph von Österreich	III.	Ingolstadt
14. » Hartmann	III.	Nürnberg
15. » König Friedrich August von Sachsen	I.	Neuburg a. D.
16. » Großherzog Ferdinand von Toskana	I.	Passau, Landshut
17. » Orff	II.	Germersheim
18. » Prinz Ludwig Ferdinand	II.	Landau i. Pf.
19. » König Viktor Emanuel III. von Italien	III.	Erlangen
20. Infanterieregiment	I.	Lindau, Kempten
21. Infanterieregiment	III.	Fürth, Sulzbach, Eichstätt
22. Infanterieregiment	II.	Zweibrücken
23. Infanterieregiment	II.	Landau i. Pf., Saargemünd

II. Jäger und Schützen.

Truppenteile	Armeekorps	Standorte
Gardejägerbataillon nebst Garde-Maschinengewehrabteilung Nr. 1	G.	Potsdam
Gardeschützenbataillon » » » Nr. 2	G.	Großlichterfelde
Jägerbataillon Graf Yorck von Wartenburg (Ostpreuß.) Nr. 1 nebst Maschinengewehrabteilung Nr. 1	I.	Ortelsburg
Pomm. Jägerbataillon Nr. 2 nebst Maschinengewehrabteilung Nr. 4	XVII.	Kulm
Brandenb. Jägerbataillon Nr. 3 nebst » Nr. 7	III.	Lübben
Magdeburg. Jägerbataillon Nr. 4 nebst Maschinengewehrabteilung Nr. 2	XV.	Bitsch
Jägerbataillon von Neumann (1. Schles.) Nr. 5	V.	Hirschberg
2. Schles. Jägerbataillon Nr. 6 nebst Maschinengewehrabteilung Nr. 8	VI.	Öls
Westfäl. Jägerbataillon Nr. 7	VII.	Bückeburg
Rhein. Jägerbataillon Nr. 8 nebst Maschinengewehrabteilung Nr. 10	XIV.	Schlettstadt
Lauenburg. Jägerbataillon Nr. 9	IX.	Ratzeburg
Hannov. Jägerbataillon Nr. 10	XV.	Bitsch
Kurhess. Jägerbataillon Nr. 11	XI.	Marburg
1. Jägerbataillon Nr. 12	XII.	Freiberg i. S.
2. » Nr. 13	XII.	Dresden
Großherzogl. Mecklenb. Jägerbataillon Nr. 14 nebst Maschinengewehrabtlg. Nr. 9	XIV.	Colmar
1. Jägerbataillon	I.	Freising
2. Jägerbataillon	II.	Aschaffenburg

Truppenteile	Armeekorps	Standorte
III. Kavallerie.		
a. Kürassiere und Reiter.		
Regiment der Gardes du Corps	G.	Potsdam
Gardekürassierregiment	G.	Berlin
Leibkürassierregiment Großer Kurfürst (Schles.) Nr. 1	VI.	Breslau
Kürassierregiment Königin (Pomm.) Nr. 2	II.	Pasewalk
» Graf Wrangel (Ostpreuß.) Nr. 3	I.	Königsberg i. Pr.
» von Driesen (Westfäl.) Nr. 4	VII.	Münster
» Herzog Friedrich Eugen von Württemberg (Westpreuß.) Nr. 5	XVII.	Riesenburg, Rosenberg, Deutsch-Eylau
» Kaiser Nikolaus I. von Rußland (Brandenb.) Nr. 6	III.	Brandenburg a. H.
» von Seydlitz (Magdeburg.) Nr. 7	IV.	Halberstadt, Quedlinburg
» Graf Geßler (Rhein.) Nr. 8	VIII.	Deutz
Gardereiterregiment (1. schweres Regiment)	XII.	Dresden
Karabinierregiment (2. schweres Regiment)	XIX.	Borna
1. Schweres Reiterregiment Prinz Karl v. Bayern	I.	München
2 » » Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este	I.	Landshut
b. Dragoner.		
1. Gardedragonerregiment Königin Viktoria von Großbritannien und Irland	G.	Berlin
2. » Kaiserin Alexandra von Rußland	G.	Berlin
Dragonerregiment Prinz Albrecht von Preußen (Litth.) Nr. 1	I.	Tilsit
1. Brandenb. Dragonerregiment Nr. 2	III.	Schwedt a. O.
Grenadierregiment zu Pferde Freiherr von Derfflinger (Neumärk.) Nr. 3	II.	Bromberg
Dragonerregiment von Bredow (1. Schles.) Nr. 4	V.	Lüben
» Freiherr von Manteuffel (Rhein.) Nr. 5	XI.	Hofgeismar
Magdeburg. Dragonerregiment Nr. 6	XVIII.	Mainz
Westfäl. Dragonerregiment Nr. 7	VIII.	Saarbrücken
Dragonerregiment König Friedrich III. (2. Schles.) Nr. 8	VI.	Öls, Kreuzburg, Bernstadt, Namslau
» König Carl von Rumänien (1. Hannov.) Nr. 9	XVI.	Metz
» König Albert von Sachsen (Ostpreuß.) Nr. 10	I.	Allenstein
» von Wedel (Pomm.) Nr. 11	I.	Lyck
» von Arnim (2. Brandenb.) Nr. 12	II.	Gnesen
Schlesw.-Holstein. Dragonerregiment Nr. 13	XVI.	Metz
Kurmärk. Dragonerregiment Nr. 14	XIV.	Colmar i. E.
3. Schles. Dragonerregiment Nr. 15	XV.	Hagenau
2. Hannov. Dragonerregiment Nr. 16	X.	Lüneburg
1. Großherzogl. Mecklenb. Dragonerregiment Nr. 17	IX.	Ludwigslust
2. » » » Nr. 18	IX.	Parchim
Oldenb. Dragonerregiment Nr. 19	X.	Oldenburg
1. Bad. Leibdragonerregiment Nr. 20	XIV.	Karlsruhe
2. » Dragonerregiment Nr. 21	XIV.	Bruchsal, Schwetzingen
3. » » Prinz Karl Nr. 22	XIV.	Mülhausen i. Els.
Gardedragonerregiment (1. Großherzogl. Hess.) Nr. 23	XVIII.	Darmstadt
Leibdragonerregiment (2. Großherzogl. Hess.) Nr. 24	XVIII.	Darmstadt
Dragonerregiment Königin Olga (1. Württemb.) Nr. 25	XIII.	Ludwigsburg
» König (2. Württemb.) Nr. 26	XIII.	Stuttgart
c. Husaren.		
Leibgardehusarenregiment	G.	Potsdam
1. Leibhusarenregiment Nr. 1	XVII.	Danzig (Langfuhr)
2. » Königin Victoria von Preußen Nr. 2	XVII.	Danzig (Langfuhr)
Husarenregiment von Zieten (Brandenb.) Nr. 3	III.	Rathenow
» von Schill (1. Schles.) Nr. 4	VI.	Ohlau
» Fürst Blücher von Wahlstatt (Pomm.) Nr. 5	XVII.	Stolp
» Graf Goetzen (2. Schles.) Nr. 6	VI.	Leobschütz, Ratibor
» König Wilhelm I. (1. Rhein.) Nr. 7	VIII.	Bonn
» Kaiser Nikolaus II. von Rußland (1. Westfäl.) Nr. 8	VII.	Paderborn, Neuhaus
2. Rhein. Husarenregiment Nr. 9	XV.	Straßburg i. Els.
Magdeburg. Husarenregiment Nr. 10	IV.	Stendal
2. Westfäl. Husarenregiment Nr. 11	VII.	Krefeld
Thüring. Husarenregiment Nr. 12	IV.	Torgau
Husarenregiment König Humbert von Italien (1. Kurhess.) Nr. 13	XVI.	Diedenhofen
» Landgraf Friedrich II. von Hessen-Homburg (2. Kurhess.) Nr. 14	XI.	Cassel
» Königin Wilhelmina der Niederlande (Hannov.) Nr. 15	IX.	Wandsbek
» Kaiser Franz Joseph von Österreich, König von Ungarn (Schlesw.-Holstein.) Nr. 16	IX.	Schleswig
Braunschw. Husarenregiment Nr. 17	X.	Braunschweig
1. Husarenregiment «König Albert» Nr. 18	XII.	Großenhain
2. » «Königin Carola» Nr. 19	XII.	Grimma
d. Ulanen.		
1. Gardeulanenregiment	G.	Potsdam
2. Gardeulanenregiment	G.	Berlin
3. Gardeulanenregiment	G.	Potsdam
Ulanenregiment Kaiser Alexander III. von Rußland (Westpreuß.) Nr. 1	V.	Militsch, Ostrowo
» von Katzler (Schles.) Nr. 2	VI.	Gleiwitz, Pleß
» Kaiser Alexander II. von Rußland (1. Brandenb.) Nr. 3	III.	Fürstenwalde
» von Schmidt (1. Pomm.) Nr. 4	XVII.	Thorn
Westfäl. Ulanenregiment Nr. 5	VII.	Düsseldorf
Thüring. Ulanenregiment Nr. 6	XVIII.	Hanau
Ulanenregiment Großherzog Friedrich von Baden (Rhein.) Nr. 7	VIII.	Saarbrücken (St. Johann)
» Graf zu Dohna (Ostpreuß.) Nr. 8	I.	Gumbinnen, Stallupönen
2. Pomm. Ulanenregiment Nr. 9	II.	Demmin

Truppenteile	Armeekorps	Standorte
Ulanenregiment Prinz August von Württemberg (Pos.) Nr. 10	V.	Züllichau
» Graf Haeseler (2. Brandenb.) Nr. 11	XV.	Saarburg
Litth. Ulanenregiment Nr. 12	I.	Insterburg, Goldap
Königs-Ulanenregiment (1. Hannov.) Nr. 13	X.	Hannover
2. Hannov. Ulanenregiment Nr. 14	XVI.	St. Avold, Mörchingen
Schlesw.-Holstein. Ulanenregiment Nr. 15	XV.	Saarburg
Ulanenregiment Hennigs von Treffenfeld (Altmärk.) Nr. 16	IV.	Salzwedel, Gardelegen
1. Ulanenregiment Nr. 17 «Kaiser Franz Joseph von Österreich, König von Ungarn»	XII.	Oschatz
2. » » 18	XIX.	Leipzig
Ulanenregiment König Karl (1. Württemb.) Nr. 19	XIII.	Ulm, Wiblingen
» König Wilhelm I. (2. Württemb.) Nr. 20	XIII.	Ludwigsburg
3. Ulanenregiment Nr. 21 «Kaiser Wilhelm II., König von Preußen»	XIX.	Chemnitz
1. Ulanenregiment Kaiser Wilhelm II. König von Preußen	II.	Bamberg
2. » König	II.	Ansbach
e. Chevaulegers.		
1. Chevaulegerregiment Kaiser Nikolaus von Rußland	III.	Nürnberg
2. » Taxis	I.	Dillingen
3. » Herzog Karl Theodor	II.	Dieuze
4. » König	I.	Augsburg, Neu-Ulm
5. » Erzherzog Albrecht von Österreich	II.	Saargemünd, Zweibrücken
6. » Prinz Albrecht von Preußen	III.	Bayreuth, Neumarkt i. d. Oberpf.
7. »	III.	Straubing
f. Jäger zu Pferde.		
Regiment Königsjäger zu Pferde Nr. 1	V.	Posen
Jägerregiment zu Pferde Nr. 2	XI.	Langensalza
» » » » 3	XIV.	Colmar i. Els.
» » » » 4	XVII.	Graudenz
IV. Feldartillerie.		
1. Gardefeldartillerieregiment	G.	Berlin
2. Gardefeldartillerieregiment	G.	Potsdam
3. Gardefeldartillerieregiment	G.	Berlin, Beeskow
4. Gardefeldartillerieregiment	G.	Potsdam
Feldartillerieregiment Prinz August von Preußen (1. Litth.) Nr. 1	I.	Gumbinnen, Insterburg
1. Pomm. Feldartillerieregiment Nr. 2	II.	Kolberg, Belgard
Feldartillerieregiment Generalfeldzeugmeister (1. Brandenb.) Nr. 3	III.	Brandenburg a. H.
» Prinzregent Luitpold von Bayern (Magdeburg.) Nr. 4	IV.	Magdeburg
» von Podbielski (1. Niederschles.) Nr. 5	V.	Sprottau, Sagan
» von Peucker (1. Schles.) Nr. 6	VI.	Breslau
1. Westfäl. Feldartillerieregiment Nr. 7	VII.	Wesel, Düsseldorf
Feldartillerieregiment von Holtzendorff (1. Rhein.) Nr. 8	VIII.	Saarlouis, Saarbrücken
» Generalfeldmarschall Graf Waldersee (Schlesw.) Nr. 9	IX.	Itzehoe
» von Scharnhorst (1. Hannov.) Nr. 10	X.	Hannover
1. Kurhess. Feldartillerieregiment Nr. 11	XI.	Cassel, Fritzlar
1. Feldartillerieregiment Nr. 12	XII.	Dresden, Königsbrück
Feldartillerieregiment König Karl (1. Württemb.) Nr. 13	XIII.	Ulm, Stuttgart (Cannstatt)
» Großherzog (1. Bad.) Nr. 14	XIV.	Karlsruhe
1. Oberelsäss. Feldartillerieregiment Nr. 15	XV.	Saarburg, Straßburg i. Els.
1. Ostpreuß. Feldartillerieregiment Nr. 16	I.	Königsberg i. Pr.
2. Pomm. Feldartillerieregiment Nr. 17	II.	Bromberg
Feldartillerieregiment Generalfeldzeugmeister (2. Brandenb.) Nr. 18	III.	Frankfurt a. O.
1. Thüring. Feldartillerieregiment Nr. 19	XI.	Erfurt
1. Pos. Feldartillerieregiment Nr. 20	V.	Posen
Feldartillerieregiment von Clausewitz (1. Oberschles.) Nr. 21	VI.	Neisse, Grottkau
2. Westfäl. Feldartillerieregiment Nr. 22	VII.	Münster
2. Rhein. Feldartillerieregiment Nr. 23	VIII.	Koblenz
Holstein. Feldartillerieregiment Nr. 24	IX.	Güstrow, Neustrelitz
Großherzogl. Artilleriekorps, 1. Großherzogl. Hess. Feldartillerieregiment Nr. 25	XVIII.	Darmstadt
2. Hannov. Feldartillerieregiment Nr. 26	X.	Verden
1. Nass. Feldartillerieregiment Nr. 27 Oranien	XVIII.	Mainz, Wiesbaden
2. Feldartillerieregiment Nr. 28	XII.	Pirna
2. Württemb. Feldartillerieregiment Nr. 29 Prinzregent Luitpold von Bayern	XIII.	Ludwigsburg
2. Bad. Feldartillerieregiment Nr. 30	XIV.	Rastatt
1. Unterelsäss. Feldartillerieregiment Nr. 31	XV.	Hagenau
3. Feldartillerieregiment Nr. 32	XIX.	Riesa
1. Lothring. Feldartillerieregiment Nr. 33	XVI.	Metz
2. » » Nr. 34	XVI.	Metz
1. Westpreuß. » Nr. 35	XVII.	Deutsch-Eylau, Graudenz
2. » » Nr. 36	XVII.	Danzig
2. Litth. » Nr. 37	I.	Insterburg
Vorpomm. » Nr. 38	II.	Stettin
Kurmärk. » Nr. 39	III.	Perleberg
Altmärk. » Nr. 40	IV.	Burg
2. Niederschles. » Nr. 41	V.	Glogau
2. Schles. » Nr. 42	VI.	Schweidnitz
Clevesches » Nr. 43	VII.	Wesel
Triersches » Nr. 44	VIII.	Trier
Lauenburg. » Nr. 45	IX.	Altona, Rendsburg
Niedersächs. » Nr. 46	X.	Wolfenbüttel, Celle
2. Kurhess. » Nr. 47	XI.	Fulda
4. Feldartillerieregiment Nr. 48	XII.	Dresden
3. Württemb. Feldartillerieregiment Nr. 49	XIII.	Ulm

Truppenteile	Armeekorps	Standorte
3. Bad. Feldartillerieregiment Nr. 50	XIV.	Karlsruhe
2. Oberelsäss. » Nr. 51	XV.	Straßburg i. Els.
2. Ostpreuß. » Nr. 52	I.	Königsberg i. Pr.
Hinterpomm. » Nr. 53	II.	Bromberg, Hohensalza
Neumärk. » Nr. 54	III.	Cüstrin, Landsberg a. W.
2. Thüring. » Nr. 55	XI.	Naumburg a. S.
2. Pos. » Nr. 56	V.	Lissa
2. Oberschles. » Nr. 57	VI.	Neustadt i. Oberschl.
Mindensches » Nr. 58	VII.	Minden
Bergisches » Nr. 59	VIII.	Köln
Großherzogl. Mecklenb. Feldartillerieregiment Nr. 60	IX.	Schwerin
2. Großherzogl. Hess. Feldartillerieregiment Nr. 61	XVIII.	Darmstadt, Babenhausen
Ostfries. Feldartillerieregiment Nr. 62	X.	Oldenburg, Osnabrück
2. Nass. » Nr. 63 Frankfurt	XVIII.	Frankfurt a. M., Mainz
5. Feldartillerieregiment Nr. 64	XII.	Pirna
4. Württemb. Feldartillerieregiment Nr. 65	XIII.	Ludwigsburg
4. Bad. » Nr. 66	XIV.	Lahr, Neubreisach
2. Unterelsäss. » Nr. 67	XV.	Hagenau, Bischweiler
6. Feldartillerieregiment Nr. 68	XIX.	Riesa
3. Lothring. Feldartillerieregiment Nr. 69	XVI.	St. Avold
4. » » Nr. 70	XVI.	Metz, Mörchingen
Feldartillerieregiment Nr. 71 Großkomtur	XVII.	Graudenz, Marienwerder
» Nr. 72 Hochmeister	XVII.	Danzig, Preuß. Stargard
Masur. Feldartillerieregiment Nr. 73	I.	Allenstein
Torgauer » Nr. 74	IV.	Torgau, Wittenberg
Mansfelder » Nr. 75	IV.	Halle a. S.
5. Bad. » Nr. 76	XIV.	Freiburg i. Br.
7. Feldartillerieregiment Nr. 77	XIX.	Leipzig
8. » Nr. 78	XIX.	Wurzen
Lehrregiment der Feldartillerieschießschule	G.	Jüterbog
1. Feldartillerieregiment Prinzregent Luitpold	I.	München
2. » Horn	II.	Würzburg
3. » Prinz Leopold	III.	München
4. » König	I.	Augsburg
5. Feldartillerieregiment König Alphons XIII. von Spanien	II.	Landau
6. Feldartillerieregiment	III.	Fürth
7. Feldartillerieregiment Prinzregent Luitpold	I.	München
8. Feldartillerieregiment	III.	Nürnberg
9. Feldartillerieregiment	I.	Landsberg
10. Feldartillerieregiment	III.	Erlangen
11. Feldartillerieregiment	II.	Würzburg
12. Feldartillerieregiment	II	Landau

V. Fußartillerie.

Truppenteile	Armeekorps	Standorte
Gardefußartillerieregiment mit Bespannungsabteilung	G.	Spandau
Fußartillerieregiment von Linger (Ostpreuß.) Nr. 1	I.	Königsberg i. Pr., Feste Boyen
» von Hindersin (Pomm.) Nr. 2	II	Danzig, Swinemünde, Pillau
» Generalfeldzeugmeister (Brandenb.) Nr. 3 mit Bespannungsabteilung	XVIII.	Mainz
Fußartillerieregiment Encke (Magdeburg.) Nr. 4 mit Bespannungsabteilung	IV.	Magdeburg
Niederschles. Fußartillerieregiment Nr. 5 » »	V.	Posen
Fußartillerieregiment von Dieskau (Schles.) Nr. 6	VI.	Neisse, Glogau
Westfäl. Fußartillerieregiment Nr. 7 mit Bespannungsabteilung	VII.	Köln
Rhein. Fußartillerieregiment Nr. 8 » »	XVI.	Metz, Diedenhofen
Schlesw.-Holstein. Fußartillerieregiment Nr. 9	VIII.	Ehrenbreitstein, Köln
Niedersächs. Fußartillerieregiment Nr. 10, I. (Hannov.), II. (Kurhess.) Bataillon mit Bespannungsabteilung	XV.	Straßburg i. Els.
1. Westpreuß. Fußartillerieregiment Nr. 11 mit Bespannungsabteilung	XVII.	Thorn, Marienburg
Fußartillerieregiment Nr. 12 mit Bespannungsabteilung	XVI.	Metz
Hohenzollernsches Fußartillerieregiment Nr. 13	XV.	Müllheim i. B., Neubreisach
Bad. Fußartillerieregiment Nr. 14 mit Bespannungsabteilung	XIV.	Straßburg i. Els.
2. Westpreuß. Fußartillerieregiment Nr. 15 mit Bespannungsabteilung	XVII.	Thorn, Graudenz
Lehrbataillon der Fußartillerieschießschule mit Bespannungsabteilung	G.	Jüterbog
1. Fußartillerieregiment vakant Bothmer mit Bespannungsabteilung	I.	Ingolstadt, Neu-Ulm, München
2. Fußartillerieregiment	II.	Metz, Germersheim

VI. Pioniere.

Truppenteile	Armeekorps	Standorte
Gardepionierbataillon nebst Versuchscompagnie	G.	Berlin
Pionierbataillon Fürst Radziwill (Ostpreuß.) Nr. 1	I.	Königsberg i. Pr.
Pomm. Pionierbataillon Nr. 2	II.	Stettin
Pionierbataillon von Rauch (Brandenb.) Nr. 3	III.	Spandau
Magdeburg. Pionierbataillon Nr. 4	IV.	Magdeburg
Niederschles. Pionierbataillon Nr. 5	V.	Glogau
Schles. Pionierbataillon Nr. 6	VI.	Neisse
Westfäl. Pionierbataillon Nr. 7	VII	Deutz
Rhein. Pionierbataillon Nr. 8	VIII.	Koblenz
Schlesw.-Holstein. Pionierbataillon Nr. 9	IX.	Harburg
Hannov. Pionierbataillon Nr. 10	X.	Minden
Kurhess. Pionierbataillon Nr. 11	XI.	Münden i. Hannov.

Truppenteile	Armeekorps	Standorte
1. Pionierbataillon Nr. 12	XII.	Dresden
Württemb. Pionierbataillon Nr. 13	XIII.	Ulm
Bad. Pionierbataillon Nr. 14	XIV.	Kehl
1. Elsäss. Pionierbataillon Nr. 15	XV.	Straßburg i. Els.
1. Lothring. Pionierbataillon Nr. 16	XVI.	Metz
Westpreuß. Pionierbataillon Nr. 17	XVII.	Thorn
Samländ. Pionierbataillon Nr. 18	I.	Königsberg i. Pr.
2 Elsäss. Pionierbataillon Nr. 19	XV.	Straßburg i. Els.
2. Lothring. Pionierbataillon Nr. 20	XVI.	Metz
Nass. Pionierbataillon Nr. 21	XVIII.	Mainz
2. Pionierbataillon Nr. 22	XIX.	Riesa
2. Westpreuß. Nr. 23	XVII.	Graudenz
1. Pionierbataillon	III.	Ingolstadt
2. Pionierbataillon	II.	Speyer
3. Pionierbataillon	I.	München

VII. Verkehrstruppen.

Truppenteile	Armeekorps	Standorte
Eisenbahnregiment Nr. 1	G.	Berlin
» Nr. 2 (7. und 8. königl. sächs. Compagnie)	G.	Berlin
» Nr. 3	G.	Berlin
Telegraphenbataillon Nr. 1 (königl. württemb. Detachement bei der 2. Compagnie, 3. königl. sächs. Compagnie) mit Funkentelegraphen- und Bespannungsabteilung sowie mit der Kavallerietelegraphenschule	G.	Berlin
Telegraphenbataillon Nr. 2 mit Funkentelegraphen- und Bespannungsabteilung	III.	Frankfurt a. O.
» Nr. 3 » » » »	VIII.	Koblenz
» Nr. 4 » » » »	XIV.	Karlsruhe
Luftschifferbataillon mit Versuchscompagnie und Bespannungsabteilung	G.	Berlin
Versuchsabteilung und Versuchscompagnie der Verkehrstruppen mit Kraftfahrabteilung	G.	Berlin
Eisenbahnbataillon	I.	München
Telegraphendetachement mit Funkentelegraphen- und Bespannungsabteilung sowie mit der Kavallerietelegraphenschule	I.	München
Luftschifferabteilung	I.	München

VIII. Train.

Truppenteile	Armeekorps	Standorte
Gardetrainbataillon	G.	Berlin
Ostpreuß. Trainbataillon Nr. 1	I.	Königsberg i. Pr.
Pomm. Trainbataillon Nr. 2	II.	Altdamm
Brandenb. Trainbataillon Nr. 3	III.	Spandau
Magdeburg. Trainbataillon Nr. 4	IV.	Magdeburg
Niederschles. Trainbataillon Nr. 5	V.	Posen
Schles. Trainbataillon Nr. 6	VI.	Breslau
Westfäl. Trainbataillon Nr. 7	VII.	Münster
Rhein. Trainbataillon Nr. 8	VIII.	Ehrenbreitstein
Schlesw.-Holstein. Trainbataillon Nr. 9	IX.	Rendsburg
Hannov. Trainbataillon Nr. 10	X.	Hannover
Kurhess. Trainbataillon Nr. 11	XI.	Cassel
1. Trainbataillon Nr. 12	XII.	Dresden
Württemb. Trainbataillon Nr. 13	XIII.	Ludwigsburg
Bad. Trainbataillon Nr. 14	XIV.	Durlach
Elsäss. Trainbataillon Nr. 15	XV.	Straßburg i. Els.
Lothring. Trainbataillon Nr. 16	XVI.	Forbach
Westpreuß. Trainbataillon Nr. 17	XVII.	Danzig (Langfuhr)
Großherzogl. Hess. Trainbataillon Nr. 18	XVIII.	Darmstadt
2. Trainbataillon Nr. 19	XIX.	Leipzig
1. Trainbataillon	I.	München
2. Trainbataillon	II.	Würzburg, Germersheim
3. Trainbataillon	III.	Fürth, Ingolstadt

Auf die Kontingente mit selbständiger Verwaltung verteilten sich 1. Okt. 1907 die Stärken wie folgt:

Kontingente	Offiziere	Sanitätsoffiziere u. Veterinäre	Zahlmeister	Unteroffiziere, Sanitätsunteroffiziere	Gemeine, Gefreite, Spielleute u.s.w.	Büchsenmacher, Waffenmeister, Sattler	Dienstpferde	Bespannte Geschütze und Maschinengewehre	Bespannte Munitionswagen
Preußen	19556	2274	1762	65621	389473	876[2]	86122	2418	107
Sachsen	1800	218	169	6228	36263	82	8361	270	8
Württemberg	956	114	88	3380	19504	45	4341	138	—
Bayern	2791	336	267	9483	55424	130	11661	306	6
Überhaupt	25103[1]	2942	2286	84712	500664	1133	110485	3132	121

[1] Dazu Reichsmilitärgericht, einschließlich bayr. Senat 8. [2] Darunter 2 Armeemusikinspizienten, 3 Werkstättenvorsteher, 2 Maschinenmeister.

Über die Kontingente, welche die unter preuß. Militärverwaltung stehenden Bundesstaaten stellen, s. die Einzelartikel der Bundesstaaten.

Der Friedensstand an Offizieren, Mannschaften und Dienstpferden verteilte sich 1. Okt. 1907 auf die einzelnen Truppengattungen folgendermaßen:

Truppengattungen	Offiziere	Unteroffiziere	Gemeine	Ärzte, Veterinäre, Zahlmeister	Andere*	Dienstpferde	Bespannte Geschütze**
Infanterie[1]	13721	50110	339798	2641	644	864	96
Kavallerie[2]	2501	10096	58654	755	198	67653	—
Feldartillerie[3]	3064	11916	53251	996	202	35373	3036
Fußartillerie[4]	1006	4390	21372	150	41	1232	—
Pioniere	626	2537	13541	108	27	—	—
Verkehrstruppen[5]	328	1141	5910	62	17	267	—
Train[6]	346	1728	6051	120	—	5096	—
Besondere Formationen[7]	600	1482	2085	126	1	—	—
Nichtregimentierte Offiziere u. s. w.[8]	2911	1312	2	270	3	—	—
Dazu Reichsmilitärgericht	8	—	—	—	—	—	—
Zusammen	25111	84712	500664	5228	1133	110485	3132

* Armeemusikinspizienten, Maschinenmeister, Büchsenmacher, Waffenmeister, Sattler, Werkstättenvorsteher. ** Und Maschinengewehre (bei der Infanterie). [1] Einschließlich Jäger und 16 (13 preuß., 1 bayr., 2 sächs.) Maschinengewehrabteilungen. [2] Einschließlich 4 Militärreitanstalten. [3] Einschließlich Schießschule. [4] Einschließlich Schießschule, Versuchsabteilung, 14 Bespannungsabteilungen. [5] Einschließlich Betriebsabteilungen, sowie Versuchsabteilung und -compagnie. [6] Einschließlich 6 Bespannungsabteilungen für Telegraphen-, Luftschiffertruppen und Kavallerie-Telegraphenschule. [7] Schloß-, Leibgarden, Feldjäger, Intendanturen, Bekleidungsämter, Erziehungs- und Bildungsanstalten u. s. w. [8] Kriegsministerien, höhere Stäbe, Generalstab, Inspektionen 2c.

Unter den preuß. Eisenbahntruppen befinden sich 2 sächs. Compagnien, bei dem Telegraphenbataillon Nr. 1 eine sächs. Compagnie und ein zu einer preuß. Compagnie gehörendes württemb. Detachement. In die Übersicht sind nicht aufgenommen: das Lehrregiment der preuß. Feldartillerieschießschule (3 Abteilungen zu je 3 fahrenden Batterien), das Lehrbataillon der preuß. Fußartillerieschießschule (4 Compagnien und 1 Bespannungsabteilung).

Zu Übungen in größern Verbänden und im Gefechtsschießen dienen außer den jährlichen Manövern die Truppenübungsplätze (s. d.).

Das preuß. Gardekorps ergänzt sich aus der ganzen preuß. Monarchie, die übrigen Armeekorps aus ihren Ersatzbezirken, die sich im allgemeinen mit den Provinzen decken, in deren Hauptstadt die Generalkommandos garnisonieren. Von den Bundesstaaten ohne selbständige Militärverwaltung gehören zum Ersatzbezirk des 4. Armeekorps die Herzogtümer Anhalt und Sachsen-Altenburg, zum 7. Armeekorps die Fürstentümer Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe, zum 9. die Großherzogtümer Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, die Freien Städte Hamburg, Lübeck, Bremen, zum 10. das Großherzogtum Oldenburg und das Herzogtum Braunschweig, zum 11. das Großherzogtum Sachsen-Weimar, die Herzogtümer Sachsen-Coburg-Gotha und Sachsen-Meiningen sowie die Fürstentümer Waldeck, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, zum 14. das Großherzogtum Baden, Hohenzollern, Teile von Elsaß, zum 15. Elsaß, zum 16. Lothringen, zum 18. das Großherzogtum Hessen.

Nach dem Ergebnis des Heerergänzungsgeschäfts von 1905 wurden in den Listen geführt: 1105816 Mann. Davon wurden ausgehoben 219090; es blieben überzählig 1031, freiwillig traten in das Heer 51547, in die Marine 2381. Von den 219090 sind ausgehoben für das Heer 206876 zum Dienst mit der Waffe, 3457 zum Dienst ohne Waffe, für die Marine 8757 Mann.

Um die Gleichmäßigkeit der Ausbildung in den einzelnen Armeekorps zu gewährleisten, sind im Frieden immer mehrere Armeekorps zu Armeeinspektionen vereinigt. Gegenwärtig (Ende 1907) giebt es deren sechs. Zur I. Armeeinspektion (Sitz Berlin) gehören das 2., 8. und 9. Armeekorps, zur II. (Meiningen) das 6., 11., 12. (1. Königl. Sächs.) und 19. (2. Königl. Sächs.), zur III. (Hannover) das 7., 10., 13. (Königl. Württemb.) und 18., zur IV. (München) das 3. und 4. sowie die drei königl. bayr. Armeekorps, zur V. (Karlsruhe) das 14., 15. und 16., zur VI. (Berlin) das 1., 5. und 17. Armeekorps. Das Gardekorps ist keiner Armeeinspektion unterstellt.

Für die andern Waffen bestehen: eine Generalinspektion der Kavallerie mit 4 Kavallerieinspektionen (s. d.), königl. bayr. Inspektion der Kavallerie, Inspektion der Feldartillerie (für die Behandlung der schießtechnischen Fragen), Generalinspektion der Fußartillerie mit 2 Fußartillerieinspektionen, deren jeder 2 Fußartilleriebrigaden zu je 4 Regimentern unterstehen, Generalinspektion des Ingenieur- und Pionierkorps und der Festungen mit 4 Ingenieur- und 3 Pionierinspektionen, königl. bayr. Inspektion des Ingenieurkorps und der Festungen, Inspektion der Jäger und Schützen, Traininspektion mit 4 Traindirektionen, Inspektion der Verkehrstruppen, Inspektion der Telegraphentruppen, Inspektion der Feldtelegraphie mit 2 Inspektionen der Telegraphentruppen. An der Spitze des technischen Waffenwesens und seiner Verwaltung und damit auch der Train- und Artilleriedepotinspektionen stehen die Feldzeugmeistereien in Preußen (unter ihr die Inspektionen der technischen Institute der Infanterie und der Artillerie) und Bayern (seit 1906), in Sachsen die Zeugmeisterei. Die Militärerziehungs- und Bildungsanstalten Preußens unterstehen der Generalinspektion des Militärerziehungs- und Bildungswesens, diejenigen Bayerns der Inspektion der Militärbildungsanstalten.

Über die Landwehrinspektionen s. Bezirk.

Das auf Kriegsfuß gebrachte Heer bildet mit Bezug auf die Art der Verwendung: Feld-, Feldreserve-, Besatzungs- und Ersatztruppen. Den Feldtruppen gehören im allgemeinen die jüngsten Mannschaften an, den Feldreservetruppen die mittlern Jahrgänge des Beurlaubtenstandes, den Besatzungstruppen die ältern, zum Teil nicht mehr felddienstfähigen Mannschaften. Zu den Ersatztruppen gehören Mannschaften aller Jahrgänge, je nachdem die betreffende Ersatztruppe Ergänzungsmannschaften für Feldtruppen u. s. w. auszubilden hat.

Für ihre Verwendung gliedern sich die Feldtruppen mit den Feldreservetruppen in Armeen (s. d.), welche aus mehrern Armeekorps (s. d.), Kavalleriedivisionen (s. d.) und Reservedivisionen (s. d.) bestehen. Jedes Armeekorps hat in der Regel 2 Infanteriedivisionen und 1 Reservedivision, die sich meist aus 2 Infanteriebrigaden (zu 2 Regimentern), 1 Kavallerieregiment zu 3 Eskadrons, 2 Feldartillerieregimentern, 1 Pioniercompagnie mit Feldbrückentrain und 1 Sanitätsdetachement, 1 Munitionskolonnenabteilung zusammensetzen. Außerdem sind den Armeekorps in der Regel 1 Jägerbataillon, 1 Korpsbrückentrain, Munitionskolonnen und Trains (Proviant-, Fuhrpark-, Feldbäckereikolonnen, Reservebäckerdetachement, Feldlazarette, Pferdedepot) zugeteilt. — Die Besatzungstruppen bilden die Besatzung der festen Plätze und werden zur Sicherung der rückwärtigen Verbindungen des Heers (s. Etappenlinien) verwendet. Die Kriegsstärke des Heers ist abhängig von der Anzahl der Neuformationen, die bei der Mobilmachung aufgestellt werden. Mobilmachung und wirkliche Kriegsstärke werden geheim gehalten. Man darf indessen annehmen, daß sie das Vierfache der Friedensstärke, also über 2 Mill. Streiter erreicht.

Im J. 1886 wurde die Uniformierung des bayr. Heers verändert, am meisten in die Augen fallend ist der Ersatz des bayr. Raupenhelms durch den Helm mit Spitze, ebenso die Bekleidung und Ausrüstung der seit 1. April 1886 in den Verband des preuß. Heers übernommenen braunschw. Truppen (s. Braunschweig, Heerwesen).

Im Herbst 1886 begann die Neubewaffnung der deutschen Infanterie mit dem Gewehr M 71.84.

Am 3. März 1887 wurden neue Bestimmungen über die Ausrüstung der Infanterie erlassen, wodurch die Belastung des kriegsmäßig ausgerüsteten Soldaten beträchtlich verringert wurde. Kochgeschirr und Tornister wurden erleichtert und die Patrontaschen zweckmäßig verändert. 1889—91 erfolgte die Neubewaffnung mit dem Gewehr 88 und 1900 begann diejenige mit dem Gewehr 98. In diese Zeit fällt auch die Neuarmierung der Feldartillerie mit Schnellfeuergeschützen. Mit Ausnahme der 1. und 2. Bataillone der Garderegimenter und der Grenadierregimenter Nr. 1—12 wurde bei der preuß. Infanterie schwarzes Lederzeug eingeführt. Über die Einführung der Exerzierreglements s. d. Über Kriegsministerium und Generalstab s. diese Artikel.

Zur Erinnerung an die Feier des 100. Geburtstages Kaiser Wilhelms I., 22. März 1897, tragen sämtliche Truppenteile der deutschen Armee seitdem neben der Landeskokarde die deutsche Kokarde.

Die Bewaffnung der deutschen Armee ist 1906 folgende: 1) Infanterie: Feldwebel und sonstige Unteroffiziere mit Offizierseitengewehr: Infanterieoffizierdegen n/M und Revolver 83; alle übrigen Unteroffiziere und Gemeine: Infanterieseitengewehr 98 und Gewehr 98 (s. Handfeuerwaffen). Maschinengewehre System Maxim (7,9 mm) sind 1. Okt. 1901 eingeführt worden (s. Maschinengewehrabteilungen und Geschütz). 2) Jäger und Schützen, Pionier- und Verkehrstruppen dasselbe, jedoch Hirschfänger 71 und Faschinenmesser 71. 3) Kavallerie: Garde du Corps und Kürassierregimenter: Kürassierdegen 54; alle übrigen: Kavalleriedegen 89 und Stahlrohrlanzen (s. Lanze), letztere außer Jägern zu Pferde, Portepeeunteroffizieren und Trompetern; alle Unteroffiziere und Trompeter: Revolver 83; Gemeine: Karabiner 88 bez. 98, entsprechend der Infanteriewaffe. 4) Feldartillerie: Feldkanone 96 n/A (7,7 cm) und leichte (10,5 cm-) Feldhaubitze; Unteroffiziere und Mannschaften der reitenden Batterien: Artilleriesäbel neuen Modells und Revolver 83; die Fußmannschaften der fahrenden Batterien: Infanterieseitengewehr n/M und Revolver 83. 5) Fußartillerie, soweit sie bespannt ist (schwere Artillerie des Feldheers), mit der schweren (15 cm-) Feldhaubitze 02 und dem 21 cm-Mörser, Belagerungs-, Festungs- und Küstenartillerie Geschütze der verschiedensten Kaliber; Feldwebel u. s. w.: Artillerieoffiziersäbel und Revolver 83; Unteroffiziere und Gemeine: Gewehr 91 und Artillerieseitengewehr 71. 6) Train: Unteroffiziere und berittene Mannschaften: Artilleriesäbel (auch Kavalleriesäbel a/M) und Karabiner 88 bez. 98; Fußmannschaften: Infanterieseitengewehr n/M.

An die Stelle des 1901 aufgelösten Ostasiatischen Expeditionskorps trat 8. Juni 1901 die Ostasiatische Besatzungsbrigade, und diese wiederum wurde 1906 durch das Ostasiatische Detachement ersetzt. Dieses gliedert sich in das Kommando und die Verwaltungsbehörden in Tien-tsin, die Gesandtschaftsschutzwache, bestehend aus Stab, 2 Infanteriecompagnien und 1 Zug Artillerie in Peking sowie in die Reserve, bestehend aus 1 unberittenen, 1 berittenen Infanteriecompagnie nebst je 1 Zug Maschinengewehre und Lazarett in Tien-tsin (davon 1 Zug Infanterie in Tang-ku).

Über die kaiserl. Schutztruppen (s. d.).

Litteratur s. am Schluß des Artikels.

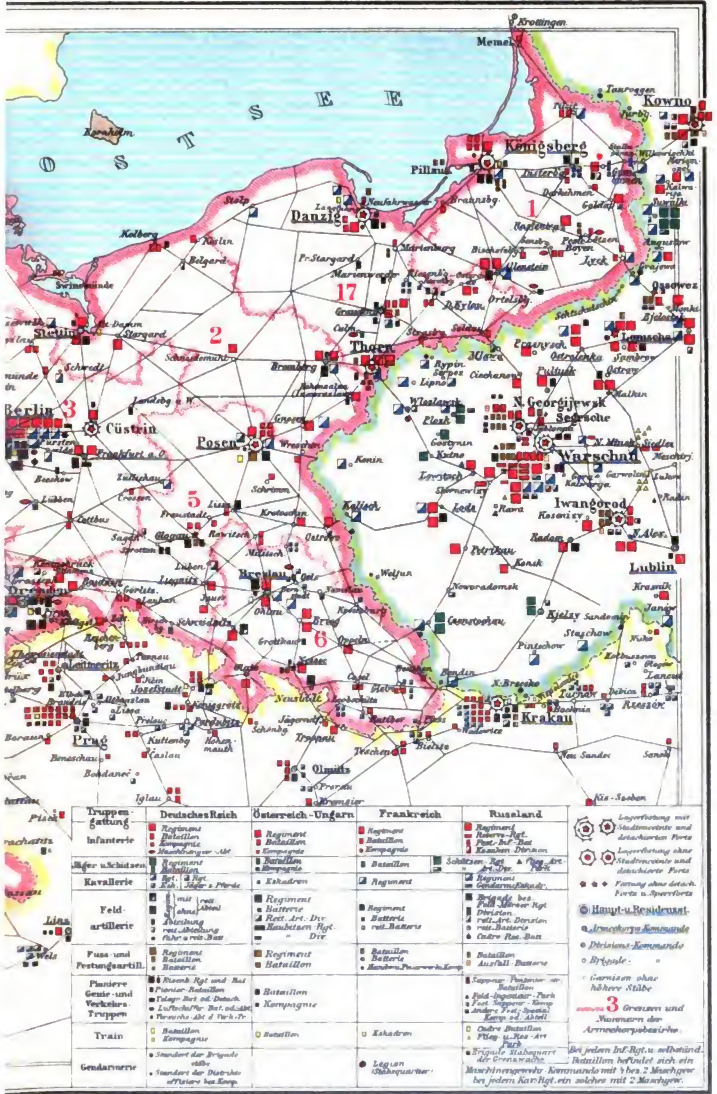
II. **Kriegsmarine.** Zum Dienst in der kaiserl. Marine ist die gesamte seemännische und halbseemännische Bevölkerung des Deutschen Reichs verpflichtet; zu dieser werden gerechnet: Seeleute von Beruf, See-, Küsten- und Haffischer, Schiffszimmerleute, Maschinisten und Heizer von See- und Flußdampfern. Zur Auffüllung des Bedarfs werden Mannschaften der Landbevölkerung eingestellt, auch können sich Nichtseeleute als vier-, fünf- und sechsjährig Freiwillige zum Eintritt melden. Die Dienstzeit beträgt 3 Jahre bei der Flotte, 4 Jahre bei der Marinereserve und 5 Jahre in der Seewehr ersten Aufgebots, dann bis 31. März des Kalenderjahres, in welchem das 39. Lebensjahr vollendet wird, in der Seewehr zweiten Aufgebots und dann im Landsturm.

Über Ergänzung des Offizierbedarfs s. Seekadett. Über die Abzeichen s. Chargenabzeichen.

Die Kriegsmarine, deren erste Organisation auf dem Flottengründungsplan von 1873 beruht, steht unter dem Oberbefehl des Kaisers (Reichsverfassung Art. 53); sie gliedert sich in Marinebehörden und Marineteile. Die obersten Kommandobehörden, deren Befehlshaber die Machtbefugnisse der kommandierenden Generale haben, sind die Marinestationen (s. d.) und der Chef der Hochseeflotte.


Maßstab 1:4750000.
NORDSEE
Hamburg
Bremen
Hannover
Münster
Köln
Koblenz
Frankfurt a. M.
Cassel
Leipzig
Würzburg
Nürnberg
Stuttgart
München
Strassbg.
Karlsruhe
Mainz
Innsbruck
Verdun
Toul
Épinal
Langres
Belfort
Besançon
2. Bayr.
3. Bayr.
1. Bayr.
April 1909.

N DEN GRENZGEBIETEN SEINER NACHBARSTAATEN.



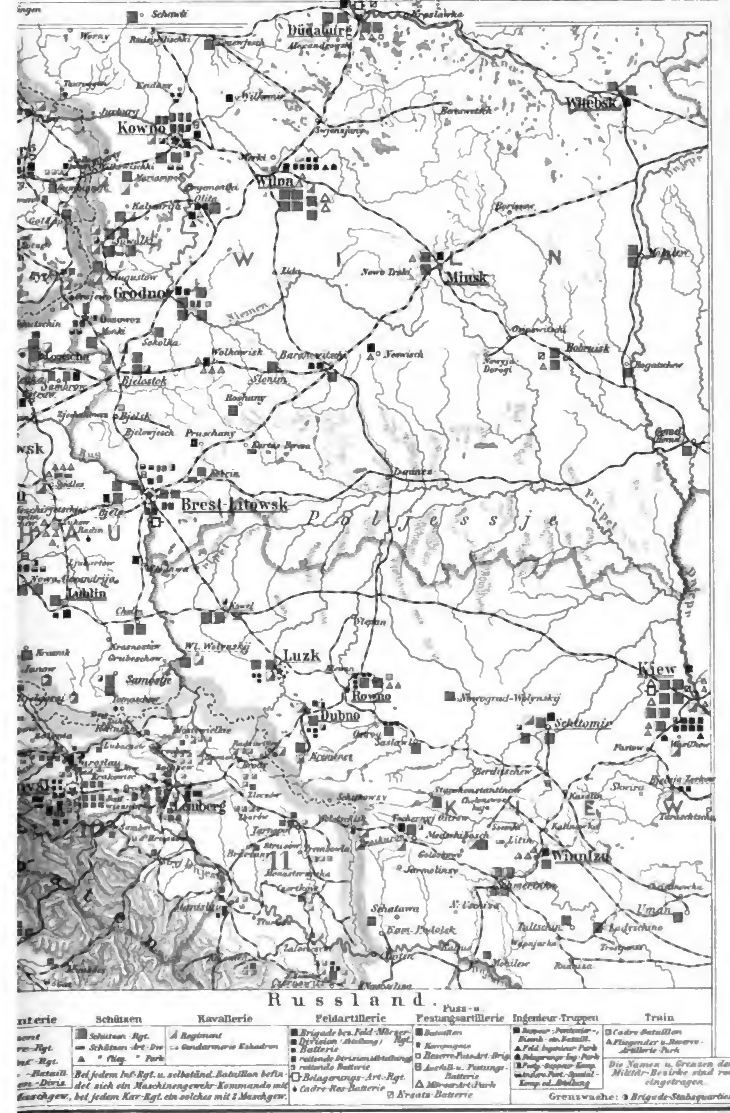
F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

MILITÄRDISLOKATION IM DEUTS(



Brockhaus' Konversations-Lexikon. 14. Aufl.

CHEN REICHE, ÖSTLICHE GRENZE.



Gleichgeordnet ist der Chef des Admiralstabes (s. d.). Der dienstälteste Admiral kann Titel und Funktion als Generalinspekteur der Marine (s. Generalinspektion) verliehen erhalten (seit 1899). Den Marinestationen unterstehen die Marineinspektionen (s. d.), die übrigen Inspektionen (s. unten) in Bezug auf Kommandoangelegenheiten und die den Inspektionen unterstellten Marineteile am Lande und zur See, soweit letztere nicht einem Flotten- oder Geschwaderverbande zugeteilt sind. Die **Marineteile am Lande** umfassen die Matrosendivisionen (s. d.), Werftdivisionen (s. d.), Torpedodivisionen (s. d.), Schiffsjungendivision, Matrosenartillerieabteilung (s. d.), Minenabteilung und Seebataillon (s. oben und Marineinfanterie). Die **Marineteile zur See** sind die in Dienst befindlichen Kriegsschiffe und Fahrzeuge. Je nach der Bauart und dem Verwendungszweck unterscheidet man: 1) **Linienschiffe** (s. d.); 2) **Küstenpanzerschiffe**; 3) **Panzerkanonenboote** (diese beiden Arten sterben aus); 4) **Kreuzer** (s. d.); 5) **Kanonenboote** (s. d.); 6) **Schulschiffe** (s. d.); 7) **Specialschiffe** (s. d.); 8) **Torpedoboote** (s. d.); 9) **Unterseeboote** (s. Unterwasserboote).

Die Schiffe werden, sofern sie nicht allein fahren, in Flotten-, Geschwader-, Divisions- und Flottillenverbände zusammengefaßt. Ständig in Dienst in heimischen Gewässern sind die Hochseeflotte (16 Linienschiffe, 3 Große, 6 Kleine Kreuzer, 4 Torpedobootsflotillen, Tender und Depeschenboote); die Reserveformation der Hochseeflotte in Danzig und Wilhelmshaven (8 Küstenpanzerschiffe, einige ältere Linienschiffe, von denen aber nur einzelne in Dienst gestellt sind), endlich eine Anzahl von Schul-, Versuchs- und Specialschiffen. Auf außerheimischen Stationen befanden sich 1907: Mittelmeerstation 1 Stationsfahrzeug; westafrikanische 1 Ungeschützter, ostafrikanische 2 Ungeschützte; ost- und westamerikanische 1 Kleiner Geschützter Kreuzer, 1 Kanonenboot; australische 1 Vermessungsschiff, 1 Kleiner Ungeschützter Kreuzer; ostasiatische Station das Kreuzergeschwader (1 Panzer-, 3 Kleine Geschützte Kreuzer), ferner 4 Kanonen-, 3 Flußkanonenboote, 2 Torpedoboote, 1 Begleitschiff.

Oberste Verwaltungsbehörde, zugleich Reichsbehörde, ist das **Reichsmarineamt** (s. d.); von ihm ressortieren (s. oben, Kommandobehörden) die Inspektionen des Bildungswesens, des Torpedowesens mit dem Torpedoversuchskommando und der Torpedowerkstatt, der Schiffsartillerie mit dem Artillerieversuchskommando, der Küstenartillerie und des Minenwesens mit der Minenversuchskommission, der Marineinfanterie, die Marinedepotinspektion, das Gouvernement Kiau-tschou einschließlich der dort befindlichen Besatzungstruppen, die Werften (s. d.) zu Kiel, Wilhelmshaven und Danzig, die Schiffsprüfungskommission, die Schiffsbesichtigungskommission, der Marinekommissar für den Kaiser-Wilhelm-Kanal, die Küstenbezirks-, Bekleidungs-, die Sanitätsämter mit den Lazaretten der Marinegarnisonen und in Jokohama, die Marineintendanturen, die Deutsche Seewarte in Hamburg, das Observatorium in Wilhelmshaven, das Chronometerobservatorium in Kiel, die Fortifikationen.

Ein Verzeichnis der fertigen und bis 1907 vom Stapel gelaufenen Kriegsschiffe giebt die Beilage: **Die deutschen Kriegsschiffe im Jahre 1907.** Zu den dort unter VII. erwähnten **Torpedofahrzeugen** gehören: 56 fertige große Torpedoboote mit einer Wasserverdrängung von je 280 bis 572 Tonnen, einer Geschwindigkeit von 21 bis 30 Seemeilen und 2500—10000 indizierten Pferdestärken; ferner 47 kleine Torpedoboote mit einer Wasserverdrängung von je 130 bis 170 Tonnen, einer Geschwindigkeit von 22 bis 25 Seemeilen und 1350—1800 indizierten Pferdestärken, außerdem etwa 25 kleinere veraltete Boote; 13 große Torpedoboote befinden sich im Bau.

Die Fortentwicklung der Kriegsmarine beruht auf dem **Flottengesetz** vom 14. Juni 1900, dessen hauptsächlichste Bestimmungen lauten: **Schiffsbestand.** §. 1. Es soll bestehen: 1) die Schlachtflotte: aus 2 Flottenflaggschiffen, 4 Geschwadern zu je 8 Linienschiffen, 8 Großen und 24 Kleinen Kreuzern als Aufklärungsschiffen; 2) die Auslandsflotte: aus 3 Großen und 10 Kleinen Kreuzern; 3) die Materialreserve: aus 4 Linienschiffen, 3 Großen und 4 Kleinen Kreuzern. Ferner soll in jedem Jahr eine Torpedobootsdivision gebaut werden. §. 2. Ausgenommen bei Schiffsverlusten sollen ersetzt werden: Linienschiffe nach 25 Jahren, Kreuzer nach 20 Jahren. **Personalbestand.** An Deckoffizieren, Unteroffizieren und Gemeinen sollen vorhanden sein: 1) volle Besatzungen für die zur aktiven Schlachtflotte gehörigen Schiffe, für die Hälfte der Torpedoboote, die Schulschiffe und die Specialschiffe; 2) Besatzungsstämme (Maschinenpersonal zwei Drittel, übriges Personal die Hälfte der vollen Besatzungen) für die zur Reserveschlachtflotte gehörigen Schiffe sowie für die zweite Hälfte der Torpedoboote; 3) $1\frac{1}{2}$ fache Besatzungen für die im Auslande befindlichen Schiffe; 4) der erforderliche Landbedarf; 5) ein Zuschlag von 5 Proz. zum Gesamtbedarf.

Die durch das Flottengesetz vorgesehene Stärke der Kriegsmarine soll im J. 1917 erreicht sein, wozu, außer der Neubeschaffung von kleinen Kreuzern und Torpedobooten, der jährliche Bau von 3 großen Schiffen (Linienschiffen und großen Kreuzern) und eine entsprechende Personalverstärkung notwendig sind. Durch die Vermehrung des schwimmenden Materials wird ferner der Ausbau der Hafen- und Werftanlagen in Kiel, Wilhelmshaven und Danzig bedingt. Die im März 1906 angenommene Flottenvorlage verlangt zur Ergänzung des Flottengesetzes von 1900 für die J. 1906—11 den Bau von 6 Großen Kreuzern und für 1906—17: 12 Torpedobootsdivisionen, ferner jährlich 5 Mill. M. für Erprobung von Unterseebooten und eine Bereitstellung höherer Mittel infolge des Anwachsens des Deplacements der Schiffe. Durch die Flottenvorlage von 1907 soll das Alter der Linienschiffe von 25 auf 20 Jahre herabgesetzt werden. Die hierdurch entstehenden Mehrkosten kommen etwa den Kosten von 3 Linienschiffen gleich. Nach dem Marineetat für 1908 beträgt das Budget 339,2 Mill. M.; hiervon entfallen auf fortlaufende Ausgaben 133,7, Schiffsneubauten und Armierungen 171 Mill. M.

Das Personal für 1907/8 zählt: 4 Admirale, 7 Vice-, 15 Konteradmirale, 74 Kapitäne zur See, 159 Fregatten- und Korvettenkapitäne, 379 Kapitänleutnants, 503 Oberleutnants, 404 Leutnants zur See, 42 pensionierte Offiziere, zusammen 1587 Seeoffiziere; 378 Fähnriche zur See, 175 Seekadetten; 295 Marineingenieure; 1607 Deck-, 7902 Unteroffiziere, 26809 Gemeine der Matrosen-, Werft- und Torpedodivisionen, 1500 Schiffsjungen, zusammen 37818 Mann; 69 Deck-, 421 Unteroffiziere, 2781 Gemeine der Matrosenartillerie- und Minenabteilungen, zusammen 3271 Mann; 49 Offiziere,

191 Feldwebel und Unteroffiziere, 1038 Gemeine und Gefreite, zusammen 1278 Mann der Marineinfanterie; 25 Unteroffiziere und 200 Gemeine der Bekleidungsämter; 234 Marineärzte, 199 Sanitätsunteroffiziere und 212 Sanitätssoldaten; 78 Zeug- und Feuerwerks-, 103 Deckoffiziere, 64 Zeugunteroffiziere der Artillerieverwaltungen; 71 Offiziere, 147 Deck-, 103 Unteroffiziere des Torpedo- und Minenwesens, 233 Zahlmeisteraspiranten u. s. w.; 96 Verwaltungsschreiber; 28 Deckoffiziere des Vermessungswesens, insgesamt 2314 Offiziere und Ärzte, 44310 Unteroffiziere u. s. w., d. i. 47634 Köpfe. Durch die im Etat 1908 geforderte Personalvermehrung wird die Zahl der Köpfe 50000 überschreiten.

Die **Küstenbefestigungen** (s. d.) sind gleichfalls der Marine zugeteilt. Die Kriegshäfen Wilhelmshaven und Kiel-Friedrichsort sichern gemeinsam mit Helgoland auch die Mündungen des Kaiser-Wilhelm-Kanals; im übrigen sind Cuxhaven, Geestemünde, Swinemünde, Danzig mit Neufahrwasser und Weichselmünde, Pillau befestigt.

Reichskriegshäfen (s. d.) sind Kiel und Wilhelmshaven. Die Bezeichnung aller Marinebehörden und des Personals ist «Kaiserlich», die Kokarde ist schwarz-weiß-rot, der Fahneneid wird dem «Deutschen Kaiser» auf die **Kriegsflagge** geleistet. — Über die Kriegsflagge und der bei den Reichsbehörden geführten Flaggen, Kommando- und Unterscheidungszeichen s. Deutschland und Deutsches Reich (Abschnitt Flaggen) und die dem Artikel beigegebene Tafel: **Flaggen des Deutschen Reichs.**

Geschichte. Die Anfänge der deutschen Marine, die aus der des Norddeutschen Bundes und aus der alten preußischen hervorgegangen ist, fallen in die Zeit des Großen Kurfürsten. Dieser schloß 1675 einen Mietsvertrag mit dem holländ. Schiffsreeder Benjamin Raule wegen Überlassung von 3 Fregatten und 2 kleinen Fahrzeugen, lieh sich dazu noch von der holländ. Admiralität 3 Schiffe und errang mit dieser Flotte in dem Kriege gegen Schweden (1675—79) namhafte Erfolge. 1682 errichtete der Große Kurfürst eine brandenb.-afrik. Handelsgesellschaft; 1683 wurde durch den Kammerjunker O. F. von der Gröben (s. d.), der den Befehl über die Fregatten Churprinz und Mohrian hatte, die Feste Großfriedrichsburg in der Nähe des Kaps der drei Spitzen an der Westküste Afrikas gegründet. Bald nachher wurden auch an andern afrik. Küstenplätzen Handelsfaktoreien, durch Forts geschützt, angelegt. Infolge der Kolonialthätigkeit wurde die brandenb. Marine wesentlich vergrößert. Hauptflottenstation wurde Schloß Gretsyhl bei Emden; es waren (1688) 35 Schiffe mit 210 Kanonen und 40 Fahrzeuge mit 80 Stücken vorhanden. Nach dem Tod des Großen Kurfürsten 1688 verfiel die Flotte, und mit Unterzeichnung der Urkunde der Verzichtleistung auf allen Kolonialbesitz 13. Aug. 1720 durch Friedrich Wilhelm I. verschwand die weiße Flagge mit dem roten Adler von dem Weltmeer. Erst unter Friedrich Wilhelm III. tauchten wieder schüchterne Projekte in Preußen zur Gründung einer Marine auf. 1844 wurde in Stettin die Segelkorvette Amazone erbaut und armiert, zunächst zur Ausbildung von Navigationsschülern. Bei den Einigungsversuchen 1848 wurde auch der Ruf nach einer deutschen Flotte laut. Zu diesem Zweck erschienen mehrere Broschüren, und auch Prinz Adalbert von Preußen schrieb eine «Denkschrift über die Bildung einer deutschen Flotte». Die Frankfurter Nationalversammlung bewilligte 6 Mill. Thlr. zum Ankauf von Schiffen; außerdem sammelte ein Flottenkomitee patriotische Gaben zur Gründung einer Reichsflotte. In dem Kriege gegen Dänemark (1848—50) war die einzige Aktion der deutschen Flotte unter Brommes (s. d.) Leitung eine Rekognoscierungsfahrt 4. Juni 1849 mit den Dampfern Barbarossa, Hamburg und Lübeck von Bremerhaven nach Helgoland zu. Weitere Angriffe mußten mit Rücksicht auf die Überlegenheit des dän. Blockadegeschwaders unterbleiben. Da überdies England erklärte, die deutsche Kriegsflagge (schwarz-rot-gelb, den zweiköpfigen Reichsadler auf gelbem Grund in der obern innern Ecke) nicht zu kennen, und solche unbekannte Flaggen in See wie diejenigen von Seeräubern behandeln zu wollen, so entschied sich Preußen dahin, seine Kanonenboote und die Amazone unter eigener Flagge (weiß, dreieckig ausgezackt, den schwarzen Adler in der Mitte und das eiserne Kreuz in der obern innern Ecke) fahren zu lassen. Am 1. März 1849 wurde das Oberkommando der preuß. Marine errichtet und Prinz Adalbert mit der Leitung betraut. Die Seestreitkräfte bestanden außer der Amazone aus 2 armierten Raddampfern, Adler und Elisabeth, 21 Ruderkanonenschaluppen und 6 Ruderkanonenjollen mit insgesamt 67 Kanonen, 37 Offizieren und 1521 Mann. Zur Ausbildung des Personals wurden Offiziere fremder Marinen herangezogen; ein Holländer, Kommodore Schröder, erhielt den Befehl über die Flottille. Das erste Gefecht lieferte der mit 4 Geschützen armierte Adler 27. Juni 1849 bei Brüsterort mit der dän. Brigg St. Croix von 14 Geschützen; das Gefecht wurde mit Einbruch der Dunkelheit ohne Ergebnis beendet. Nach der Wiederherstellung des Deutschen Bundestages wurde 1852 die deutsche Flotte durch Hannibal Fischer versteigert, wobei die Fregatte Gefion und der Dampfer Barbarossa in den Besitz Preußens übergingen, das seine Flotte nunmehr allmählich auszubauen begann. 1853 wurde als Centralverwaltungsbehörde die Admiralität in Berlin errichtet und der Vertrag mit Oldenburg wegen Überlassung des Gebietes von Heppens an der Jade, zum Bau des Kriegshafens Wilhelmshaven (s. d.), abgeschlossen. 1856 unternahm der Prinzadmiral an Bord der Dampffregatte Danzig eine Kreuzfahrt nach dem Mittelmeer, um die Piraten an der nordafrik. Küste El-Rif zu strafen; bei Tresforcas fand ein heftiges Landungsgefecht statt, wobei eine steile Felsenküste erstürmt wurde, dann aber unter bedeutendem Verlust vor der Übermacht der Piraten der Rückzug angetreten werden mußte. In die J. 1859—62 fällt die preuß. Expedition nach Ostasien mit den Schiffen Arkona, Thetis, Frauenlob und Elbe, wobei der Schoner Frauenlob im Taifun verloren ging. Ein zweiter Verlust traf die Flotte 1861 durch den Untergang der Amazone. Bei Ausbruch des Dänischen Krieges standen, unter Ausschluß der im Auslande befindlichen Schiffe, 3 Korvetten, 20 Dampfkanonenboote und 22 Ruderkanonenschaluppen und -Jollen Preußen zur Verfügung; Swinemünde war Hauptflottenstation. Am 17. März 1864 lieferte der Geschwaderchef Kapitän z. S. Jachmann (s. d.) mit den Schiffen Arkona, Nymphe und Loreley, sowie einer Kanonenbootsdivision dem dän. Ostseeblockadegeschwader, bestehend aus dem weit überlegenen Schraubenlinien-

Die deutschen Kriegsschiffe im Jahre 1907.

Namen [1]	Jahr des Stapellaufs	Station [2]	Wasserverdrängung in Tonnen	Schiffslänge	Schiffsbreite	Tiefgang	Indizierte Pferdestärken	Geschwindigkeit in Seemeilen [3]	Kohlenvorrat in Bunkern [4] in Tonnen	Dampfstrecke in Seemeilen [5]	Besatzungsstärke	Torpedorohre	Panzerung [6]				Anzahl und Bezeichnung der Geschütze [7]
				m	m	m							D	W	A		
I. Linienschiffe.																	
Ersatz Württemberg, Baden, Bayern, Sachsen	i. Bau	.	18000	.	.	.	.	.	.	.	860	.	.	.	.	.	.
Schleswig-Holstein, Schlesien	1906	N	13200	121,5	22,2	7,7	16000	18,0	800	5500	729	6	7,5	24,0	28,0	17,0	
Pommern, Hannover	1905	N	13200	121,5	22,2	7,7	16000	18,0	800	5500	729	6	7,5	24,0	28,0	17,0	
Deutschland	1904	N	13200	121,5	22,2	7,7	16000	18,0	800	5500	729	6	7,5	24,0	28,0	17,0	
Lothringen	1904	O	13200	121,5	22,2	7,7	16000	18,0	700	5500	691	6	7,5	22,5	28,0	17,0	4: 28 L 40, 14: 17 L 40, 22: 8,8 L 35, 4: 3,7 M, 4 Mg
Preußen, Hessen, Elsaß	1903	O	13200	121,5	22,2	7,7	16000	18,0	700	5500	691	6	7,5	22,5	28,0	17,0	
Braunschweig	1902	O	13200	121,5	22,2	7,7	16000	18,0	700	5500	691	6	7,5	22,5	28,0	17,0	
Mecklenburg, Schwaben	1901	N	11800	120,0	20,8	7,6	14400	18,0	800	5000	660	6	7,5	22,5	28,0	15,0	
Zähringen, Wettin	1901	N	11800	120,0	20,8	7,6	14400	18,0	800	5000	660	6	7,5	22,5	25,0	15,0	
Wittelsbach	1900	N	11800	120,0	20,8	7,6	14400	18,0	800	5000	660	6	7,5	22,5	25,0	15,0	
Kaiser Barbarossa	1900	O	11150	115,0	20,4	7,8	13500	17,5	650	5000	658	6	7,5	30,0	25,0	15,0	
Kaiser Karl der Große	1899	O	11150	115,0	20,4	7,8	13500	17,5	650	5000	658	6	7,5	30,0	25,0	15,0	4: 24 L 40, 18: 15 L 40, 12: 8,8, L 30, 12: 3,7 M, 8 Mg
Kaiser Wilhelm der Große	1899	O	11150	115,0	20,4	7,8	13500	17,5	650	5000	658	6	7,5	30,0	25,0	15,0	
Kaiser Wilhelm II.	1897	O	11150	115,0	20,4	7,8	13500	17,5	650	5000	658	6	7,5	30,0	25,0	15,0	
Kaiser Friedrich III.	1896	O	11150	115,0	20,4	7,8	13500	17,5	650	5000	658	6	7,5	30,0	25,0	15,0	
Wörth	1892	N	10060	108,0	19,7	7,4	9700	16,3	640	4500	579	3	6,5	40,0	30,0	4,0	
Brandenburg	1891	N	10060	108,0	19,7	7,4	9700	16,3	640	4500	579	3	6,5	40,0	30,0	4,0	4: 28 L 40 G, 2: 28 L 35 G, 8: 10,5 L 35, 8: 8,8, 10: 3,7 M, 4 Mg
Kurfürst Friedrich Wilhelm	1891	N	10060	108,0	19,7	7,4	9700	16,3	640	4500	579	3	6,5	40,0	30,0	4,0	
Weißenburg	1891	N	10060	108,0	19,7	7,4	9700	16,3	640	4500	579	3	6,5	40,0	30,0	4,0	
II. Küstenpanzerschiffe.																	
Ägir (1895), Odin (1894)	1903	O	4150	80,4	15,0	5,3	5100	15,5	580	3500	303	4	7,0	22,0	20,0	—	
Hagen (1893)	1902	O	4100	80,4	15,0	5,3	5000	15,0	580	3500	303	4	5,0	24,0	20,0	—	
Heimdall (1892)	1902	O	4100	81,4	15,0	5,3	5000	15,0	580	3500	303	4	5,0	24,0	20,0	—	
Hildebrand (1892)	1902	O	4100	81,4	15,0	5,3	5000	15,0	580	3500	303	4	5,0	24,0	20,0	—	3: 24 L 35, 10: 8,8 L 30, 6: 3,7 M, 4 Mg
Frithjof (1891)	1902	O	4100	81,4	15,0	5,3	5000	15,0	580	3500	303	4	5,0	24,0	20,0	—	
Beowulf (1890)	1902	O	4100	81,4	15,0	5,3	5000	15,0	580	3500	303	4	5,0	24,0	20,0	—	
Siegfried	1889	N	4100	81,4	15,0	5,3	5000	15,0	580	3500	303	4	5,0	24,0	20,0	—	
III. Panzerkanonenboote.																	
Hummel	1881	O	1100	44,0	11,0	3,3	700	8,0	40	700	88	2	5,0	20,3	20,3	.	
Salamander	1880	N	1100	44,0	11,0	3,3	700	8,0	40	700	88	2	5,0	20,3	20,3	.	
Natter	1880	O	1100	44,0	11,0	3,3	700	8,0	40	700	88	2	5,0	20,3	20,3	.	
Krokodil, Basilisk	1878	O	1100	44,0	11,0	3,3	700	8,0	40	700	88	2	5,0	20,3	20,3	.	
Chamäleon	1878	N	1100	44,0	11,0	3,3	700	8,0	40	700	88	2	5,0	20,3	20,3	.	1: 30,5 L 22 G, 2: 8,7, 2: 3,7 M
Skorpion	1877	O	1100	44,0	11,0	3,3	700	8,0	40	700	88	2	5,0	20,3	20,3	.	
Mücke	1877	O	1100	44,0	11,0	3,3	700	9,0	40	700	88	2	5,0	20,3	20,3	.	
Biene	1876	O	1100	44,0	11,0	3,3	700	9,0	40	700	88	2	5,0	20,3	20,3	.	
Viper	1876	N	1100	44,0	11,0	3,3	700	9,0	40	700	88	2	5,0	20,3	20,3	.	
Wespe	1876	N	1100	44,0	11,0	3,3	700	9,0	40	700	88	2	5,0	20,3	20,3	.	

Die deutschen Kriegsschiffe im Jahre 1907.

Namen[1]	Jahr des Stapellaufs	Station[2]	Wasserverdrängung in Tonnen	Schiffslänge	Schiffsbreite	Tiefgang	Indizierte Pferdestärken	Geschwindigkeit in Seemeilen[3]	Kohlenvorrat in Bunkern[4] in Tonnen	Dampfstrecke in Seemeilen[5]	Besatzungsstärke	Torpedorohre	Panzerung[6]				Anzahl und Bezeichnung der Geschütze[7]
				m	m	m							D	W	A		
IV. Große Kreuzer.																	
1) Panzerkreuzer.																	
F, E	i. Bau	.	15 000	.	.	.	.	.	.	.	791	.	.	.	.	.	
Scharnhorst, Gneisenau	1906	.	11 600	137,0	21,6	7,5	26 000	22,5	800	.	650	4	5,5	15,0	17,0	15,0	8: 21 L 40, 6: 15 L 40, 20: 8,8 L 35, 14: 3,7 M, 4 Mg
York	1904	O	9 500	123,0	20,2	7,3	20 000	21,0	750	5000	616	4	5,0	10,0	15,0	10,0	4: 21 L 40, 10: 15 L 40, 16: 8,8 L 35, 10: 3,7 M, 4 Mg
Roon	1903	O	9 500	123,0	20,2	7,3	20 000	21,0	750	5000	616	4	5,0	10,0	15,0	10,0	
Friedrich Karl	1902	N	9 050	120,0	19,6	7,3	17 700	20,5	1000	5000	557	4	5,0	10,0	15,0	10,0	4: 21 L 40, 10: 15 L 40, 12: 8,8 L 35, 14: 3,7 M, 4 Mg
Prinz Adalbert	1901	N	9 050	120,0	19,6	7,3	17 700	20,5	1000	5000	557	4	5,0	10,0	15,0	10,0	
Prinz Heinrich	1900	O	8 930	120,0	19,6	7,3	15 700	20,0	750	4500	535	4	5,0	10,0	15,0	10,0	2: 24 L 40, 10: 15 L 40, 10: 8,8, 14: 3,7 M, 4 Mg
Fürst Bismarck	1897	O	10 700	120,0	20,4	7,9	13 600	19,0	1000	4000	583	6	5,0	20,0	20,0	10,0	4: 24 L 40, 12: 15 L 40, 10: 8,8, 14: 3,7 M, 4 Mg
2) Geschützte Kreuzer.																	
Hansa	1898	O	5 880	105,0	17,6	6,6	10 500	19,0	900	4000	473	3	10,0	—	10,0	10,0	2: 21 L 40, 8: 15 L 40, 10 bez. 8: 8,8 L 30, 10: 3,7 M, 4 Mg
Vineta	1897	N	5 880	105,0	17,6	6,6	10 500	19,0	900	4000	473	3	10,0	—	10,0	10,0	
Freya	1897	N	5 660	105,0	17,4	6,2	10 500	19,0	900	4000	473	3	10,0	—	10,0	10,0	
Hertha	1897	O	5 660	105,0	17,4	6,2	10 500	19,0	900	4000	473	3	10,0	—	10,0	10,0	
Victoria Luise	1897	N	5 660	105,0	17,4	6,2	10 500	19,0	900	4000	473	3	10,0	—	10,0	10,0	
Kaiserin Augusta	1892	N	6 050	118,0	15,6	6,7	14 000	21,5	700	4000	432	3	7,5	—	—	—	12: 15 L 35, 8: 8,8 L 30, 8 Mg
V. Kleine Kreuzer.																	
1) Geschützte Kreuzer.																	
Ersatz Pfeil	i. Bau	.	3 800	118,0	13,5	6,7	15 000	24,5	.	.	.	2	5,0	—	—	—	10: 10,5 L 40, 8: 5,2 L 55, 4 Mg
Dresden, Stettin	1907	.	3 800	118,0	13,5	6,7	15 000	24,5	.	.	.	2	5,0	—	—	—	
Nürnberg	1906	N	3 450	108,0	13,4	4,8	13 200	23,5	400	5500	295	2	4,5	—	—	—	
Stuttgart	1906	O	3 450	108,0	13,4	4,8	13 200	23,5	400	5500	295	2	4,5	—	—	—	
Königsberg	1905	O	3 400	108,0	13,3	4,8	11 000	23,0	400	5000	286	2	5,0	—	—	—	
Danzig	1905	O	3 250	104,0	13,2	5,0	11 000	23,0	400	5000	286	2	5,0	—	—	—	10: 10,5 L 40, 10: 3,7 M, 4 Mg
Leipzig	1905	N	3 250	104,0	13,2	5,0	11 000	23,0	400	5000	286	2	5,0	—	—	—	
München	1904	O	3 250	104,0	13,2	5,0	11 000	23,4	400	5000	286	2	5,0	—	—	—	
Lübeck	1904	O	3 250	104,0	13,3	5,0	11 000	23,5	400	5000	286	2	5,0	—	—	—	
Berlin	1903	N	3 250	104,0	13,2	5,0	11 000	23,2	400	5000	286	2	5,0	—	—	—	
Hamburg	1903	O	3 250	104,0	13,2	5,0	11 000	23,1	400	5000	286	2	5,0	—	—	—	
Bremen	1903	N	3 250	104,0	13,2	5,0	11 000	23,2	700	5000	286	2	5,0	—	—	—	
Undine, Arcona	1902	N	2 715	100,0	12,3	5,0	8 500	21,5	700	4500	264	2	5,0	—	—	—	
Frauenlob	1902	N	2 715	100,0	12,3	5,0	8 500	21,5	700	4500	264	2	5,0	—	—	—	
Medusa	1900	N	2 660	100,0	11,8	4,8	6 000	22,0	560	4000	264	2	5,0	—	—	—	
Amazone	1900	N	2 660	100,0	11,8	4,8	6 000	21,5	560	4000	264	2	8,0	—	—	—	
Ariadne	1900	O	2 660	100,0	11,8	4,8	6 000	22,0	560	4000	264	2	5,0	—	—	—	
Thetis	1900	N	2 660	100,0	11,8	4,8	6 000	21,6	560	4000	264	2	5,0	—	—	—	
Nymphe	1899	O	2 660	100,0	11,8	4,8	6 000	21,5	560	4000	264	2	5,0	—	—	—	
Niobe	1899	O	2 645	100,0	11,8	4,8	6 000	21,6	560	4000	250	2	5,0	—	—	—	
Gazelle	1898	O	2 645	100,0	11,8	4,8	6 000	19,5	560	4000	256	2	5,0	—	—	—	

Hela	1895	N	2040	100,0	11,0	4,5	5000	19,5	700	3500	187	3	2,5	—	—	—	4: 8,8 L 35, 6: 5 L 40, 2 Mg
Gefion	1893	O	3770	105,0	13,2	5,8	9200	19,0	750	6500	293	3	3,0	—	—	—	10: 10,5 L 35, 6: 5 L 40, 4 Mg
Komet	1892	N	990	71,0	9,6	3,8	4500	20,0	120	1000	115	3	2,5	—	—	—	} 4: 8,8 L 30, 2 Mg
Jagd	1888	N	1250	80,0	9,6	4,0	4000	18,0	230	2800	141	3	4,0	—	—	—	
Irene	1887	N	4300	94,0	14,0	6,4	8000	18,0	540	3000	350	3	7,5	—	—	—	} 4: 15 L 30, 8: 10,5 L 35, 6: 5 L 40, 4 Mg
Prinzeß Wilhelm	1887	N	4300	94,0	14,0	6,4	8000	18,0	540	3000	350	3	7,5	—	—	—	
Ungeschützte Kreuzer.																	
Geier	1894	O	1630	76,0	10,0	4,4	2800	16,0	300	3000	160	2	—	—	—	—	} 8: 10,5 L 35, 5: 3,7 R, 2 Mg
Condor	1892	O	1630	76,0	10,0	4,4	2800	16,0	300	3000	160	2	—	—	—	—	
Cormoran	1892	D	1630	76,0	10,0	4,4	2800	16,0	300	3000	160	2	—	—	—	—	
Seeadler	1892	O	1630	76,0	10,0	4,4	2800	16,0	300	3000	160	2	—	—	—	—	
Falke	1891	O	1570	76,0	10,0	4,4	2800	16,0	300	3000	160	2	—	—	—	—	
Bussard	1890	N	1570	76,0	10,0	4,4	2800	16,0	300	3000	160	2	—	—	—	—	
Sperber	1888	O	1120	62,0	9,4	4,4	1500	14,0	240	4800	115	2	—	—	—	—	
Schwalbe	1887	O	1120	62,0	9,4	4,4	1500	14,0	240	4800	115	2	—	—	—	—	
Greif	1886	O	2060	97,0	9,8	4,5	5400	17,5	350	3500	178	2	—	—	—	—	8: 8,8 L 30, 4 Mg
Blitz	1882	D	1390	75,0	10,7	4,2	2700	15,0	200	2500	138	3	—	—	—	—	} 6: 8,8 L 30, 4 Mg
Pfeil	1882	D	1390	75,0	10,0	4,2	2700	15,0	200	2500	138	3	—	—	—	—	
VI. Kanonenboote.																	
Eber	1903	O	1000	62,0	9,1	3,3	1350	14,0	240	2500	121	—	—	—	—	—	} 2: 10,5 L 40, 6: 3,7 M, 2 Mg
Panther	1901	O	1000	62,0	9,1	3,3	1350	14,0	.	2500	121	—	—	—	—	—	
Luchs	1899	O	900	62,0	9,1	3,3	1350	14,0	.	2500	121	—	—	—	—	—	
Tiger	1899	N	900	62,0	9,1	3,3	1350	14,0	.	2500	121	—	—	—	—	—	
Jaguar	1898	N	900	62,0	9,1	3,3	1400	14,0	165	3000	121	—	—	—	—	—	} 4: 8,8, 6: 3,7, 2 Mg
Iltis	1898	N	900	62,0	9,1	3,3	1400	14,0	165	3000	121	—	—	—	—	—	
Vaterland (Flußkanonenboot)	1903	Ch	170	50,0	8,0	0,8	1400	13,0	260	2000	53	—	—	0,8	—	—	} 1: 8,8 L 30, 1: 5 L 40, 2 Mg
Tsingtau (Flußkanonenboot)	1903	Ch	170	48,0	8,0	0,6	1400	13,0	260	2000	53	—	—	0,8	—	—	
Vorwärts (Flußkanonenboot)	1899	Ch	.	46,5	7,3	1,6	500	11,0	100	2000	.	—	—	—	—	—	2: 5, 2 Mg
Schamien (Flußbarkasse)	.	Ch	.	.	.	.	.	.	.	.	.	—	—	—	—	—	2: 3,7, 2 Mg.
VII. Torpedofahrzeuge (s. Text S. 1033 b).																	
VIII. Schulschiffe.																	
1) Schulschiffe für Fähnriche, Seekadetten und Schiffsjungen.																	
König Wilhelm (1868)	1896	O	9750	108,0	18,0	8,4	.	14,0	.	.	.	.	4,0	30,5	.	.	.
Moltke	1877	O	2850	75,0	14,0	5,8	2500	12,0	300	2500	413	—	—	—	—	—	} 10 bis 14: 15 L 22, 2: 8,8, 4: 3,7 M, 2 Mg
Stein	1879	O	2850	75,0	14,0	5,8	2500	12,0	300	2000	413	—	—	—	—	—	
Charlotte	1885	N	3290	77,0	15,0	6,3	3000	13,0	500	5000	437	—	—	—	—	—	12: 15 L 22, 2: 8,8, 4: 3,7 R, 2 Mg
Nixe	1885	O	1750	54,0	13,0	5,9	700	8,0	111	850	298	—	—	—	—	—	7: 12,5 L 23, 2: 8,8, 4: 3,7 R, 2 Mg
Sophie	1881	N	2160	69,0	13,0	5,4	2100	12,0	320	3500	292	—	—	—	—	—	.
2) Artillerieschulschiffe.																	
Schwaben (s. oben)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Prinz Adalbert (s. oben)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Nymphe (s. oben)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Undine (s. oben)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Mars	1877	N	3320	80,0	15,0	5,8	2000	11,0	270	1500	348	—	—	—	—	—	.
Ulan	1876	O	375	35,0	8,0	3,0	800	11,0	60	.	52	—	—	—	—	—	2: 8,8

Die deutschen Kriegsschiffe im Jahre 1907.

Namen[1]	Jahr des Stapellaufs	Station[2]	Wasserverdrängung in Tonnen	Schiffslänge	Schiffsbreite	Tiefgang	Indizierte Pferdestärken	Geschwindigkeit in Seemeilen[3]	Kohlenvorrat in Bunkern[4] in Tonnen	Dampfstrecke in Seemeilen[5]	Besatzungsstärke	Torpedorohre	Panzerung[6]				Anzahl und Bezeichnung der Geschütze[7]
				m	m	m							D	W	A		
Delphin (Tender)	1906	O	445	38,0	8,2	2,9	450	9,5	55	.	41	.	.	.	.	.	4: 8,8 L 35
Fuchs (Tender)	1905	O	640	41,0	8,7	3,0	1100	12,0	75	.	51	—	—	—	—	—	2: 10,5 L 40, 2: 8,8 L 35
A (Tender)	i. Bau	.	640	42,1	8,8	3,0	.	12,0	75	.	51	.	.	.	.	.	8: 5,2
Vineta (s. oben)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
München (s. oben)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Württemberg (Torpedoversuchs- und Schulschiff)	1878	O	2850	75,0	14,0	5,8	2500	12,0	260	1700	260	—	—	—	—	—	.
Rhein (Minenschulschiff)	1867	O	400	44,0	6,0	2,5	350	10,0	40	1300	80	—	—	—	—	—	.
Grille (für Küstenkunde)	1857	O	350	52,0	7,4	3,1	730	13,0	60	2000	74	—	—	—	—	—	2: 3,7 R
IX. Schiffe zu besondern Zwecken (Specialschiffe).																	
1) Kaiserliche Jachten.																	
Hohenzollern	1892	O	4280	116,0	14,0	5,9	9500	21,5	510	2000	323	—	—	—	—	—	8: 5 L 40, 1 Mg
Kaiseradler	1876	O	1720	82,0	10,0	4,2	3000	15,0	200	.	145	—	—	—	—	—	2: 8,7 L 24, 5: 3,7 R
2) Vermessungsfahrzeuge u. a.																	
Möve	1906	O	650	49,0	9,8	2,8	350	10,1	.	.	81	—	—	—	—	—	} 3: 3,7 R
Planet	1905	O	650	49,0	9,8	2,8	350	10,1	.	—	81	—	—	—	—	—	}
Hyäne	1878	N	495	42,0	7,7	3,2	340	8,0	110	.	95	—	—	—	—	—	1: 8,7 L 24 G, 1: 5 L 40, 3: 3,7 R
Loreley (Stationsschiff)	1884	N	925	61,0	8,4	4,2	600	12,0	165	.	55	—	—	—	—	—	2: 5 L 40, 1 Mg
B (Minenfahrzeug)	i. Bau	N	2000	.	.	.	.	20,0	.	.	.	—	—	—	—	—	.
Nautilus (Minenfahrzeug)	1906	N	2000	.	.	.	.	20,0	.	.	.	—	—	—	—	—	.
Pelikan (Minenfahrzeug)	1890	O	2360	79,0	12,0	4,5	3000	15,0	410	4187	214	—	—	—	—	—	4: 8,8 L 30, 4 Mg
Zieten (Fischereikreuzer)	1876	N	1010	69,0	8,5	4,2	1800	13,0	140	2000	115	2	—	—	—	—	6: 5 L 40
Meteor (Hafenschiff)	1890	O	960	71,0	9,5	4,0	4500	20,0	120	1000	115	3	2,5	—	—	—	4: 8,8 L 30, 2 Mg

[1] Die Jahreszahl hinter den Namen bezeichnet das Jahr des Stapellaufs vor dem Umbau. [2] O = Ostseestation (Kiel), N = Nordseestation (Wilhelmshaven), D = Danzig, Ch = China. [3] Geschwindigkeit in Seemeilen pro Stunde; eine Seemeile ist gleich 1852 m. [4] Die meisten Schiffe vermögen außer dem Kohlenvorrate in den Bunkern noch größere Mengen Kohlen in andern Räumen aufzunehmen, zum Teil allerdings nur unter vorübergehender Beeinträchtigung ihres vollen Gefechtswertes. [5] Die Dampfstrecke (Aktionsradius) giebt die Strecke in Seemeilen an, die das Schiff mit den Bunkerkohlen bei sparsamem Kohlenverbrauche (10—12 Seemeilen Fahrgeschwindigkeit) durchlaufen kann, ohne neue Kohlen einzunehmen. [6] In der Spalte Panzerung ist unter D die Stärke des Deckpanzers, unter W die Stärke des Gürtelpanzers in der Wasserlinie mittschiffs, unter A die Stärke des Panzerschutzes der schweren (links) und mittlern (rechts) Artillerie in Centimetern angegeben. Die Stärke des Kommandoturmpanzers ist auf den meisten Schiffen annähernd gleich dem Panzerschutze der schweren Artillerie. [7] Das Kaliber der Geschütze ist in Centimetern angegeben; G bedeutet gewöhnliche Geschütze, d. h. nicht Schnellfeuerkanonen; Mg = Maschinengewehre; M = Maschinenkanonen; R = Revolverkanonen; 4: 30,5 L 45 bedeutet 4 Schnellfeuerkanonen von 30,5 cm-Kaliber, deren Rohre 45 Kaliber (also 13,72 m) lang sind.

schiff Skjold, den Schraubenfregatten Själland und Tordenskjold, sowie den Schraubenkorvetten Heimdal und Thor ein vierstündiges unentschiedenes Gefecht bei Rügen.

Durch die Verfassung des Norddeutschen Bundes wurde eine Bundeskriegsmarine unter preuß. Oberbefehl geschaffen und 1. Okt. 1869 die noch jetzt bestehende Kriegsflagge geheißt. Der Neubau einer Anzahl von Schiffen, namentlich Panzerschiffen, wurde in Angriff genommen. Kiel wurde Kriegshafen, und 17. Juni 1869 fand die Taufe des zweiten Kriegshafens Wilhelmshaven statt. Bei Ausbruch des Krieges 1870 besaß die Marine die 3 Panzerfregatten König Wilhelm, Kronprinz, Friedrich Karl, 2 Panzerfahrzeuge, 5 gedeckte Korvetten, 4 Glattdeckskorvetten, 1 Jacht, 3 Avisos, 22 Kanonenboote. (Vgl. Livonius, Die Marine des Norddeutschen Bundes, Berl. 1869.) In der Nordsee hatten die Panzerschiffe die Außenjade, die Panzerfahrzeuge die Unterelbe zu verteidigen; in der Weser waren Kanonenboote stationiert. Oberbefehlshaber der Nordseestreitkräfte war der Viceadmiral Jachmann. In der Ostsee waren in Swinemünde einige hölzerne Korvetten und Kanonenboote zusammengezogen; im Auslande befanden sich die Korvetten Hertha, Arkona, Medusa und das Kanonenboot Meteor. Die Kriegshäfen wurden in notdürftiger Weise durch Minen- und Balkensperren geschützt, die Küstenbefestigungen armiert. Die sehr bald in der Ostsee erschienene franz. Panzerflotte von 12 Schiffen unter Admiral Bouet-Willaumez unternahm keinen Angriff auf Kiel, zeigte sich jedoch an vielen Stellen der Küste bis Neufahrwasser, wo 17. Aug. bei Hiddensee durch Graf Waldersee mit Grille und 3 Kanonenbooten einige Schüsse auf das franz. Geschwader abgegeben wurden und 22. Aug. die Korvette Nymphe einen Nachtangriff bei Orhöft auf dasselbe machte, unter Abgabe zweier Breitseiten und schleunigem Rückzug. Auch in der Nordsee fielen nur Schüsse ins Wasser. An energischen Unternehmungen gegen die deutschen Küsten wurden die Franzosen durch die entscheidenden Niederlagen ihrer Landarmee gehindert. Im Auslande kam es zu einem eigentlichen Gefecht nur bei Habana zwischen dem Kanonenboote Meteor, Kommandant der damalige Kapitänleutnant, spätere kommandierende Admiral Knorr (s. d.), und dem franz. Aviso Bouvet 9. Nov., wobei Meteor seinen Groß- und Besanmast verlor, aber dann das Glück hatte, einen Kessel des Bouvet zu treffen, wodurch dieser, gefechtsunfähig gemacht, sich nach Habana unter Segel flüchtete.

Nach Gründung des Deutschen Reichs wurde Generalleutnant von Stosch zum Chef der Admiralität ernannt, während Prinz Adalbert Generalinspecteur der Marine bis zu seinem 6. Juni 1873 erfolgten Tode blieb. Die nunmehr Kaiserliche Marine wurde nach dem Flottengründungsplane von 1872 bedeutend vergrößert mit einem Aufwand von rund 73 Mill. Thlr. Seitdem erfüllte bis jetzt die Marine ununterbrochen polit. Aufgaben: Schiffe wurden 1872 zu Repressalien gegen die Republik Haïti, 1873 zur Repräsentation bei der Krönungsfeier in Throndhjem, 1873 und 1874 zum Schutz der deutschen Interessen während der span. Insurrektion verwendet, wobei Kapitän zur See Werner das als Pirat zu betrachtende span. Insurgentenschiff Vigilante wegnahm. In die J. 1874—76 fällt die wissenschaftliche Expedition der Korvette Gazelle (s. d.). 1877 trat Prinz Heinrich von Preußen in die Marine ein. 1878 wurde ein deutsches Geschwader gegen die Republik Nicaragua entsandt, um einem dortigen Deutschen zu seinem Recht zu verhelfen, was ohne Gewalt gelang. Am 31. Mai 1878 wurde beim Dampfen im Geschwader im Kanal bei Folkestone das Panzerturmschiff Großer Kurfürst von dem König Wilhelm infolge eines falsch ausgeführten Ruderkommandos derart gerammt, daß es 15 Minuten nach dem Zusammenstoß kenterte und sank, wobei 5 Offiziere und 264 Mann den Tod fanden. König Wilhelm konnte nur mit Mühe vor dem Sinken bewahrt und nach Portsmouth ins Dock gebracht werden. 1881 züchtigte die Korvette Victoria die Neger des Ortes Nanakru an der Küste von Liberia für die Plünderung des gescheiterten deutschen Dampfers Carlos, indem sie den Ort bombardierte, durch ein Landungskorps die Neger vertrieb und das Dorf in Brand steckte. Frühjahr 1883 wurde Generalleutnant von Caprivi Chef der Admiralität. Während von Stosch durch seine organisatorischen Talente sich besonders verdient machte, indem er eine einheitliche, tüchtige Marineverwaltung schuf, wurde auf dieser Grundlage durch von Caprivi die Kriegstüchtigkeit und Schlagfertigkeit der Flotte, besonders auch in Bezug auf die Küstenverteidigung, gehoben. 1884 strandete im Sturme bei Agger an der jütländ. Westküste die Brigg Undine, wobei die Besatzung durch die dän. Rettungsstation geborgen wurde. 1885 ging die Kreuzerkorvette Augusta in einem Cyklon im Golf von Aden mit der gesamten Besatzung, 9 Offizieren und 214 Mann, verloren. Rege Thätigkeit entfaltete die Marine auf dem Gebiete der Kolonialerwerbungen. Zunächst kam es 20. Dez. 1884 zum Kampfe in Kamerun, an dem sich die Landungskorps von Bismarck und Olga beteiligten und nach heftigen Gefechten die Hickory- und Joßneger mit Verlust von 1 Toten und mehrern Verwundeten deutscherseits besiegten. 1885 wurde durch ein Geschwader der Sultan von Sansibar zur Anerkennung der Schutzherrschaft des deutschen Kaisers über das Gebiet der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gezwungen. 1886 hatte Albatros ein Gefecht mit den Insulanern auf Neupommern, ebenso Adler auf Neumecklenburg. 1887 führten Mannschaften des Habicht eine Expedition den Kamerunfluß hinauf aus mit mehrfachen Kämpfen gegen dortige Negerstämme. Am 30. Nov. 1888 wurde zur Unterdrückung des Araberaufstandes von dem verbündeten deutschen und engl. Geschwader die Blockade über die Küsten des Sultanats Sansibar erklärt. Neben kleinern Scharmützeln machten die Mannschaften von Leipzig (Flaggschiff des Konteradmirals Deinhard), Sophie, Carola und Hyäne das Gefecht bei Dar es-Salaam 25. Jan. 1889, die Expedition zur Bestrafung des Bambokostammes 11. bis 14. Febr. und die Erstürmung des Lagers des Araberführers Buschiri bei Bagamojo mit, wobei 1 Offizier und mehrere Mann fielen. Im Juli 1888 wurde an Stelle Caprivis der Viceadmiral Graf von Monts Chef der Admiralität. Im Sommer 1888 machte Kaiser Wilhelm II. mit der Manöverflotte eine polit. Reise nach Rußland, Schweden und Dänemark. Am 18. Dez. 1888 fand bei Apia gegen die aufständischen Samoaner ein schweres Gefecht der Mannschaften von Olga und Eber statt, wobei der deutsche Verlust 16 Tote, darunter 2 Offiziere, und 37 Verwundete betrug. Am 16. März 1889 strandeten bei einem Orkan im Hafen von Apia der Kreuzer Adler und



das Kanonenboot Eber, wobei von ersterm 10 Mann, von letzterm 5 Offiziere und 70 Mann ertranken. Die Korvette Olga konnte auf Strand laufen, wodurch Schiff und Besatzung gerettet wurden. Das Kanonenboot Iltis ging 23. Juli 1896 bei einem Taifun in den chines. Gewässern (an der Küste von Schan-tung) zu Grunde. Von der 83 Mann betragenden Besatzung wurden 12 Mann gerettet.

Am 14. Nov. 1897 besetzte das Kreuzergeschwader die in Nordchina (Schan-tung) gelegene Kiau-tschou-Bucht. Hieran schloß sich die Begründung der dortigen Kolonie mit dem Gouvernementssitz Tsingtau. Beim Ausbruch der chines. Wirren im Sommer 1900 fand die Marine Gelegenheit zu glänzenden Waffenthaten. Das als Ersatz gebaute Kanonenboot Iltis nahm hervorragenden Anteil an der Beschießung und Niederkämpfung der schwer armierten Takuforts (17. Juni 1900). Ferner beteiligten sich Landungstruppen des Kreuzergeschwaders (20 Offiziere, 500 Mann) an dem erfolglosen Zuge des engl. Admirals Seymour auf Peking und an den schweren Kämpfen in und bei Tien-tsin; Verluste hierbei 27 Tote, darunter 2 Offiziere, 95 Verwundete, darunter 7 Offiziere. Bei der heldenmütigen Verteidigung der Gesandtschaften in Peking wirkte ein Detachement des 3. Seebataillons unter Oberleutnant Graf von Soden mit und verlor hierbei 12 Tote und 15 Verwundete (s. China, Geschichte). Am 16. Dez. 1900 scheiterte das Schulschiff Gneisenau vor dem Hafen von Malaga, wobei der Kommandant, 1 Offizier, 1 leitender Ingenieur, 1 Seekadett und 37 Mann der Besatzung ertranken.

Am 19. Jan. 1889 starb Graf von Monts; Viceadmiral Freiherr von der Goltz wurde sein Nachfolger. Am 30. März 1889 fand die Teilung der Admiralität in das Oberkommando (von der Goltz, 1895—99 von Knorr) und das Reichsmarineamt statt; zum Staatssekretär des letztern wurde der Konteradmiral Heusner ernannt, dem 1890 Konteradmiral (später Admiral) Hollmann und 1897 Konteradmiral (später Admiral) Tirpitz folgte. Im Frühjahr 1899 wurde das Oberkommando infolge der veränderten Organisation der höchsten Marinebehörden (s. oben) aufgelöst.

Litteratur. von Borcke, Die brandenb.-preuß. Marine und die Afrikanische Compagnie (Köln 1864); Livonius, Unsere Flotte im Deutsch-Französischen Kriege (Berl. 1871); G. Krickel und Lange, Das deutsche Reichsheer in seiner neuesten Bekleidung und Ausrüstung (ebd. 1888—92); Tesdorpf, Geschichte der kaiserl. deutschen Kriegsmarine in Denkwürdigkeiten von allgemeinem Interesse (Kiel 1889); Dittmer, Katechismus der Kriegsmarine (2. Aufl., Lpz. 1899); Batsch, Admiral Prinz Adalbert von Preußen (Berl. 1891); ders., Nautische Rückblicke (ebd. 1892); ders., Deutsch' Seegras, ein Stück Reichsgeschichte (ebd. 1892); von Werner, Die Kampfmittel zur See (Lpz. 1892); Lechner, Unsere Flotte (Kiel und Lpz. 1892); Capelle, Taschenbuch für die kaiserl. Marine (2. Jahrg., Berl. 1893); Wislicenus, Unsere Kriegsflotte (20 Chromolithographien nach Zeichnungen von Saltzmann, Schwinge und Stöwer, 2. Aufl., Lpz. 1896); ders., Deutschlands Seemacht sonst und jetzt (2. Aufl., ebd. 1901); Exner, Katechismus des D. H. (2. Aufl., ebd. 1896); Die Seeinteressen des Deutschen Reichs (bearb. im Reichsmarineamt, Berl. 1897); R. Werner, Das Buch von der deutschen Flotte (8. Aufl., Bielef. 1902); Bär, Die deutsche Flotte 1848—52 (Lpz. 1898); Nauticus, Altes und Neues zur Flottenfrage; ders., Neue Beiträge zur Flottenfrage (Berl. 1898); ders., Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen (ebd., seit 1899); Helm, Die deutsche Marine (2. Aufl., ebd. 1899); Werner, Bilder aus der deutschen Seekriegsgeschichte (Münch. 1899); Neudeck und Schröder, Das kleine Buch von der Marine (Kiel 1899); Die Heere und Flotten der Gegenwart. Bd. 1: Deutschland. Das Heer von A. von Boguslawski. Die Flotte von Aschenborn (in 3. Ausgabe bearbeitet von von der Boeck, Berl. 1904); Teutsch-Lerchenfeld, Deutschlands Wehr zu Lande und zur See (Lpz. 1900); Marinetaschenbuch für 1900 (Kiel 1900); Jahrbuch des Deutschen Flottenvereins (Berl., seit 1900); Taschenbuch der deutschen und der fremden Kriegsflotten (neu hg. von Weyer, Münch. 1900 fg.); Das Kleine Buch vom deutschen Heere (Berl. 1901); Rassow, Deutschlands Seemacht (10. Aufl., Elberf. 1901); Koch, Geschichte der deutschen Marine (Berl. 1902); Schäfer, Geschichte der deutschen Kriegsmarine (ebd. 1902); Armeeverordnungsblatt (Berlin); Verordnungsblatt des königl. bayr. Kriegsministeriums (München); Königl. sächs. Armeeverordnungsblatt (Dresden); Marineverordnungsblatt (Berlin); Rang- und Quartierliste der Königl. Preuß. Armee und des XIII. (Königl. Württemb.) Armeekorps (Berlin, jährlich 1—2 mal); Militärhandbuch des Königreichs Bayern (München, alle 2 Jahre); Rangliste der Königl. Sächs. Armee (Dresden, jährlich); Rang- und Quartierliste der Kaiserl. Deutschen Marine (Berlin, jährlich); Die Uniformen der deutschen Armee (2 Abteil., 8. Aufl., Lpz. 1899); Langhans, Deutscher Marineatlas (2. Aufl., Gotha 1898); ders., Deutsche Flottenwandkarte (ebd. 1900); von Bredow, Historische Rang- und Stammliste des deutschen Heers (Berl. 1905). Zeitschriften: Allgemeine Militärzeitung (Darmstadt); Deutsche Heereszeitung (Berlin); Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine (ebd.); von Löbells Jahresberichte (ebd.); Militärwochenblatt nebst Militär-Litteratur-Zeitung (ebd.); Marine-Rundschau (ebd.); Heer und Flotte (ebd.); Militärzeitung für die Reserve- und Landwehroffiziere des deutschen Heers (ebd.); Archiv für die Artillerie- und Ingenieuroffiziere (ebd.); Neue militär. Blätter (ebd.); Litteraturblatt für Armee und Marine (4. Jahrg., ebd. 1900) u. a. Organisatorische Fragen behandeln Werke der Generale von Verdy du Vernois (s. d.), von Scherff (s. d.) und A. von Boguslawski (s. d.), ferner von Pelet-Narbonne (Kavallerist), von Müller (Artillerist) und von Sauer (Artillerist).

Der preuß. Große Generalstab hat außer den Beschreibungen der letzten großen Kriege noch Einzeldarstellungen von wichtigen Fragen, eine große Anzahl Truppenteile der Armee haben ihre Geschichte herausgegeben.

Deutsche Sittlichkeitsvereine, s. Sittlichkeitsvereine.

Deutsches Meer, s. Nordsee.

Deutsches Nationaltheater in Hamburg. Im 18. Jahrh. war Hamburg das Standquartier der damals umherreisenden bessern Schauspieltruppen. Als die Unternehmung von Konrad Ernst Ackermann (s. d.) 1767 zu Grunde gegangen war, gründeten einige Kaufleute und der Schauspieldirektor Seyler eine neue Direktion, die als Musterdirektion angekündigt wurde und eine deutsche Nationalbühne in Aussicht stellte. Der Kern der Ackermannschen Truppe, Ackermann selbst, Ekhof, die Löwen, die Hensel u. a. waren die Träger des neuen Unternehmens. Gleichwohl war es nur von kurzer Dauer.

Am 27. April 1767 war die Eröffnungsvorstellung, und 4. Dez. desselben Jahres fand die letzte statt. Die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland und dauerndes Andenken in der Theater- und Litteraturgeschichte sicherten dem D. N. die (als »Dramaturgie« gesammelten) Kritiken Lessings.

Deutsches Pharao, Spiel, s. Süßmilch.

Deutsche Sprache. Die D. S. gehört der german. Sprachfamilie an (s. Germanische Sprachen), ist also eine Schwestersprache des Friesischen, Englischen, Skandinavischen und des ausgestorbenen Gotischen. Sie gehört im besondern zu derjenigen Gruppe, die man als die westgermanische zu bezeichnen pflegt, ist also dem Friesischen und Englischen näher verwandt als dem Skandinavischen und Gotischen. Nach derselben Richtung, in welcher der Begriff des deutschen Volks heutzutage bestritten ist, ist es auch der Begriff der D. S. Die niederländ. Sprache rechnet man zwar wissenschaftlich zur deutschen, von der es nur eine Mundart ist; für gewöhnlich pflegt man jedoch das Niederländische als eine Schwestersprache des Deutschen anzusehen. Der Grund ist nicht etwa die polit. Trennung der Niederlande vom Deutschen Reiche; in Luxemburg, in der Schweiz, in Österreich wird ja auch deutsch gesprochen. Vielmehr ist daran schuld, daß die Niederländer auf Grund ihrer Mundart eine eigene Schriftsprache ausgebildet haben. Derartige mundartliche Schriftsprachen bestanden noch im 16. Jahrh. mehrere; es gab damals eine niedersächs., eine niederländ., eine kölnische, eine mitteldeutsche, eine schweiz. und eine österr.-oberdeutsche Schriftsprache. Aber diese alle sind mit Ausnahme der niederländischen in der jetzt gültigen neuhochdeutschen Schriftsprache aufgegangen. Dieser Prozeß drang in den Niederlanden einesteils wegen der polit. Selbständigkeit, mehr aber noch deshalb nicht durch, weil die niederländ. Schriftsprache eine jahrhundertelange, mächtige litterar. Vergangenheit (s. Niederländische Sprache und Litteratur) und eine dieser entsprechende Widerstandskraft besaß. Es muß aber daran festgehalten werden, daß die niederländ. Sprache nur eine Mundart des Deutschen ist, so gut wie das Plattdeutsch oder das Schweizerdeutsch. Die Grenzen jener Mundart decken sich dabei gar nicht einmal mit denen der niederländ. Schriftsprache. Die Mundart in dem nördl. Teile der Rheinprovinz steht dem Niederländischen ungleich näher als dem Schriftdeutsch, und andererseits wird in den Landschaften östlich der Zuidersee unser Plattdeutsch gesprochen und gleichwohl wegen der polit. Zugehörigkeit zu Holland die niederländ. Schriftsprache als herrschend anerkannt.

I. Geschichte der Deutschen Sprache. 1) Die Geschichte der gesprochenen D. S. war im Mittelalter und ist zum Teil noch heute eine Geschichte der Deutschen Mundarten (s. d.). Es gab im Mittelalter noch keine über den Mundarten stehende, allgemein anerkannte Schriftsprache, geschweige denn eine gemeindeutsche Umgangssprache. Erst seit dem 18. Jahrh. kann man den Einfluß der Schriftsprache auf die gesprochene Sprache verfolgen. Diese selbst kennt man nur für die Gegenwart unmittelbar; für die Vergangenheit erschließt sie die Sprachwissenschaft aus den Sprachdenkmälern.

Die älteste und durchgreifendste Veränderung, welche die D. S. erfahren hat, ist die althochdeutsche Lautverschiebung (s. d.), die aus altem p, t und k ein ff, f oder pf, ss (älter zz), z oder tz und zum Teil ch, aus altem d ein t und die anlautendes b und g stimmlos machte. Diese Lautverschiebung ist, wie sich aus Orts- und Personennamen nachweisen läßt, schon lange Zeit vor unsern ältesten Sprachdenkmalen eingetreten. Schon beim Geographen von Ravenna giebt es Namensformen wie Ziurichi (älter Turicum), Ascapha (älter Ascapa). Diese Lautverschiebung teilte die D. S. in zwei große Gruppen, in eine hochdeutsche (zu der auch die im 9. Jahrh. ausgestorbene Mundart der Langobarden gehörte) und in eine niederdeutsche oder plattdeutsche (s. Deutsche Mundarten). Die letztere ist von der Lautverschiebung nicht betroffen worden. Fortan gingen beide Mundarten ihre eigenen Wege, so daß man geradezu von hoch- und niederdeutscher Sprache, nicht Mundart, spricht.

Die schriftliche Überlieferung der D. S. beginnt mit der zweiten Hälfte des 8. Jahrh. Vorher hatte man (von einigen nur wenige Worte enthaltenden Runeninschriften abgesehen) ausschließlich lateinisch geschrieben. Man unterscheidet nunmehr drei Entwicklungsperioden: alt-, mittel- und neuhochdeutsch (ahd., mhd., nhd.) und alt-, mittel- und neuniederdeutsch (and., mnd., nnd.).

Die althoch- und niederdeutsche Sprache umfaßt nach unserer schriftlichen Überlieferung die J. 750—1100, wiewohl die gesprochene Sprache des 11. Jahrh. schon mittelhochdeutsch (mittelniederdeutsch) genannt werden müßte. Die Orthographie ist stets konservativer als die Aussprache, und die Zeitabgrenzungen der althochdeutschen (altniederdeutschen), mittelhochdeutschen (mittelniederdeutschen) und neuhochdeutschen (neuniederdeutschen) Periode sind für die gesprochene Sprache sicherlich erheblich früher anzusetzen, als man es nach unserer Überlieferung zu thun pflegt. Alle sprachlichen Neuerungen finden sich vereinzelt bei weniger schulgerechten Schreibern oft schon mindestens ein Jahrhundert früher, bevor sie in der Orthographie anerkannt und ausgedrückt werden.

Zu den ältesten vokalischen Wandlungen der D. S. gehört die Monophthongierung der Diphthonge ai und au zu ê und ô und die Diphthongierung der Monophthonge ê und ô zu ia (später ie) und uo (später ue), z. B. »See« aus älterm gotischen saiws, »hoch« aus gotischem hauhs, »hier« (ie ursprünglich diphthongisch gesprochen) aus hêr, mittelhochdeutsch guot »gut« aus gotischem gôds. Die Monophthongierung ist zu einer Zeit, welche vor der unserer schriftlichen Denkmäler liegt, in Niederdeutschland eingetreten, ebenso in Mitteldeutschland ungefähr nördlich von der Mainlinie, doch mit Einschluß der Pfalz und mit Ausschluß von Hessen-Nassau, dem eigentlichen Hessen und fast ganz Thüringen. In dem übrigen Mitteldeutschland wurde im 7. Jahrh., in Oberdeutschland (auch im Langobardischen) im 8. Jahrh. ai nur vor folgendem h, w oder r zu ê, au nur vor folgendem h, r, l, n, th, d, t, z und s gesetzt. Daher sagen wir noch heute z. B. »Stein«, aber »See«, »laufen«, aber »hoch«, während es im Gotischen stains wie saiws, hlaupan wie hauhs heißt, und entsprechend in der niederdeutschen, fränk., obersächs. und schles. Volksmundart »Steen« wie »See«, »lofen« oder »lopen« wie »hoch«. Die Diphthongierung von altem ê und ô zu ia und uo ist im Fränkischen schon im 8. Jahrh. zu Hause gewesen, im Niedersächsischen überhaupt nicht eingetreten (plattdeutsch brêf [braif] Brief, gôd [gaud] gut), im Oberdeutschen erst gegen Ende des 8. Jahrh. (in Bayern erst im 9. Jahrh.) durchgedrungen. — Gemeindeutsch

aber ist die nächst der hochdeutschen Lautverschiebung durchgreifendste lautliche Veränderung: der Umlaut, oder genauer der i-Umlaut. Derselbe besteht darin, daß alle Vokale (außer i selbst) durch ein i oder j der folgenden Silbe qualitativ verändert, eben umgelautet werden, und zwar a zu e (ä), o zu ö, u zu ü; vgl. unser «trägt» (älter tragit) zu «tragen», «Öl» (älter oli), «küssen» (älter kussjan) zu «Kuß». Der Vokal e war bereits in urgerman. Zeit, im 1. Jahrh. n. Chr., zu i umgelautet worden; vgl. «ißt» (ursprünglich etith) zu «essen». Zur Zeit, als der Umlaut eintrat, bestanden außer den kurzen Vokalen a, o, u noch die umlautfähigen langen â, ê, ô, û und die Diphthonge ai, au und uo. Von diesen ist bei ai und ê der Umlaut nur mundartlich nachweisbar, abgesehen davon, daß ai, da dem a ein i folgt, stets zu ei geworden ist, wie wir noch heute schreiben. Aber â ist zu æ, ô zu œ (mittelniederdeutsch meist o geschrieben), û zu ü̂ (mittelhochdeutsch iu, mittelniederdeutsch meist u geschrieben), au (althochdeutsch und mittelhochdeutsch ou) zu eu (äu, spätalthochdeutsch und mittelhochdeutsch öu), uo zu üe umgelautet worden; vgl. «Schäfer» zu «Schaf», «böse» zu «Bosheit», mittelhochdeutsch hiuser «Häuser» zu hûs «Haus», «Bäume» zu «Baum», mittelhochdeutsch güete «Güte» zu guot «gut». Ausgegangen ist der Umlaut von Niederdeutschland, wo er durch sprachliche Berührung mit den Friesen und den nachmaligen Angelsachsen, die ihn schon im 6. Jahrh. hatten, platzgegriffen hatte. Erst allmählich hat er sich über Mittel- und Oberdeutschland ausgebreitet. Desgleichen kann man die einzelnen Phasen des Umlauts selbst beobachten. Er hat zuerst das kurze a ergriffen und zuletzt die Diphthonge. Für Niederdeutschland hat man Grund anzunehmen, daß der Umlaut bereits im 8. Jahrh. in allen Fällen eingetreten war, wenn auch nur der Umlaut des kurzen a regelmäßig als e schriftlichen Ausdruck gefunden hat (das übernommene lat. Alphabet hatte eben für ö und ü keine Buchstaben). Auch im Hochdeutschen findet der Umlaut des kurzen a seit der Mitte des 8. Jahrh. schriftliche Bezeichnung und ist auch damals erst in Oberdeutschland durchgedrungen (ob auch bei den Langobarden ist nicht sicher); seit dem Ende des 10. Jahrh. läßt sich der Umlaut der übrigen Vokale selbst in Oberdeutschland nachweisen. Je weiter derselbe aber nach Süden vorgedrungen ist, um so mehr Einschränkungen hat er erfahren, die erst im Laufe der Zeit aufgehoben wurden. Doch noch heute bewahrt unsere Sprache das nicht umgelautete u in «drucken» (eigentlich dasselbe Wort wie «drücken»), au in «glauben», «kaufen», «Haupt», alles oberdeutsche Lautformen, die im Mitteldeutschen Umlaut aufweisen. — Seit dem 10. Jahrh. hat man angefangen, den alten Diphthong iu als ü̂ auszusprechen; aber noch die mittelhochdeutsche Orthographie hat in Oberdeutschland die Schreibung iu beibehalten, während man dieses ü̂ in Mittel- und Niederdeutschland u schrieb (z. B. althochdeutsch liuti, altniederdeutsch liudi «Leute» zu mittelhochdeutsch liute, lute, lude, gesprochen lü̂te, lü̂de, mittelniederdeutsch lude, gesprochen lü̂de). — Seit dem 11. Jahrh. sind im Mitteldeutschen die Diphthonge ie und uo monophthongisch als î und û gesprochen worden (z. B. lieb, guot, wie man heute «lieb» und «gut» ausspricht).

Die wichtigsten konsonantischen Veränderungen jener Zeit sind der Schwund des h in den wortanlautenden Verbindungen hw, hr, hl und hn (z. B. altdeutsch hwer wer, hreini rein, hlahhen lachen, hnigan sich neigen), der von Oberdeutschland im 8. Jahrh. ausgegangen ist (er ist auch langobardisch) und sich allmählich nordwärts bis zur See ausgebreitet hat (in Niederfranken im 9. und 10. Jahrh., in Niedersachsen im 10. bis 12. Jahrh.), und die Verwandlung des Reibelautes th (zu sprechen wie englisch th) in d (z. B. ertha Erde), die gleichfalls im 8. Jahrh. vom Oberdeutschen ausgegangen (auch langobardisch ist), im Mitteldeutschen im Laufe des 9. bis 11. Jahrh. allmählich durchgedrungen und schließlich im 11. und 12. Jahrh. auch im Niederdeutschen heimisch geworden ist (hier teilweise erst im 14. Jahrh. vollendet). Alt ist gleichfalls der Übergang des auslautenden m in unbetonter Silbe zu n (z. B. dêm tagum den Tagen), der sich um 800 vollzog. Endlich scheint man bereits im 11., wenn nicht gar schon im 10. Jahrh. in Süddeutschland altes sk entweder wie das westfälische sch (= s + ch) oder schon wie das heutige sch ausgesprochen zu haben, wenn auch die Schreibung sch erst im 12. Jahrh. durchgedrungen ist.

Die althochdeutsche Periode unterscheidet sich dadurch von der mittelhochdeutschen und mittelniederdeutschen, daß sie noch die vollen Endsilbenvokale erhalten hat, die im Mittelhochdeutschen und Mittelniederdeutschen zu dem unbestimmten Vokal geschwächt worden sind, der noch heute mit dem Buchstaben e geschrieben wird (in Mitteldeutschland schrieb man ihn früher i), z. B. althochdeutsch tagâ Tage, lebên leben, gesti Gäste, namo Name, ich gibu ich gebe. Dieser Vorgang ist schon im 10. Jahrh. zu erkennen, jedoch erst in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. in der Orthographie durchgedrungen. Die für die altdeutsche Periode charakteristische Schwächung der unbetonten Vokale hat in Niederdeutschland begonnen und ist in Oberdeutschland noch in mittelhochdeutscher Zeit in gewissen Fällen nicht durchgeführt. Am zähesten haben sich in dieser Hinsicht die alamann. Mundarten verhalten, die noch bis in das 14. Jahrh. hinein wenigstens die langen unbetonten Vokale nicht durchaus geschwächt haben. Ja, in den Walser Mundarten südlich vom Monte-Rosa heißt heute noch in althochdeutscher Weise «der Hahn» Hano, «reden» spellon, «schneiden» snidan, «Schlüssel» Slussil.

Durch die Schwächung der Endsilbenvokale wurden im Mittelhoch- und -niederdeutschen manche Unterschiede der Endungen der Substantiv- und Verbalflexionen verwischt: das altdeutsche Deklinationsparadigma «Gabe» geba (Nom.), gebâ (Gen.), gebu (Dat.), geba (Acc.); Plural gebâ (Nom.), gebôno (Gen.), gebôm (Dat.), gebâ (Acc.) lautete nunmehr gebe, gebe, gebe, gebe; Plural gebe, geben, geben, gebe; althochdeutsch graban «graben» wurde im Indikativ des Präsens grabu, grebis(t), grebit, grabêm, grabet, grabant konjugiert, mittelhochdeutsch graben aber grabe, grebest, grebet, graben, grabet, grabent. Wichtiger noch ist, daß hierdurch ursprünglich verschiedene Deklinations- und Konjugationsklassen äußerlich zusammengefallen sind. Z. B. Maskulinum, Femininum und Neutrum Plur. des Adjektivs fielen außer in Oberdeutschland zusammen (blinde, blindo [blinda], blindu [blind] zu «blinde»). Ferner steht im Altdeutschen dem angeführten Paradigma «graben» ein anderes «salben» gegenüber: salbôm, salbôs(t), salbôt, salbôm, salbôt, salbôn, das nun im Mittelhochdeutschen und Mittelniederdeutschen, da ô zu e geworden, ebenso wie «graben» flektiert wurde, und so haben jetzt starke und schwache Verben im Prä-

sens die gleichen Endungen. — Von den lautlichen Veränderungen des 12. und 13. Jahrh. ist außer vielfacher (besonders oberdeutscher) Synkope des unbetonten e (z. B. nimet zu «nimmt») nur eine von durchgreifender Bedeutung gewesen: der hochdeutsche Reibelaut z ist im 13. Jahrh. (zuerst wohl in Oberdeutschland) in unser s übergegangen (z. B. daz «das», hazzen «hassen»). — Ist es schon um die Scheidung einer alten und einer mittlern Periode der D. S. (Grenze um 1100) mißlich bestellt, so noch viel mißlicher um die der mittlern und neuern. Durchschlagende formale Unterschiede fehlen. Man rechnet Mittelhochdeutsch gewöhnlich bis 1500, Mittelniederdeutsch bis ins 17. Jahrh. hinein. Aber der Übergang ist ein ganz allmählicher. Das klassische Mittelhochdeutsch reicht nur bis 1250. Die J. 1250—1650 leiten vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen hinüber. Während dieser Zeit sind die wesentlichsten Neuerungen der heutigen Sprache zum Abschluß gekommen, während derselben Zeit ist die Schriftsprache fertig geworden und hat sich über die einzelnen Mundarten als deutsche Gemeinsprache erhoben.

In mittelhochdeutscher und mittelniederdeutscher Zeit ist der ganze lautliche Charakter der Sprache durch eine im 12. Jahrh. beginnende neue Art von Silbentrennung wesentlich verändert worden. Die heutige Sprache kennt nur offene Silben mit langem Vokal. Früher gab es auch offene Silben mit kurzem Vokal: Ka-tze, Lo-cke, e-ssen (so noch heute bayr.-österr.), während man heute spricht Kat-ze, Loc-ke, es-sen. Die Doppelschreibung des Konsonanten nach kurzem Vokal bezeichnet, daß er halb zur ersten, halb zur folgenden Silbe gehört. Diese von Hause aus nur nieder- und mitteldeutsche neue Silbentrennung fand nur bei bestimmten Konsonanten statt, den sog. Fortes (s. Fortis). Bei andern Konsonanten behielt man die alte Silbentrennung bei, dehnte aber dafür den Vokal, z. B. in «sagen», «leben», «Stube», Wörter, die früher mit kurzem Vokal gesprochen wurden. Dieser sog. neuhochdeutschen Vokaldehnung steht eine andere, in der heutigen Sprache weniger durchgeführte zur Seite, die in Süddeutschland zu Hause ist, und nach der in einsilbigen Wörtern kurzer Vokal vor Lenis (s. d.) gedehnt wird. Es ist die Frage, ob der lange Vokal, den die Süd- und Mitteldeutschen in «Tag», «Hof», «Schmied» sprechen, diesen Ursprung hat, oder ob er von den Kasusformen her, in denen er in offener Silbe steht, auf den Nom.-Acc. Singularis übertragen worden ist. Außerdem kommen noch andere Dehnungen vor. Für die Vokalkürzung ist die Hauptregel, daß die langen Vokale in geschlossener Silbe im Neuhochdeutschen zum Teil verkürzt worden sind, wenn ein zweiter Konsonant folgte, z. B. brâchte zu «brachte». Hierher gehört auch der Fall, daß eine Fortis die Stelle der beiden Konsonanten einnahm: «lassen» wurde vormals «lâs-sen» gesprochen, «schlafen» «schlâf-fen»; im erstern Falle rettete man die alte Silbenteilung auf Kosten der Vokallänge, im letztern zog man das f zur folgenden Silbe, um die Vokallänge zu erhalten; langen Vokal vor Fortis in geschlossener Silbe oder eine mit einer Fortis schließende Silbe mit langem Vokal duldet unsere Sprache nicht mehr. In mitteldeutscher Aussprache sind gar alle Fortes, die im Oberdeutschen in der Regel, im Norddeutschen außer ss nur nach kurzem Vokal erhalten sind, zu Lenes geworden, so daß z. B. «reißen» genau so wie «reisen» ausgesprochen wird. — Das zweite lautliche Charakteristikum der neuern Sprachperiode ist die Diphthongierung der alten langen Vokale î, û und iu zu ei, au und eu (oder äu), z. B. zît zu «Zeit», hûs zu «Haus», liute zu «Leute». Es war dies im 12. Jahrh. eine mundartliche Eigentümlichkeit süddeutscher Mundarten, die sich allmählich immer weiter ausbreitete. Im 15. Jahrh. finden wir sie bei den Obersachsen und Schlesiern, im 16. Jahrh. bei den Rheinfranken. Dieser Lautprozeß hat sich ganz allmählich immer weiter vorgeschoben und hat heute noch lange nicht ganz Deutschland erobert. Seit dem 14. Jahrh. bis auf die Gegenwart kann man verfolgen, daß durch den Einfluß der Schriftsprache, welche die neuen Diphthonge schrieb, dieselben sozusagen das moralische Übergewicht bekamen. Noch heute haben die Schweizer und elsäss. Mundart, die niederhess. und fuldische Mundart, das Ripuarische und das westl. Thüringen (westlich von Sangerhausen, Weimar und Ilmenau) die alten Monophthonge bewahrt. Auf die niederdeutschen Mundarten konnte diese Diphthongierung, die man wohl als die neuhochdeutsche bezeichnet, deshalb keinen Einfluß gewinnen, weil das Hochdeutsche dort stets als eine andere Sprache empfunden worden ist. Ganz unabhängig von der hochdeutschen Diphthongierung ist dieselbe Erscheinung im Englischen (time, house, spr. teim, haus'), im Niederländischen (tijd, huis, spr. teid, heus), im Engrischen und Hildesheimischen eingetreten (s. Deutsche Mundarten). — Von sonstigen lautlichen Neuerungen sei nur noch der Übergang von wortanlautendem s zu sch vor l, n, m, w, p und t genannt: sniden zu «schneiden», swimmen zu «schwimmen»; in «sprechen», «Stein» hält unsere Orthographie noch das alte s fest. Die Heimat dieses Lautwandels ist Südwestdeutschland, von wo aus er seit dem 13. Jahrh. sich über das ganze hochdeutsche Sprachgebiet ausgebreitet hat und jetzt auch in Niederdeutschland (besonders östlich von der Elbe) Terrain gewinnt.

Modern ist unsere Sprache vor allem durch die weitgehende Vereinfachung der Flexion geworden. Lautliche Ursachen gaben den Anstoß, namentlich der Abfall des unbetonten e (fürste zu «Fürst»). Aber es machte sich zu Beginn der Neuzeit auch das Bestreben geltend, die von der indogerman. Urzeit her ererbte, nunmehr gegenstandslos werdende Mannigfaltigkeit der Flexion noch mehr zu vereinfachen, als es auf rein lautlichem Wege schon geschehen war. Diese moderne Tendenz, die am radikalsten in England zum Ausdruck gekommen ist, hat sich bei uns am frühesten und am stärksten in Niederdeutschland geltend gemacht, weit geringer im Oberdeutschen. So manche Reste alter Flexion, die heute nur als unnützer Ballast mitgeschleppt werden und die unsere Sprache schwerfälliger machen als andere moderne Sprachen, dankt die deutsche Schriftsprache süddeutscher Sprechweise. Es können hier nur einige besonders wichtige Neubildungen verzeichnet werden. Die starken Substantiva haben massenhaft den Umlaut angenommen, der eigentlich nur bei den alten i-Stämmen ein Charakteristikum des Plurals war, nach dem Muster von «Gast», «Gäste» u. a., wo der Umlaut seit alters berechtigt ist, schuf man zu «Vater» und «Mutter» schon in mittelhochdeutscher Zeit die neuen Formen «Väter» und «Mütter». So sind ursprünglich verschiedene Deklinationsklassen zusammengeworfen worden, desgleichen verschiedene Kasus. Die starken

und schwachen Maskulina sind im Neudeutschen vermischt worden: man sagt jetzt «Brunnen», «Garten» (Gen. «-ens»), wo die ältere Sprache schwache Flexion und nur -e als Endung des Nom. Sing. und -en für den Gen. kannte, und heute stehen wir im Begriff auch Wörter, wie «Name», «Friede» folgen zu lassen. Andere Maskulina, wie «Hahn», «Stern», «Blitz» sind ohne dies -en der Endung aus der schwachen in die starke Flexion übergeführt worden. Jetzt hat unser Sprachgefühl die maskuline schwache Deklination auf die lebenden Wesen eingeschränkt und demzufolge gehen auch ursprünglich starke Maskulina, wie «Hirt» (mittelhochdeutsch hirte), «Rabe» (mittelhochdeutsch raben) jetzt schwach. Auch Neutra sind im Singular in die starke Deklination übergetreten, z. B. «Auge» und «Ohr» (mittelhochdeutsch ôre). Die neutrale Pluralendung -er kam im Altdeutschen nur wenig Wörtern zu. Die Zahl dieser hat allmählich zugenommen, bis im Neuhochdeutschen -er die regelmäßige Endung der Neutra geworden ist («Worte» hält sich heute neben dem gebräuchlichern Plural «Wörter» nur durch die Macht der schriftlichen Überlieferung). Von Hause aus war der Plural der meisten endungslos (wort, Plural wort), und das Bedürfnis nach einer ausgesprochenen Pluralendung hat dazu geführt, daß auch Maskulina mit dem 14. und 15. Jahrh. häufig dies neutrale -er im Plural angenommen haben: «Mann», «Männer» (mittelhochdeutsch man, man). Sonst haben die ursprünglich endungslosen Plurale die Endung -e angenommen, die in der ältern Sprache nur ganz bestimmten Wörtern und diesen auch im Singular zukam: «Netze», «Jahre», «Freunde» (mittelhochdeutsch netze, jâr, friunt, im Singular wie im Plural). Bei den Femininen haben schon in altdeutscher Zeit Berührungen zwischen starken und schwachen Formen stattgefunden. Im Neuhochdeutschen gehen jetzt alle Feminina, außer denen, die im Plural Umlaut haben («Kräfte», «Mütter»), im ganzen Singular nach starker Weise auf -e aus, im Plural nach schwacher auf -en, während im Mittelhochdeutschen starke Feminina (z. B. «Sache») auf -e, nur im Genitiv und Dativ Pluralis auf -en endigten, schwache (z. B. «Zunge») aber nur im Nominativ Singularis die Endung -e hatten, im übrigen -en. Vielfach haben die Substantiva auch ihr Geschlecht gewechselt. Das kam hier und da schon im Altdeutschen vor. Doch seitdem der auslautende Vokal des Nominativ Singularis der Maskulina zu -e geschwächt war, demselben -e, welches die Endung der Feminina war, sind im Neuhochdeutschen zahlreiche schwache Maskulina der Deklination und dem Geschlecht der Feminina gefolgt, z. B. «Blume», «Backe», «Rippe». — Nicht minder umfangreich ist die Neugestaltung der Verbalflexion. Das wichtigste Kennzeichen der neuhochdeutschen Sprache ist hier die Ausgleichung der ursprünglich verschiedenen Vokale des Singular und des Plural des Präteritums, die bis auf wenige Mundarten im ganzen deutschen Sprachgebiet durchgedrungen ist: mittelhochdeutsch steic, Plural stigen zu «stieg», «stiegen», lêh, lihen zu «lieh», «liehen»; der Vokal des Singulars wurde verallgemeinert z. B. in mittelhochdeutsch half, hulfen zu «half», «halfen», mittelhochdeutsch sang, sungen zu «sang», «sangen» (das noch bestehende «ward» neben «wurde», mittelhochdeutsch ward, wurten); quantitativ siegte der Vokal des Plurals in mittelhochdeutsch sprach, sprâchen zu «sprach», «sprachen»; nam, nâmen zu «nahm», «nahmen». Auch das Participium des Präteritums nahm vielfach an diesem Ausgleichungsprozeß teil: mittelhochdeutsch flouc, flugen, geflogen zu «flog», «flogen», «geflogen»; schôz, schuzzen, geschozzen zu «schoß», «schossen», «geschossen». Der sog. grammatische Wechsel, der z. B. mittelhochdeutsch zôch von zugen, gezogen, mittelhochdeutsch ward von wurten, worten, mittelhochdeutsch verlôs von verlurn, verlorn schied, wurde aufgehoben: neuhochdeutsch zog, zogen, gezogen; wurde, wurden, geworden; verlor, verloren, verloren. Während das Präsens «ziehen», «schneiden» noch heute einen andern Konsonanten hat als das Präteritum «zog», «schnitt», hat z. B. mittelhochdeutsch verliesen das r des Präteritums angenommen. Diese Ausgleichungen finden sich vereinzelt schon im ältern Mittelhochdeutschen und Mittelniederdeutschen, häufiger erst im 15. Jahrh. Noch Luther hält in bestimmten Fällen an den alten Formen fest. Erst im 17. Jahrh. ist der Sieg der modernen Formen entschieden. Die 1. Person Singularis Ind. Präs. hat (zuerst niederdeutsch) den Vokal des Plurals und Infinitivs angenommen: mittelhochdeutsch nemen, ich nime, du nimest, er nimet, wir nemen zu neuhochdeutsch nehmen, nehme, nimmst, nimmt, nehmen. Die verschiedenen Klassen der schwachen Verba waren schon in mittelhochdeutscher und mittelniederdeutscher Zeit fast völlig zusammengefallen. Jetzt traten einzelne schwache Verba in die starke Konjugation über, z. B. «preisen», «einladen» (Präteritum mittelhochdeutsch prisete, ladete), und viel häufiger war das Umgekehrte der Fall, z. B. wurden früher die Verba falten, spannen, schaben, hinken, kauen stark konjugiert. Seit dem 15. Jahrh. ist im Oberdeutschen und Ost- und Rheinfränkischen das Präteritum außer Gebrauch gekommen, an dessen Stelle hinfort Umschreibungen mit «haben» oder «sein» traten.

Unberücksichtigt ist bei der Aufzählung der Neuerungen dieser Periode das geblieben, was in der modernen Sprache der Gebildeten nicht mehr zum Ausdruck kommt, wiewohl in dem größten Teile des deutschen Sprachgebietes z. B. â zu offenem ō geworden ist («Jahr» zu «Johr»), ö, ü und eu (äu) zu e, i und ai («schön» zu «scheen», «Müller» zu «Miller», «Leute» zu «Laite»), auslautendes -e abgefallen ist («Freude» zu «Freud'»), rs als rsch gesprochen wird («Wurst» zu «Wurscht», so schriftsprachlich «Bursche» aus mittelhochdeutsch burse).

Die angeführten Neugestaltungen sind im ganzen zwischen 1250 und 1650 vor sich gegangen, wenn sie auch in ihren Konsequenzen bis in die Gegenwart hinein fortgewirkt haben. Um die Mitte des 17. Jahrh. ist die moderne D. S. in der Hauptsache fertig gewesen. Damals ist auch die Herrschaft der Schriftsprache allgemein anerkannt worden, und fortan scheidet man zwischen D. S. und deutschen Mundarten. Auch in Niederdeutschland war damals der Sieg der hochdeutschen Schriftsprache entschieden; nur politisch selbständiger behielten die Niederlande ihre niederfränk. Mundart auch als Schriftsprache bei. Seit dem 17. Jahrh. hat die Schriftsprache einen allmählich zunehmenden Einfluß auf die gesprochene mundartliche Sprache gewonnen (u. a. durch die Bühne), der erst seit den letzten Jahrzehnten rasche Fortschritte macht. Nur in einem Punkte weicht die gesprochene Sprache von der Schriftsprache ab: während diese die oberdeutschen Diphthonge ie und u (geschrieben ü, d. i. ů = uo) wiedergiebt, sprechen wir nach mitteldeutscher Weise

ein langes i und u (z. B. in den Worten «Liebe» und «gut»). Die Schriftsprache ist die Sprache der Gebildeten geworden, wenn auch die Aussprache überall auf der Mundart beruht. Aber auch in diesem Punkte findet jetzt eine sprachliche Ausgleichung zwischen Nord und Süd statt infolge des durch die Eisenbahnen so gewaltig gesteigerten Verkehrs. Goethe reimte als Frankfurter seiner Aussprache gemäß noch: können, verbrennen; Zweifel, Teufel; an, Wahn; Kellernest, angemäst't; gewiesen, Füßen; schaden, raten; neige, Schmerzensreiche. Als eine fremde Sprache hat der Niederdeutsche das Hochdeutsch gelernt. Der Hochdeutsche selbst hat seine Mundart immer mehr dem Schriftdeutsch genähert. Zwischen der gemeindeutschen Verkehrssprache und der Mundart giebt es jetzt mannigfache Abstufungen. In der Aussprache der Gebildeten ist noch keine Einigung erzielt in Bezug auf 1) den Tonfall, der in jeder Landschaft verschieden ist; 2) die Silbenquantität, wenn in der folgenden Silbe ein e geschwunden ist, z. B. in Norddeutschland meist «er braut», «leiht», «reist», «singt», «es gellt», «er sah's», mit besonders gedehnter, fast zweisilbiger Aussprache, auch im Bühnendeutsch, während im übrigen Deutschland und gleichfalls bühnendeutsch in jenen Wörtern die Silbenquantität die gleiche, einfache ist wie in «Braut», «Leid», «reißt», «sinkt», «Geld», «er saß»; 3) die Vokalquantität z. B. bei «Tag», «Hof», «Schmied» («Schmidt»), «Wuchs» mit langem, nur norddeutsch mit kurzem Vokal; «giebt» («gibt»), «husten» mit kurzem, nur norddeutsch mit langem Vokal; «Arzt» mit überall verschiedener Quantität; in allen derartigen Fällen besteht heute die Tendenz, der Länge den Vorzug zu geben; 4) die Aussprache von e (und ä); der Volksmund scheidet fast überall offenes e (= etymologisch german. e) und geschlossenes e (= etymolog. Umlaut von a); jetzt scheint entweder die auf der Orthographie beruhende schulmäßige Aussprache durchdringen zu wollen, nach der jedes lange e geschlossen, jedes lange ä offen ausgesprochen wird, oder die Berliner, die nur geschlossenes langes e kennt; 5) die Aussprache des kurzen i und u (in Norddeutschland offen, in Mittel- und Süddeutschland geschlossen, also qualitativ wie langes i und u); 6) die Aussprache von ei und au (hier wie ăi, ou, dort wie ǎe, ǎo gesprochen); 7) die Aussprache von b, d und g; der Oberdeutsche spricht b, d, g stimmlos aus und b zwischen Vokalen wie bilabiales w; der Mitteldeutsche desgleichen und außerdem g zwischen Vokalen wie ch; der Norddeutsche spricht b, d, g stimmhaft und zwar g zwischen Vokalen als Reibelaut; im Wortauslaut spricht man b und d überall wie p und t, aber auslautendes g wird in Nord- und Mitteldeutschland (außer Schlesien) wie ch gesprochen, nur im Oberdeutschen wie k; es scheint, als ob die oberdeutsche Sprechweise in allen Fällen die meiste Aussicht hat, künftig herrschend zu werden; 8) die Aussprache von p, t und k mit (aspiriert) oder ohne folgendem Hauch (unaspiriert); mit Hauch im Bühnendeutsch und in Norddeutschland außer Hannover, Westfalen und der nördl. Rheinprovinz; k sonst überall mit, p und t ohne Hauch; 9) die Aussprache des s vor Vokalen (in Norddeutschland stimmhaft, in Mittel- und Süddeutschland jetzt stimmlos); 10) die Aussprache des w (norddeutsch labiodental, mitteldeutsch bilabial, oberdeutsch beides); 11) die Aussprache des auslautenden r (schwankend zwischen r, ch und einem landschaftlich verschieden gefärbten, vokalischen Ersatzlaute); 12) die Aussprache des r vor t, d, s, sch, n oder l; 13) die Aussprache von kn, gn, kl, gl. Es sind dies nur einige der wichtigsten lautlichen Unterschiede, die noch nicht ausgeglichen sind. Dazu kommen viele landschaftliche Eigenheiten, die auch als gut deutsch anerkannt werden, so die oberdeutschen Fortes, die bayr.-österr. Silbentrennung oder das nordwestdeutsche anlautende st und sp. Schwieriger sind die analogistischen, syntaktischen und stilistischen, die Unterschiede in der Wortbildung und dem Wortschatze darzulegen, wo das Mitteldeutsche meist zum Norddeutschen stimmt. Der Süddeutsche «fragte», «wob» und «buk», der Norddeutsche «frug», «webte» und «backte». Jener «ist», dieser «hat» gestanden und gesessen. «G'schwind» singt man ein «Liedlein» im Süden, «schnell» im Norden ein «Liedchen». Der oberdeutsche Vater hat ein «wundernettes Mädel» und einen «behenden Buben», der norddeutsche ein «allerliebstes Mädchen» und einen «fixen Jungen». Im allgemeinen erkennt der Norddeutsche die süddeutschen Wörter an. Dem Süddeutschen aber ist die norddeutsche Redeweise unsympathisch. In Deutschland ist man weit davon entfernt, daß Berlin einmal in ähnlicher Weise in der Sprache ausschlaggebend werde wie für Frankreich Paris. Die Art der sprachlichen Ausgleichung zwischen Nord und Süd ist durchaus gesund und gerecht. Ungesund aber ist die durch die Schule und ihren Grundsatz «Sprich wie du schreibst!» verschuldete Tendenz, für die Aussprache in streitigen Fällen die übliche Orthographie als Norm zu betrachten. Nur insofern gewinnt allerdings die norddeutsche Aussprache stetig an Einfluß, die ja selbst bis zu einem gewissen Grade nur die buchstäbliche Aussprache der angenommenen hochdeutschen Schriftsprache ist.

Grammatische Litteratur. Schleicher, Die D. S. (5. Aufl., Stuttg. 1888); O. Behaghel, Die D. S. (2. Aufl., Lpz. 1902); ders., Geschichte der D. S. (2. Aufl., Straßb. 1898); O. Weise, Unsere Muttersprache (4. Aufl., Lpz. 1902); H. Wunderlich, Unsere Umgangssprache (Weim. und Berl. 1894). Ältere deutsche Grammatiken in Neudrucken hg. von J. Meier (Straßb. 1895 fg.); J. Grimm, Deutsche Grammatik (Bd. 1, Gött. 1819; 3. Aufl. 1840; Bd. 2—4, 1826, 1831 u. 1837; neuer Abdruck, Berl. 1870, 1878 und Gütersloh 1890, 1898); W. Wilmanns, Deutsche Grammatik (2. Aufl., Abteil. 1 u. 2, Straßb. 1897—99); F. Dieter, Laut- und Formenlehre der altgerman. Dialekte (Lpz. 1900); Fr. Kauffmann, Deutsche Grammatik. Kurzgefaßte Laut- und Formenlehre des Gotischen, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutschen (3. Aufl., Marb. 1902); Fr. Kluge, Nominale Stammbildungslehre der altgerman. Dialekte (2. Aufl., Halle 1899); O. Erdmann und O. Mensing, Grundzüge der deutschen Syntax (2 Tle., Stuttg. 1886—98). — W. Braune, Althochdeutsche Grammatik (2. Aufl., Halle 1891); ders., Abriß der althochdeutschen Grammatik (3. Aufl., ebd. 1900); F. Holthausen, Altsächs. Elementarbuch (Heidelb. 1899). — Weinhold, Mittelhochdeutsche Grammatik (3. Aufl., Paderb. 1892); H. Paul, Mittelhochdeutsche Grammatik (5. Aufl., Halle 1900); V. Michels, Mittelhochdeutsches Elementarbuch (Heidelb. 1900); A. Lübben, Mittelniederdeutsche Grammatik (Lpz. 1882); te Winkel, Geschichte der niederländ. Sprache (2. Aufl., Straßb. 1898); J. Franck, Mittelniederländ. Grammatik (Lpz. 1883). — K. von Bahder, Grundlagen des neuhochdeut-

schen Lautsystems (Straßb. 1890); Blatz, Neuhochdeutsche Grammatik (3. Aufl., 2 Bde., Karlsr. 1900); J. Kehrein, Grammatik der D. S. des 15. bis 17. Jahrh. (2. Aufl., Lpz. 1863); L. Sütterlin, Die D. S. der Gegenwart (ebd. 1900); H. Wunderlich, Der deutsche Satzbau (Stuttg. 1892; 2. Aufl., 2 Bde., 1901).

Wörterbücher. O. Schade, Altdeutsches Wörterbuch (2. Aufl., Halle 1872—82); G. E. Graff, Althochdeutscher Sprachschatz (6 Bde., Berl. 1834—42; dazu alphabetischer Index von Maßmann, 1846); J. A. Schmeller, Glossarium Saxonicum (Münch. 1840). — W. Müller und Friedr. Zarncke, Mittelhochdeutsches Wörterbuch (4 Bde., Lpz. 1854—66); M. Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch (3 Bde., ebd. 1872—78); ders., Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch (6. Aufl., ebd. 1901); K. Schiller und A. Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch (6 Bde., Brem. 1875—81); A. Lübben, Mittelniederdeutsches Handwörterbuch, vollendet von Chr. Walther (Norden und Lpz. 1888); E. Verwijs und J. Verdam, Middelnederlandsch Woordenboek (Haag 1885 fg.). — J. und W. Grimm, Deutsches Wörterbuch (s. Deutsche Philologie); L. Diefenbach und E. Wülcker, Hoch- und niederdeutsches Wörterbuch der mittlern und neuern Zeit (Bas. 1885); D. Sanders, Wörterbuch der D. S. (2 Bde., Lpz. 1860—65); ders., Handwörterbuch der D. S. (6. Aufl., ebd. 1900); Weigand, Deutsches Wörterbuch (4. Aufl., 2 Bde., Gieß. 1882); M. Heyne, Deutsches Wörterbuch (3 Bde., Lpz. 1890—95; kleine Ausg., ebd. 1896); H. Paul, Deutsches Wörterbuch (Halle 1897); Fr. Kluge, Etymolog. Wörterbuch der D. S. (6. Aufl., Straßb. 1899).

2) **Geschichte der geschriebenen und gedruckten D. S.** Geschrieben hat man in D. S., abgesehen von einigen Runeninschriften, seit der Mitte des 8. Jahrh. Doch bis zum Beginn des 18. Jahrh. wurde auch in latein. Sprache geschrieben. Im 10., 11. und bis in die zweite Hälfte des 12. Jahrh. hinein herrschte, wie in Italien, Frankreich und England und wie nachmals im 17. Jahrh., die lat. Sprache in der Poesie, zumal in der Lyrik. Aus der ersten Hälfte des 13. Jahrh. stammen das erste Rechtsbuch und das erste Geschichtswerk in D. S. Bis um 1300 wurden in Süddeutschland, bis um 1350 in Norddeutschland die Urkunden in lat. Sprache abgefaßt. Aber schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. begann die lat. Sprache aus dem kleinen jurist. Geschäftsverkehr in Stadt und Land, wie aus den diplomat. Aktenstücken verdrängt zu werden. Deutsche Urkunden schrieb man in Oberdeutschland seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. (1238 erste deutsche Kaiserurkunde), in Mittel- und Niederdeutschland seit der ersten Hälfte des 14. Jahrh., östlich von der Saale und Elbe erst seit der Mitte des 14. und seit dem Anfang des 15. Jahrh. Im 16. Jahrh. führte der Humanismus Latein als Litteratursprache wieder ein. Deutsche Gelehrte, die ihre Bücher in D. S. zu schreiben wagten, wurden deshalb von den eigenen Landsleuten angegriffen. Seitdem wurden mehr lateinische als deutsche Bücher in Deutschland gedruckt, und erst gegen Ende des 18. Jahrh. war die lat. Schriftsprache verdrängt. 1688 gab Thomasius die erste deutsche schönwissenschaftliche Zeitschrift (die «Deutschen Monatsgespräche») heraus.

Wer im Mittelalter deutsch schrieb, schrieb in seiner Mundart, da es damals noch keine allgemein anerkannte Gemeinsprache gab. Eine solche ist zuerst nationales Bedürfnis der Schriftsteller gewesen, später erst der Sprechenden. Nivellierende Tendenzen lassen sich bereits im 12. Jahrh. erkennen. Die frühern Ansätze (so das Übergewicht der rheinfränk. Mundart zur Zeit Karls d. Gr.) haben keine Dauer gehabt; nur die oberdeutsche Schreibung des anlautenden k als ch nach schweiz. Vorbild hat sich noch im Mittelhochdeutschen erhalten (daher noch heute Charfreitag, Chemnitz, Chiemsee). Eine *mittelhochdeutsche Schriftsprache*, wie man sie früher annahm, hat es zwar nicht gegeben, aber den Ansatz zu einer solchen trug die reiche, mittelhochdeutsche höfische Litteratur. Es konnte nicht ausbleiben, daß die alamann., bayr., fränk. und thüring. Dichter sich gegenseitig auch in der Sprache beeinflußten. Das war namentlich stilistisch und syntaktisch der Fall, auch im Wortschatze. Auch einige lautliche Besonderheiten der Mundart vermied man schriftlich wiederzugeben. Von einer mittelhochdeutschen Litteratursprache kann man also wohl reden, wenn auch dieselbe von einer Einheitlichkeit weit entfernt war. Die Dichter schrieben im großen und ganzen in ihrer Mundart; aber es war das nicht die reine Mundart, sondern es zeigt sich, zumal in Oberdeutschland, überall das Bestreben, gewisse lokale Eigenheiten abzustreifen. Man schrieb bewußt diese Litteratursprache, und nur der schnelle Verfall der mittelhochdeutschen Litteratur verhinderte, daß die vorhandenen Ansätze einer schriftlichen Gemeinsprache wieder verloren gingen. Die Bedeutung der mittelhochdeutschen Litteratursprache, die zugleich die hohenstaufische Kanzleisprache war, ersieht man am deutlichsten daraus, daß sie sich z. B. in den Urkunden der Luzerner Kanzlei noch im 13. und beginnenden 14. Jahrh. wiederfindet. Im 13. Jahrh. hatten sich auch in den Niederlanden die Anfänge einer eigenen Litteratursprache herausgebildet, die in ganz Niederdeutschland Einfluß gewann. Während die Entwicklung dieser keine Unterbrechung erlitt, gelangten auf hochdeutschem Gebiete im 14. Jahrh. die Mundarten wieder zur Herrschaft in der Litteratur. In diesem Jahrhundert aber sind die Anfänge einer neuen Bewegung zu erkennen, aus der schließlich die jetzige Schriftsprache hervorgegangen ist. Die Schriftsprache ist eine litterar. Einigungssprache erst später geworden. Ihr Ausgangspunkt ist die Kanzlei. Aus einer Kanzleisprache ist sie im 16. Jahrh. Druck- und Litteratursprache geworden und nachmals die Grundlage zu der Umgangssprache unsers Jahrhunderts.

Die *Kanzleisprache* war von Haus aus nicht einheitlich. Es gab vielmehr eine größere Zahl von mehr oder weniger einflußreichen Kanzleimundarten, man kann auch sagen offiziellen Staatssprachen. Von diesen im 14. Jahrh. deutlich erkennbaren Anfängen aus (die erzbischöfl. Kanzleien, wie die von Trier und Magdeburg, schrieben damals schon eine nicht rein mundartliche Sprache) bildeten sich mehrere größere Centren mit fester, traditioneller Schriftsprache. Der Schreiber schrieb, wie er es schulmäßig gelernt hatte, wie es in der betreffenden Kanzlei für richtig galt, unabhängig von der Eigenart seiner eigenen Mundart. Es gab eine offizielle Schreibung in Orthographie, die damals in erster Reihe als maßgebend befunden wurde, in Syntax und Wortschatz. Trotzdem von einer Einheitlichkeit in modernem Sinne noch keine Rede sein kann, trotz bedeutender Schwankungen waren immerhin be-

stimmte Regeln maßgebend und gab es eine ideelle Einheitlichkeit in jeder Kanzlei. Ein weiteres Stadium schuf in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. der schriftliche Verkehr der Kanzleien untereinander. Man mußte sich zu mancherlei An- und Ausgleichungen bequemen, um räumlich in weiterm Kreise verstanden zu werden. Es handelte sich wesentlich darum, daß jede Kanzlei diejenigen, nunmehr als Absonderlichkeiten empfundenen sprachlichen Eigenarten aufgab, die eben nur hier allein galten, also das Verständnis erschwerten. Die Entwicklung geschah einmal in der Richtung, daß die größern Kanzleien für die kleinern maßgebend wurden und ihre Sprache von diesen nachgeahmt wurde; daneben fand unter den größern Kanzleien selbst eine sprachliche Ausgleichung statt, die man als eine politisch-nationale auffassen darf. Letztere Ausgleichungen richteten sich wiederum nach einem Vorbilde, und dies war oder wurde mit der Zeit die kaiserl. Kanzlei, welcher die der Fürsten und Städte in ihrem diplomat. Verkehr folgten.

Die kaiserl. Kanzlei nahm unter Ludwig von Bayern (1313—46) die D. S. statt der bisherigen lateinischen an. Unter seiner Regierung schrieb noch jeder Schwabe in der kaiserl. Kanzlei schwäbisch, jeder Bayer bayrisch. Einheitlich wurde die kaiserl. Kanzleisprache erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. unter Karl IV. (1346—78) und seinen Nachfolgern. Schon unter Karl IV. schrieben die Urkunden eine im wesentlichen unserm Neuhochdeutsch gleichende Sprache, nur daß damals diese Sprache noch nicht weiter verbreitet war. Bevor unsere Schriftsprache fest war, schrieb die kaiserl. Kanzlei zunächst natürlich die Mundart des kaiserl. Hofes. Dies war unter den luxemb. Kaisern die mitteldeutsche Mundart der Residenzstadt Prag, zu deren Charakteristik hier nur angeführt werden mag, daß sie in Bezug auf die Konsonantenverschiebung auf ostfränk. Lautstufe stand und altes î, û und iu schon zu ei, au und eu diphthongiert hatte (z. B. zît «Zeit», hûs «Haus», liute «Leute»). Diese Sprache war einheitlich zunächst als Urkundensprache. Hiernach richtete man sich nun bei allen Akten und Schreibereien überhaupt. Wichtig ist die Sprache der Prager Kanzlei vor allem durch ihren Einfluß auf die Kanzleien der wettinischen Herzöge in Dresden, Torgau und Weimar geworden. Diese hatten bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrh. hinein durchaus in ihrer heimatlichen Mundart geschrieben. In Meißen ahmte man bald nach der Mitte des 15. Jahrh. die kaiserl. Kanzlei nach, in Thüringen seit 1482. Aus den Urkunden von 1470 bis 1480 drang diese Sprache in die Ratsschreibereien der kursächs.-meißnischen Landstädte. Dann wurde sie hier auch die Gerichtssprache und die Sprache der Universitäten Leipzig und Wittenberg und wurde schließlich auch im schriftlichen Privatverkehr angewendet. Zu Ausgang des 15. Jahrh. schrieben alle höhern Beamten und fürstl. Sekretäre die neue Kanzleisprache, und mit dem 16. Jahrh. schrieben so die Gelehrten und Gebildeten überhaupt. Es ging hier sehr schnell: im Laufe von zwei Generationen Anfang und endgültiger Sieg. Um 1500 war in Kursachsen die Schriftsprache unbedingt herrschend, in Thüringen etwas später, so auch in Schlesien und der Mark Brandenburg. Rein die Sprache der Prager Kanzlei war es nicht gewesen und noch weniger geblieben, denn sie war sehr bald durch österr. Einflüsse erheblich verändert worden.

Gerade als die Prager Kanzleisprache in Meißen Eingang fand, hatte schon eine neue Reichsgeschäftssprache begonnen. 1440 kam der Österreicher Friedrich III. zur Regierung, und fortan war die kaiserl. Kanzleisprache österreichisch. Charakteristische äußere Abweichungen waren vor allem die Wiedergabe des bisherigen ei durch ai, des uo und üe durch ue oder ü, vielfacher Abfall des Endsilben-e, Wechsel von anlautendem b mit p, von k mit ch, kh oder kch. Etwas beeinflußt wurde die kaiserl. Kanzlei zwar im Laufe der Zeit durch andere Kanzleien, doch nicht erheblich. Ganz einheitlich war auch ihre Sprache nicht. In der Orthographie trat seit dem Beginn des 16. Jahrh. eine starke Häufung von Konsonanten ein. Erst unter Maximilian (1493—1519) und durch seine Bemühungen schrieb die kaiserl. Kanzlei eine einheitliche Sprache und gewann einen nachhaltigen Einfluß auf die andern Kanzleisprachen. Diese Sprache blieb unter Karl V. (1520—56) im wesentlichen dieselbe. Bedeutungsvoll war es, daß in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. (begonnen hat dieser Prozeß schon in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrh.) die einzelnen Kanzleisprachen, am meisten die fürstlichen, wenig die städtischen, sich ihr und dadurch einander näherten, indessen nur näherten, nicht sie annahmen. Dagegen auf die Druckspracheu hat die kaiserl. Kanzlei nicht gewirkt, oder höchstens mittelbar, insofern diese auf den betreffenden Kanzleisprachen beruhen. Zu Luthers Zeit galten zwei Normen: Luther (mitteldeutsch) und für die süddeutschen Katholiken Maximilians Kanzlei (oberdeutsch). Das wichtigste Ergebnis war, daß die neuhochdeutschen Diphthonge ei, au und eu (äu) sich auch in den Kanzleien der mundartlich monophthongischen Gebiete (î, û, iu) einbürgerten. Sonst wurden viele Besonderheiten der österr. Kanzlei nirgends durchgeführt. Es war wesentlich doch ein nationales Bedürfnis der Zeit, das eine geogr. Ausgleichung der verschiedenen Kanzleisprachen hervorrief. Die Bedeutung des ideellen Vorbildes der kaiserl. Kanzlei darf nicht unterschätzt werden. Was unter ihrem Einfluß stand, nannte man das «gemeine teutsch» (erstes Zeugnis dafür 1464), und mit dem Namen bestand die wenigstens ideelle Einheit einer nationalen hochdeutschen Schriftsprache. Hätte Deutschland damals eine politisch straffe Organisation mit erblichem Kaisertum gehabt, so trüge die deutsche Schriftsprache voraussichtlich einen wesentlich österr. Charakter. Thatsächlich waren um 1500 die sprachlichen Gegensätze der Kanzleien noch sehr groß. Man sprach von einem bayr., schweiz., schwäb., elsäss., fränk., Meißner Deutsch u. s. w., das man auch bloß Hochdeutsch nannte im Gegensatz zu den Mundarten. Außerhalb der Einheitsbewegung hielten sich im 16. Jahrh. in der Hauptsache noch die Schweiz und das kölnische (ripuarische) Gebiet sowie Niederdeutschland. Hier gelangte unsere Schriftsprache erst seit der Mitte des 17. Jahrh. endgültig zur Herrschaft, zwar nicht durch die Kanzlei, sondern durch den Buchdruck.

Das 16. Jahrh. hat die litterarische Einheitssprache geschaffen. Von entscheidendem Einfluß auf ihre Entwicklung ist die Erfindung des Buchdrucks gewesen und die geistige Bewegung der Reformation, die neue litterar. Bedürfnisse schuf. Die Kanzleisprache des 15. Jahrh. war wesentlich auf die Kanzleien beschränkt. Mit der Drucksprache des 16. Jahrh. war ein weiterer Kreis für das damals sehr lesedurstige Publikum gewonnen. Dadurch

erst wurde unsere Schriftsprache nationales Gemeingut. Die Sprache der Drucke lehnte sich zunächst an die der Kanzlei des betreffenden Landes oder der betreffenden Stadt an, wiewohl die Grundlage in stärkerm Maße die Mundart war, als dies bei der Kanzlei der Fall war. Später haben sich die Drucksprachen unabhängig von der Kanzlei entwickelt. Bezeichnend ist, daß nicht der Autor, sondern der Drucker die Sprache machte. Die sprachliche Einigung innerhalb der Buchdruck-Verkehrseinheit war eine freie, ohne äußern Zwang. Der Wunsch nach möglichst großer Verbreitung der Bücher rief überall das Bestreben hervor, eine leidlich gleichmäßige Sprachform durchzuführen. Wichtig sind für den Ausgleichungsprozeß die Nachdrucke gewesen, die bei anderer Mundart des Setzers doch manches vom Original stehen ließen. Die oberdeutschen Drucke, mit Ausnahme der Schweiz, stehen natürlich der kaiserl. Kanzleisprache am nächsten. Hauptdruckorte waren im 16. Jahrh. München, Ingolstadt, Nürnberg, Augsburg, Ulm, Basel und Straßburg. Der Augsburger Buchdruck, der der kaiserl. Kanzleisprache sehr nahe kam (im 15. Jahrh. hatte man noch rein nach der städtischen Kanzlei gedruckt), war besonders in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. von großer Bedeutung und für unsere Schriftsprache namentlich durch die Nachdrucke Lutherscher Schriften (1520—40), von deren Sprache die Drucke im zweiten Viertel des 16. Jahrh. immer mehr stehen ließen. Der Übergang zu unserer Schriftsprache ist ein ganz allmählicher gewesen. Noch bis in die erste Hälfte des 17. Jahrh. hinein tragen die Drucke im kath. Bayern und Österreich einen wesentlich oberdeutschen Charakter. In Alamannien ist erst Ende des 15. Jahrh. ein Einfluß des gemeinen Deutsch in den bisher rein mundartlichen Drucken wahrzunehmen. Die Schweiz verhielt sich wegen ihrer polit. Trennung am konservativsten. Hier drang gemeindeutscher Einfluß erst seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. ein. In Straßburg war bis etwa 1530 die Mundart noch die amtliche Schriftsprache. Aber schon Ende des 15. Jahrh. macht sich im Druck das gemeine Deutsch bemerkbar, und seit 1530 ist der Sieg der Schriftsprache entschieden, wenn auch hier wie anderwärts die Drucke noch bis ins 17. Jahrh. hinein mundartliche Anklänge zeigen. Nürnberg zeigt schon im letzten Viertel des 15. Jahrh. Abweichungen von der Ortsmundart. Die Nürnberger Kanzlei des 15. Jahrh. war zwar wesentlich oberdeutsch, doch beeinflußt vom unmittelbar angrenzenden Ostfränkischen. Dieselbe Sprache schrieben die Meistersinger des 15. Jahrh. und schrieb im 16. Jahrh. Hans Sachs. Im großen und ganzen trägt die Nürnberger Drucksprache des 16. Jahrh. noch überwiegend lokalen oberdeutschen Charakter, doch mit starker Hinneigung zum Mitteldeutschen. Seit etwa 1600 herrscht die mitteldeutsche Litteratursprache. In Mitteldeutschland waren die wichtigsten Druckorte Mainz und seine Filiale Worms, ferner Frankfurt, Erfurt, Leipzig und Wittenberg. Ihre Drucke zeigen alle den starken Einfluß der Gemeinsprache. Die Leipziger Drucksprache ist in der Hauptsache die der ältern Schriften Luthers. Die Drucksprachen haben im ersten Viertel des 16. Jahrh. noch wesentlich den Charakter der Mundart. Dann verschwinden die kleinern Unterschiede immer mehr, während die größern zunächst noch bleiben. Besonders scheidet sich noch Oberdeutsch und Mitteldeutsch. Noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. bestanden nicht unerhebliche sprachliche Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Drucken. Es gab 5 Hauptrichtungen, 2 oberdeutsche (süddeutsche Reichssprache): bayrisch-schwäbisch (Druckcentrum Augsburg) und oberrheinisch (Basel und Straßburg); 2 mitteldeutsche: mittelrheinisch (Worms, Mainz und Frankfurt) und obersächsisch (Leipzig und Wittenberg); außerdem noch Nürnberg. Schon Anfang des 16. Jahrh. waren sich die einzelnen hochdeutschen Drucksprachen sehr nahe gekommen, besonders die von Augsburg, Nürnberg und Straßburg. Im letzten Viertel des 16. Jahrh. druckten gemeines Deutsch alle oberdeutschen Druckereien außer denen der Schweiz (ausgenommen Basel) und von den wichtigsten mitteldeutschen Druckorten Mainz und Leipzig, aber noch nicht Köln. Alles Neue bekam dieses gemeine Deutsch von Luther bis auf Gottsched aus Mitteldeutschland. Die mitteldeutsche Richtung, welche die Drucksprache im 16. Jahrh. überall nahm, ist herrschend geworden einerseits durch die Centralisation des Buchhandels am Mittelrhein (Frankfurt) und die von dort ausgehenden offiziellen Bekanntmachungen des Reichs, andererseits in weit höherm Grade durch Luther.

Luthers sprachlicher Einfluß ist meist überschätzt worden, wenigstens in Bezug auf die Lautform unserer Schriftsprache. Weit bedeutsamer ist er für Wortbildung, Syntax und Stilistik und namentlich den Wortschatz gewesen. Die litterar. Wirkung von Luthers Schriften, zumal seiner Bibelübersetzung, kann gar nicht genug gewürdigt werden. Seine Schriften fanden eine ungeheure Verbreitung. 1517 waren 80 deutsche Bücher gedruckt worden; 1523 waren es 935. In den J. 1518—23 sind mehr deutsche Bücher gedruckt und gelesen worden, als in dem halben Jahrhundert vorher seit Erfindung der Buchdruckerkunst, und davon waren mehr als ein Drittel Luthersche Schriften, und diese zählten wiederum Auflagen nach Tausenden. Erst durch Luther ist unsere Schriftsprache weit verbreitet worden, sowohl in die breiten Schichten des Volks, als auch räumlich, besonders auf niederdeutschem Gebiete. Aber Luther fand bereits eine Schriftsprache vor. Allerdings war vor ihm noch alles im Werden. Es fehlte trotz des ersichtlichen Fortschritts, den die sprachliche Einigung gemacht hatte, eine allgemein anerkannte Norm. Bei entsprechender polit. Entwicklung hätten auch mehrere deutsche Schriftsprachen entstehen können, etwa eine schweizerische, eine oberdeutsch-mitteldeutsche, eine ripuarische (kölnische) und eine niederdeutsche, wie sich ja thatsächlich die niederländ. Schriftsprache von der deutschen abgezweigt hat. Luthers Wort einigte Deutschland. Für die Kanzleisprache hatte die kaiserl. Kanzlei eine Norm gebildet. Für die Drucksprache wurde diese Autorität Luther, und zwar nicht nur bei den Protestanten. Mit gewissen Einschränkungen kann man doch sagen, daß Luthers Sprache, namentlich die Bibel, die Grundlage unserer Schriftsprache und der gesprochenen Sprache der Gebildeten ist. Denn die Bibel ward die Quelle, aus der alle nachfolgenden Schriftsteller bewußt oder unbewußt einen großen Teil ihrer Sprachbildung schöpften. Luther sagt in den «Tischreden»: «Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, das mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sechsischen Cantzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in

Deutschland; alle Reichsstedte, Fürstenhöfe schreiben nach der sechsischen und unseres Fürsten Cantzeley. Darumb ists auch die gemeinste deutsche Sprache. Kaiser Maximilian und Churfürst Friderich, Hertzog von Sachsen, haben im Römischen Reiche die deutsche Sprache also in eine gewisse Sprach zusammengezogen.» Die sächs. (mitteldeutsche) Kanzlei und die kaiserliche (oberdeutsche) hatten sich um 1500 sehr genähert. Aber bei bewußter Anlehnung an diese Norm hatte Luther doch viel Spielraum. Zu beachten ist, daß Luthers Sprache zeitlich nicht gleichmäßig gewesen ist. Ungefähr 1524 trat ein Hauptwendepunkt ein. Zuerst kümmerte sich Luther wenig um die Sprachform seiner Schriften; er überließ das den Druckern. Erst mit der Bibelübersetzung bemühte er sich, allgemeine Verständlichkeit zu erreichen, und korrigierte sorgfältig selbst den Druck. In erster Reihe sorgte er für konsequente Orthographie. Während vorher in der Doppelschreibung von Konsonanten eine heillose Verwirrung herrschte, war Luthers Regel: Doppelkonsonant nur nach vorhergehendem kurzen Vokal betonter Silbe. Ferner schrieb er tz statt cz und i statt y, außer in auslautendem ey. Anfangs schrieb er ganz nach der stark oberdeutsch beeinflußten kursächs. Kanzlei, später ein reineres Mitteldeutsch. Wo die Kanzlei zwischen Oberdeutsch und Mitteldeutsch schwankte, entschied sich Luther für letzteres. Geringe sprachliche Verschiedenheiten haben alle Bibelausgaben. Die wichtigsten sprachlichen Änderungen Luthers fallen in die J. 1522—30. Es sei erwähnt, daß 1522 noch u und o für ü und ö gedruckt ist, 1526 nur ü und ö. Im ganzen war Luther konservativ. In manchen Punkten hatte ihn seine Zeit schon überholt (z. B. bei ihm noch «ich halff, wir hulfen», «ich bleib, wir blieben»). Das fühlten auch die Zeitgenossen. Die Sprache der Drucke emancipierte sich und schritt fort. So sehr auch in dieser Zeit des Ringens nach dem besten Deutsch Luther durch die massenhafte Verbreitung seiner Schriften eine Autorität wurde, nicht nur bei den Protestanten, so hat doch sein Deutsch nicht als unbedingte Norm für die Schriftsprache überhaupt gegolten. Unbestritten herrschte es in Thüringen, Obersachsen und Ostmitteldeutschland, wo alle Schriftsteller Luthersch schrieben, allenfalls auch noch im übrigen Mitteldeutschland mit Ausnahme des Ripuarischen (Kölnischen). Süddeutschland wurde zwar immer mächtiger von ihm beeinflußt, war aber zunächst noch durchaus selbständig. Die wichtigste nationale Bedeutung der Sprache Luthers war die Erschließung von Niederdeutschland, dem er ein eigentlich litterarisches Bedürfnis erst geschaffen hat. Zunächst übersetzte man hier Luthers Schriften ins Niederdeutsche. Bald aber wurde hochdeutsch gedruckt. Die Anfänge dieses Vorgangs waren zwar schon gegeben: das Hochdeutsche hatte schon als Kirchen- und Rechtssprache und etwa seit 1500 auch als Kanzleisprache Fuß gefaßt. Aber durch Luther wurde der Sieg der hochdeutschen Schriftsprache entschieden. Ungefähr seit der Mitte des 16. Jahrh. ist das Luthersche Hochdeutsch die herrschende Druck- und offizielle Amtssprache in Niederdeutschland, wenn auch vereinzelt noch bis in die Mitte des 17. Jahrh. niederdeutsch geschrieben und gedruckt wurde (Laurembergs «Scherzgedichte», 1652). Die Kanzlei schrieb in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. und endgültig seit 1600 hochdeutsch. Um 1600 wird Hochdeutsch auch die Kirchensprache in Niederdeutschland. Die letzte plattdeutsche Bibel ist 1621 in Goslar gedruckt worden. Hochdeutsch schrieben Schriftsteller wie der Magdeburger Georg Rollenhagen, der Brandenburger Bartholomäus Krüger, der Mecklenburger Nathan Chytraeus, der Braunschweiger Herzog Heinrich Julius. Es wurde so ein Gegengewicht gegen die Versüddeutschung der mitteldeutschen Schriftsprache geschaffen. Hier in Niederdeutschland wurde die eindringende hochdeutsche Schriftsprache zugleich und zuerst die Grundlage für die gesprochene Sprache der Gebildeten. In Süddeutschland drang Luthers Autorität schon wegen der religiösen Gegensätze langsamer durch und war im 16. Jahrh. noch nicht allgemein anerkannt. Der Wendepunkt fällt hier um 1600. Noch 1593 konnte Sebastian Helbers in seinem «Syllabierbüchlein» sagen: «Viererlei Teutsche Sprachen weiß ich, in denen man Buecher druckt, die Cölnische oder Gulichische, die Sächsische, die Flämmisch od' Brabantische (d. i. Niederländisch) und die Ober oder Hoch Teutsche. Unsere Gemeine Hoch Teutsche wirdt auf drei Weisen gedruckt: eine möchten wir nennen die Mitter Teutsche, die andere die Donawische, die dritte Höchst Reinische.» In der Schweiz dauert der letzte Widerstand gegen Luthers Schriftsprache bis in die Mitte des 18. Jahrh. hinein.

Endlich hat noch der Einfluß der **Grammatiker** des 16. Jahrh. die Einheitlichkeit der Schriftsprache gefördert, indem diese das beste Deutsch bestimmten. Die wichtigsten Namen sind Valentin Ickelsamer («Teutsche Grammatica», wahrscheinlich 1534 erschienen) und besonders Fabian Frangk («Orthographia», Wittenb. 1531). Letzterm, der auf Luther fußte, schlossen sich zumeist die spätern Grammatiker an. Sehr einflußreich, namentlich auch bei den Katholiken, war Clajus' «Grammatica Germanicae linguae» (Lpz. 1578), die weitaus verbreitetste Grammatik des 16. und 17. Jahrh.

Die Ausbildung unserer Schriftsprache fällt in die J. 1550—1750. Im 17. Jahrh. verschwanden die mundartlichen Schriftsprachen. Zunächst hörte das Niederdeutsche als Schriftsprache auf. Der Mecklenburger Lauremberg beklagt 1652, daß Hochdeutsch die herrschende Schrift-, Druck-, Kirchen- und Schulsprache sei und im öffentlichen Verkehr gesprochen werde. In der Schweiz erfolgte der entscheidende Schritt durch die revidierte Übersetzung der Züricher Bibel (1665—67). Im 17. Jahrh. galt Meißnisch unbedingt als das beste Deutsch. Ihren Abschluß erlangte die Schrift- und Drucksprache durch **Opitz** («Buch von der deutschen Poeterei», 1624), dessen Einfluß auf unsern Stil dem Luthers ebenbürtig ist. Opitz erkannte Luther als Vorbild auch für die Sprache der Poesie an. Ihm schlossen sich die Grammatiker der Sprachgesellschaften (seit 1617) an, besonders Schottel, der von der Grammatik forderte, daß sie die Sprache lehrmeistern müsse. Seine Vorgänger (Ritter 1611, Scheräus 1619, Gueinz 1619 und 1645, von Zesen, Rosenmond 1651, Girbert 1653, Bellin 1661, Schupp 1663) hatten keine rechten Fortschritte seit Clajus gemacht. Bedeutsam wirkte Schottels «Ausführliche Arbeit der teutschen Haubtsprache» (Braunschw. 1663). Leibniz (1680) billigte seine Ansichten. Weitere Grammatiker waren Stieler (1691) und Morhof (1700). Ende des 17. Jahrh. war unsere Drucksprache durch die theoretischen Arbeiten der Sprachgelehrten feststehend geworden.

Das 17. und 18. Jahrh. brachte die endgültige Einigung der Gemeinsprache. Bödikers «Grundsätze der deutschen Sprache» (1690; neu hg. von

Frisch, 1746) blieben bis auf Gottsched die herrschende Grammatik. Neben Luther stellte er die Schlesische Dichterschule und einige Grammatiker, besonders Schottel, als maßgebend hin. Auch im 18. Jahrh. galt das Meißnische als die schönste und reinste deutsche Mundart. Mittelpunkt der sprachlichen Bestrebungen wurde Gottsched und seine Schule, Leipzig das Centrum für Litteratur und Bildung überhaupt. Als Führer der Deutschen Gesellschaft übernahm Gottsched das Sprachrichteramt und bemühte sich vor allem um äußere Korrektheit. Seit Gottsched galt nicht mehr Luther, sondern Opitz als Norm. Gottscheds Einfluß ist es zu danken, daß um die Mitte des 18. Jahrh., von kleinen landschaftlichen Besonderheiten abgesehen, die heutige Schriftsprache grammatisch normiert und so gut wie allgemein üblich war. Kath. Schriftsteller wagten noch gegen das «lutherische» Deutsch der modernen Litteratur Widerspruch zu erheben. Bald aber war Süddeutschland vollständig für die Schriftsprache gewonnen, die im 17. Jahrh. noch wenig Erfolge im Süden zu verzeichnen gehabt hatte. Gottscheds Hauptwerke sind die «Beiträge zur kritischen Geschichte der deutschen Sprache» (1732—44) und die «Deutsche Sprachkunst» (1748). Sein litterar. Streit mit den Schweizern (Bodmer, Breitinger) in den vierziger Jahren war auch sprachlich bedeutsam. Ihr Kampf gegen Gottscheds sprachliche Diktatur war vergebens. Aber im Gegensatz zu Gottscheds Schulkorrektheit nahmen sie, wie auch die Göttinger Dichter und nachmals Lessing und Herder, alte Wörter wieder auf (z. B. «bieder», «Hain»). Gegen die Fremdwörter eiferte Lessing. Eine autoritative Stellung nahm der Sprachforscher Adelung ein, dessen «Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart» (1774—86) und dessen Zeitschrift «Magazin für die D. S.» (1782—84) hier genannt seien. Sprachliche Norm blieb Obersachsen, bis die klassische Litteratur des 18. Jahrh. endgültig die sprachliche Alleinherrschaft Obersachsens beseitigte. Von den deutschen Klassikern kommt vielleicht niemand eine größere sprachliche Bedeutung zu als Wieland, namentlich für Süddeutschland. Nachdem Klopstock mit einem Schlage eine neue, wahrhaft poet. Diktion erschaffen hatte, und durch Lessing auch die Prosa befreit und geadelt worden war, eilte die Dichtersprache in unaufhaltsamem Fortschritt der höchsten Veredelung und Vollendung entgegen. Seit Schiller und vor allem seit Goethe zeigt sich die D. S. jeder Anforderung gewachsen.

Litteratur. A. Socin, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit (Heilbr. 1888); O. Brenner, Mundarten und Schriftsprache in Bayern (Bamb. 1890); Fr. Kauffmann, Geschichte der schwäb. Mundart (Straßb. 1890); Fr. Pfeiffer, Über Wesen und Bildung der höfischen Sprache der mittelhochdeutschen Zeit (Wien 1861); H. Paul, Gab es eine mittelhochdeutsche Schriftsprache? (Halle 1873); O. Behaghel, Zur Frage nach einer mittelhochdeutschen Schriftsprache (Basel 1886); Fr. Kauffmann, Behaghels Argumente für eine mittelhochdeutsche Schriftsprache (in Paul und Braunes «Beiträge zur Geschichte der D. S. und Litteratur», Bd. 13, S. 464—503); F. Jostes, Schriftsprache und Volksdialekte (im «Niederdeutschen Jahrbuch», Bd. 11, S. 85—98); M. Bancsa, Das erste Auftreten der D. S. in den Urkunden (Lpz. 1896); H. Rückert, Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache (2 Bde., ebd. 1875); E. Wülcker, Die Entstehung der kursächs. Kanzleisprache (in der «Zeitschrift des Vereins für Thüring. Geschichte und Altertumskunde», Bd. 9); Fr. Kluge, Von Luther bis Lessing (3. Aufl., Straßb. 1897; vgl. dazu E. Schröder in den «Göttinger Gelehrten Anzeigen», 1888, S. 249 fg., und J. Luther im «Anzeiger für das deutsche Altertum», Bd. 15, S. 324 fg.); von Bahder, Grundlagen des neuhochdeutschen Lautsystems (Straßb. 1890, Einleitung); K. Burdach, Die Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Einleitung: Das 16. Jahrh. (Halle 1884); E. Wülcker, Luthers Stellung zur kursächs. Kanzleisprache (in der «Germania», Bd. 28); P. Pietsch, Martin Luther und die hochdeutsche Schriftsprache (Bresl. 1883); Franke, Grundzüge der Schriftsprache Luthers (Görlitz 1888); H. Schultz, Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des 17. Jahrh. für Reinigung der D. S. (Gött. 1888); Evers, Deutsche Sprach- und Litteraturgeschichte im Abriß, Tl. 1 (Berl. 1899); Ergebnisse und Fortschritte der germanistischen Wissenschaft im letzten Vierteljahrhundert (Lpz. 1902); «Zeitschrift für deutsche Wortforschung», hg. von Kluge (Straßb. 1900 fg.). S. auch die Litteratur zum vorigen Abschnitt.

II. Ausbreitung der Deutschen Sprache. Diese fällt mit der Ausbreitung des deutschen Volksstammes nicht ganz zusammen. Einerseits ist eine große Zahl von Deutschen durch Annahme einer andern Sprache dem Deutschtum verloren gegangen: so ist in den ersten nachchristl. Jahrhunderten eine Reihe von deutschen Stämmen am Rhein romanisiert worden; später sind die in Nordfrankreich angesessenen Franken Franzosen geworden, die Langobarden Italiener; die in neuerer Zeit auswandernden Deutschen nehmen, zumal in Nordamerika, sehr bald die Sprache des Landes an. Andererseits sprechen heute die D. S. Millionen von Menschen, deren Vorfahren keine Deutschen gewesen sind. Es ist für die neuere Zeit nur der Juden und der franz. Hugenotten zu gedenken. Dieser Vorgang kehrt aber in viel größerm Maßstabe wieder, wenn man die räumliche Ausdehnung der D. S. ins Auge faßt. Die zur Zeit der Völkerwanderung westwärts drängenden Franken und Alamannen fanden in dem Rheingebiete eine romanisch sprechende Bevölkerung vor, die sie unterwarfen, aber nicht vertrieben. Diese hat im Laufe der Zeit die Sprache des herrschenden Volks angenommen. Man darf für das erste Jahrtausend n. Chr. an keine so feste deutsch-franz. Sprachgrenze denken, wie sie sich in der Gegenwart gebildet hat. Es giebt Zeugnisse bis in das 13. Jahrh. hinein dafür, daß mitten im deutschen Sprachgebiete noch vereinzelt romanisch gesprochen wurde, am längsten scheint es im Schwarzwald und in Salzburg der Fall gewesen zu sein. Schließlich sind, wenn man von den romanisierten Langobarden Italiens absieht, mehr Romanen Deutsche geworden als umgekehrt. Diesem großen Gewinn gegenüber will es wenig besagen, wenn sich z. B. in Lothringen die Sprachgrenze in den letzten drei Jahrhunderten um kaum 10 km zu unsern Ungunsten verschoben hat, oder wenn im 19. Jahrhundert einige deutsche Sprachinseln (freilich weit über eine Viertel Million Seelen) in Südtirol italienisiert, in den Ostalpen und Ungarn slawisiert oder magyarisiert worden sind. Am deutlichsten lassen sich die Fortschritte der deutschen Kultursprache gegenüber der minder mächtigen rhäto-romanischen in der

östl. Schweiz geschichtlich verfolgen. Erst um 1300 ist das Rheinthal gänzlich deutsch geworden. Zu Anfang des 15. Jahrh. sprach noch der nördl. Teil von Graubünden rhäto-romanisch. 1616 sagt Guler von Weineck, Landammann auf Davos: «Ich habe noch alte Leuthe im Walgöuw (d. i. in der Landschaft von Bludenz bis hinab zur Götznerklause, unterhalb Feldkirch) gekannt, die grob rhätisch (d. i. romanisch) reden konnten; sonsten ist an jetzo allein die Deutsche Sprach bei ihnen breuchlich.» 1850 sprach noch die größere Hälfte der Bevölkerung Graubündens ladinisch, 1881 kaum noch zwei Fünftel. Die völlige Verdeutschung von ganz Graubünden ist nur eine Frage der Zeit. Die Ortsnamen sind redende Zeugen für die ehemalige Nationalität ihrer Begründer. Der Walensee (älter Walchensee) in der Schweiz, der Walchensee in Oberbayern sprechen eine beredte Sprache.

Noch mehr in die Augen fallend sind die Fortschritte des Deutschtums im Osten. Die seit der Mitte des 12. Jahrh. beginnende deutsche Kolonisation der Slawenländer östlich von der Saale und Elbe führte zwar gewaltige Scharen von Deutschen ins Land; aber ausgerottet worden sind die Slawen höchstens in den durch die Kriege verheerten Grenzstrichen. Im übrigen blieben sie sogar in manchen Landschaften, so im Königreich Sachsen, im hannov. Wendlande, auf Rügen, in Hinterpommern, in der Majorität. Diese Slawen nördlich vom Erz- und Riesengebirge bis zur Ostsee haben verhältnismäßig schnell die Sprache ihrer Besieger angenommen. Die Slawen am obern Main und an der Rednitz wurden bereits seit der zweiten Hälfte des 11. Jahrh. germanisiert. Um 1300 hörte in Anhalt das Slawische als Gerichtssprache auf, im 14. Jahrh. im Osterlande (Leipziger Gegend), 1424 in Meißen. Um die Mitte des 15. Jahrh. war das Wendische in der Wittenberger Gegend ausgestorben. Die Verdeutschung ging hier von den Städten aus. Die Lausitz war noch im 16. Jahrh. größtenteils sorbisch. In Schlesien wurden in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. die ganzen Sudeten von Deutschen besiedelt; sonst saßen sie in kompakten Massen damals nur zwischen Görlitz und Liegnitz. Schon um 1300 war Niederschlesien links von der Oder ein deutsches Land. In der Lausitz ist bis heute eine ungefähr 50 qkm große sorb. Sprachinsel inmitten deutsch gewordenen Landes geblieben (s. die Karte der deutschen Mundarten). Die Grenze läuft heute von der obern Spree über Bischofswerda, Kamenz, Senftenberg, Calau, Lübbenau, Peitz, Forst, Muskau, Weißenberg und Löbau; doch bilden innerhalb dieses Gebietes die Städte deutsche Sprachinseln und die Landbevölkerung ist zweisprachig. Im 16. Jahrh. reichte das sorb. Sprachgebiet von Bischofswerda bis Ortrand, Finsterwalde, Luckau, Buchholz, Storkow, Fürstenberg, Guben, Triebel, Priebus und Löbau. In der Altmark werden noch 1452 Wenden erwähnt; ihre Sprache ist hier erst im 15. Jahrh. ausgestorben. In der Jabelheide werden Wenden noch 1521 genannt. Im Lüneburger Wendlande konnte sogar noch 1786 ein kleines Wörterverzeichnis der aussterbenden wend. Sprache zusammengebracht werden. Auf Rügen soll 1404 die letzte alte Frau gestorben sein, die noch wendisch sprach. Hinterpommern war noch Ende des 13. Jahrh. slawisch. Man kann sagen, daß um 1400 alle Slawen westlich von der Oder, außer den Lausitzer Sorben, germanisiert gewesen sind, größtenteils auch damals schon die Slawen in Hinterpommern und Pomerellen, deren Reste, die Kassuben, heute im Schwinden sind. Nach Preußen wurde die D. S. durch die Einwanderung in der Mitte des 13. Jahrh. übertragen, der eine zweite Einwanderung durch die vertriebenen süddeutschen Protestanten folgte, nach dem Netzedistrikt und Westpreußen durch die von Friedrich d. Gr. angesiedelten deutschen Kolonisten. Seit 1886 führt das Ansiedelungsgesetz alljährlich einige Hunderte deutscher Familien nach den poln. Teilen Posens und Westpreußens (s. Ansiedelung). Fortschritte hat die D. S. gegenüber der polnischen nur in Schlesien und Ostpreußen gemacht. Die Umgegend von Brieg, Ohlau und Breslau war noch im 17. Jahrh. überwiegend polnisch. Heute reicht das Deutsche östlich von Breslau bis Wartenberg. Deutsch ist auch in den poln. Landesteilen in den Städten die herrschende Sprache. In Ostpreußen dringt das Deutsche jetzt nach Süden vor; die poln. Masuren werden von den kleinen deutschen Sprachinseln aus immer mehr verdeutscht. Desgleichen ist es nur eine Frage der Zeit, wie lange sich noch die innerhalb der deutschen Reichsgrenze lebenden Litauer an dem untern Niemen, deren Kirchensprache litauisch und deutsch, deren Schulsprache seit 1873 ausschließlich die deutsche ist, ihre Sprache bewahren werden; 1848 gab es über 150000 Litauer; 1890 betrug die Zahl der litauisch Sprechenden 121265. Aber innerhalb der Provinz Posen nehmen die Polen nicht leicht die D. S. an, haben sogar deutsche Bauern slawisiert. Nur mit deutschen Bewohnern selbst kann die D. S. hier vordringen. Die deutschen Ansiedelungen in Krain, Ungarn, Siebenbürgen, Galizien, Südrußland und den russ. Ostseeprovinzen haben nicht zu germanisieren vermocht. Der Aufschwung des Verkehrs in der Neuzeit bewirkt immer mehr eine geogr. Abrundung der verschiedenen Sprachgebiete. Nur wo größere Massen von Deutschen beisammen sitzen, haben sie Aussicht, ihre Nationalität zu erhalten.

Nicht nur Romanen, Slawen und Litauer haben die D. S. angenommen, sondern auch nichtdeutsche Germanen: Friesen und Dänen; zumal die erstern. Im Mittelalter war die ganze Nordseeküste nördlich von Amsterdam bis zur Wesermündung friesisch. Aber im Bereich der deutschen Kultur stehend, haben die Friesen im 15. Jahrh. die plattdeutsche Schriftsprache angenommen, auch die Westfriesen, die sich neben der jetzt herrschenden niederländ. Schriftsprache wieder eine eigene fries. Schriftsprache geschaffen haben (s. Friesische Sprache und Litteratur). Als gesprochene Sprache ist das Friesische in Ostfriesland und an der Wesermündung in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. ausgestorben, nachdem schon mehr als 100 Jahre vorher Plattdeutsch die herrschende Sprache gewesen. Nur auf Wangeroog und in Neuwangeroog bei Varel sowie im Saterlande lebt das Friesische noch fort. Das Wangeroogische, heute nur noch von 30 bis 40 verstreut wohnenden Menschen gesprochen, ist im Aussterben begriffen, das Satersche aber noch voll lebenskräftig. In den zu den Niederlanden gehörigen Teilen des alten Friesland herrscht jetzt die niederländ. Schriftsprache. Die fries. Volkssprache hat sich nur in der Provinz Friesland gehalten und auf den Inseln Schiermonnikoog und Terschelling. Im Groningschen spricht man seit dem 17. Jahrh. plattdeutsch, in Nordholland holländisch. Noch 1600 wird erwähnt, daß das Friesische im nordholländ. Waterland ge-

sprochen wurde. Auch gegenüber dem sog. Nordfriesischen an der schlesw. Westküste hat die plattdeutsche Sprache Fortschritte gemacht. In Eiderstedt hat sie im Laufe des 17. Jahrh. die einheimische Sprache verdrängt. Auf Nordstrand und Pelworm ist das Nordfriesische gegen Ende des 18. Jahrh. ausgestorben. Nördlich von Husum macht seit dem 19. Jahrh. das Plattdeutsche immer größere Fortschritte, wiewohl sich die Sprachgrenze nur langsam verschiebt. Auch auf der Insel Föhr dringt das Plattdeutsche vor. Die Schrift-, Schul- und Kirchensprache ist hier wie auch auf Helgoland seit alters die deutsche. Alle Friesen und Nordfriesen, die noch an ihrer eigenen Sprache festhalten, können auch deutsch (oder holländisch) sprechen. Endlich ist die D. S. auch dem Dänischen gegenüber in jüngster Zeit siegreich. Im 19. Jahrh. ist die Landschaft Angeln (zwischen Schleswig und Flensburg) plattdeutsch geworden, und auch nördlich von Flensburg wird in den östl. Küstenstädten viel deutsch gesprochen. Die größten Fortschritte hat die deutsche Kirchensprache zu verzeichnen. In 57 Kirchengemeinden, in denen bis 1864 der Gottesdienst abwechselnd in deutscher und dän. Sprache stattfand, ist jetzt mit Zustimmung der Mehrheit der Bewohner die Kirchensprache ausschließlich deutsch. Von 114 Kirchspielen, in denen bis 1864 kein deutsches Wort in der Kirche gehört wurde, wurde in 45 Kirchen der Gottesdienst in deutscher und dän. Sprache gehalten. 1885—91 ist in nicht weniger als 28 neuen Kirchspielen die Kirchensprache teilweise deutsch geworden.

Im Westen und Süden ist die Sprachgrenze seit dem Mittelalter ziemlich unverändert geblieben.

Sprachgrenzen und Sprachinseln. (S. die Karte der deutschen Mundarten.) Die Grenze des deutschen Sprachgebietes beginnt in Frankreich an der Nordsee zwischen Gravelingen und Dünkirchen und läuft östlich von St. Omer, nördlich von Hazebrouk und Bailleul genau in östlicher Richtung über Werwick, Menin, Ronsse, Enghien, Hal, südlich von Brüssel, Tienen und Tongern, zwischen Lüttich und Maastricht die Maas erreichend. Von hier aus folgt sie ungefähr der belg. Grenze; doch gehört ein schmaler belg. Grenzstrich nördlich und östlich von Verviers noch zum deutschen, Malmedy in der Rheinprovinz noch zum franz. Sprachgebiete. Luxemburg ist deutsch, desgleichen das benachbarte belg. Arlon nebst Umgegend. Von Deutsch-Lothringen ist der südwestl. Grenzstrich, besonders die Umgegend von Metz, französisch. Die Grenze läuft südlich und westlich von Diedenhofen, Bolchen, Falkenberg, Mörchingen und Saarburg. Die Vogesen bilden nur in ihrem südlichern Teile die Grenze. Das obere Breuschthal (Schirmeck), desgleichen einige Gebirgsdörfer nordöstlich und südlich von Markirch sprechen jetzt französisch. Vom Belchen ab südöstlich ist ungefähr die polit. Grenze des Elsaß zugleich Sprachgrenze. Die Gebirgsgegend um Delémont ist sprachlich gemischt; das Deutsche dringt hier neuerdings vor. Weiter südlich ist das Birsthal noch französisch, Biel deutsch, Neuveville und Landeron französisch, Erlach deutsch. Die Grenze läuft dann über Murten, Freiburg und Saanen südlich bis zu den Diablerets, östlich bis zum Weißhorn, südlich über Siders zum Matterhorn, die östl. Hälfte des Kantons Wallis noch dem deutschen Sprachgebiete zuteilend. Jenseit des Monte-Rosa wird noch von etwa 3500 Seelen (s. Silvier) deutsch gesprochen. Von Macugnaga läuft die Grenze nordöstlich zum St. Gotthard, die jenseit der Wasserscheide liegenden deutschen Dörfer Fruth, Pommat, Unterwald und Bosco einschließend. Vom St. Gotthard weiter nordöstlich bis zum Piz Dolf, dann südöstlich über Trins und Reichenau, südlich von Chur, nach Wiesen, weiter östlich und nordöstlich der Wasserscheide des Inns gegen Norden folgend, dann über den Muttler und Martinsbruck südwärts zum Ortler. In dem südlich der angegebenen Grenze liegenden Teile Graubündens wird neben dem Rhäto-Romanischen bereits viel deutsch gesprochen. Besondere deutsche Sprachinseln sind 1) Obersaxen; 2) das obere Vorderrheinthal, das Safienthal, östlich vom Piz Beverin bis Thusis und das Rheinwaldthal (Splügen); 3) das Avers- und Madriser Thal; 4) Tarasp. Vom Ortler läuft die Sprachgrenze östlich auf Bozen zu; doch bleibt das Etschthal südwärts bis Salurn deutsch. Sie geht dann über die Fassaner Alpen und die Geißlerspitzen bis unweit Bruneck nordöstlich, vom Monte-Cristallo ab längs der österr.-ital. Grenze bis zum Wischberg und nach Tarvis, nur an zwei Stellen, bei Bladen (Sappada) und Tischelwang (Timau), auf den Südabhang des Grenzgebirges übergehend. Südlich dieser Linie liegen von Tirol bis Steiermark eine Reihe deutscher Sprachinseln. In Welschtirol wird nördlich vom Caldonazzosee im Fersen- und zum Teil auch im Pinéthal deutsch gesprochen, in St. Sebastian und Lusern, ferner in Venetien am Südabhange der Lessinischen Berge, zwischen Astico und Brenta, Cima Duodici oder Zwölferkofl und Bassano in den Sieben Gemeinden, endlich im Quellgebiet des Tagliamento in der Gemeinde Zahre oder Sauris. In Südtirol ist die D. S. in neuerer Zeit durch die italienische erheblich zurückgedrängt worden. Das älteste Statut von Trient ist in D. S. abgefaßt. Während heute nur etwa noch 7000 Deutsche in Welschtirol sitzen, war das Land im 16. Jahrh. ein halb deutsches. Durch den Deutschen Schulverein ist die Sprachverschiebung jetzt zum Stehen gekommen. Auf ital. Boden ist an der tirol. Grenze, wo sich in den Dreizehn und Sieben Gemeinden (s. Comuni) die D. S. noch zum Teil erhalten hat, einst bis nach Verona hin, und vor dem 14. Jahrh. sporadisch bis über Vicenza hinaus deutsch gesprochen worden. Heute sind in Venetien nur etwa 4000 Deutsche noch nicht zu Italienern geworden. Von der Grenze Venetiens an bis zur Ostsee läßt sich keine scharfe Grenzlinie geben. Eine ungefähre würde von Tarvis östlich über Villach, Klagenfurt, Völkermarkt nach Radkersburg a. d. Mur zu ziehen sein, von hier nordöstlich über St. Gotthard, Steinamanger, Warasdorf bis Eßterháza, weiter nördlich über Preßburg und Lundenburg bis Seelowitz, dann nördlich von der Thaya westlich bis Neuhaus, südlich bis Gmünd, westlich bis Krumau, nordwestlich bis Taus, nordöstlich bis Pilsen, nordwestlich bis Manetin, nordöstlich über Rakonitz und Laun bis Leitmeritz, östlich über Liebenau, Hohenelbe bis Nachod, dann südöstlich über Senftenberg, Worlitschka, Schönberg, Littau nach Neutitschein, von hier ab nordwärts über Rosenthal, Troppau, Ratibor, Leobschütz, Oppeln, Brieg, Namslau, Wartenberg, Mittelwalde und Krotoschin, westlich nach Rawitsch, nordwestlich nach Lissa, Rakwitz und Birnbaum, dann die Warthe entlang östlich bis Obornik, nordöstlich nach Margonin, südlich von der Netze ostwärts bis Thorn, weiter, den Südrand von Ostpreußen dem poln. Sprachgebiete zuweisend, über Culmsee, Briesen, Deutsch-Eylau, Allenstein,

Bischofsburg, Lötzen, Marggrabowa zur russ. Grenze, endlich den Niemen entlang bis zum Kurischen Haff. Innerhalb dieses geschlossenen deutschen Sprachgebietes von ungefähr 680000 qkm (über ein Fünfzehntel des Flächeninhalts von Europa) liegt die sorb. Sprachinsel in der Lausitz und die kassubische in Westpreußen. Von den zahllosen deutschen Sprachinseln unweit der Grenze seien nur die größern genannt. Im südl. Krain die Gottschee und Umgebung (16 Quadratmeilen); in Mähren Brünn und Olmütz; von Mähren greift nach Böhmen hinüber die nordwärts bis zur Sazawa reichende Iglauer Sprachinsel und die 1000 qkm große Schönhengster um Zwittau und Mährisch-Trübau; in Südböhmen ist zu nennen Budweis und Umgegend, ferner der deutsche Teil der Prager Bevölkerung; in Österreichisch-Schlesien Bielitz und Umgegend.

Weit außerhalb des zusammenhängenden deutschen Sprachgebietes giebt es in Österreich-Ungarn und Rußland eine große Anzahl von kleinen und größern deutschen Sprachinseln, deren Deutschtum zum größten Teile stark bedroht ist. Es können hier nur die wichtigsten genannt werden. Im nordwestl. Ungarn kämpfen seit dem 13. Jahrh. gegen das Slowakentum die an der obern Neutra ansässigen 1000 Deutschen in Deutsch-Bronn, Betelsdorf, Zeche, Schmiedshaj, Fundstollen, Beneschhäu, Gaidel, Hedwig, Brestenhäu und Münchwiese, die (1880) 17500 Seelen starken Deutschen in dem Grenzgebiet der Komitate Turócz und Bars, in der Stadt Kremnitz und den Dörfern Deutsch-Litta, Ober-Turz, Nieder-Turz, Glaserhäu, Krikerhäu, Neuhaj, Ober-Stuben, Drexelhäu, Koneschhäu und Honeschhäu, sowie östlich davon in Neusohl und südwestlich davon in Hochwiesen und Paulisch (4000 Seelen). Gleichfalls von den Slowaken bedroht ist die vor 50 Jahren noch an 50000 Seelen zählende deutsche Sprachinsel in der Zips, zwischen Käsmark, Schmecks, Poprad (Deutschendorf) und Leutschau im Quellgebiet des Poprad und südöstlich davon die Schmölnitzer Sprachinsel. Es mögen in Nordungarn im ganzen wohl an 100000 Deutsche slowakisiert worden sein. In Budapest hat die Zahl der Deutschen von 118607 (= 33 Proz.) im J. 1880 bis auf 117867 (= 24 Proz.) im J. 1890 abgenommen. Die Dörfer westlich von Budapest (mit über 200000 E.) sind zum größten Teile deutsch. Desgleichen ist der Bakonyer Wald voll von deutschen Dörfern. Eine größere, im nördl. Teile von magyarischen, im südlichen von kroat. Dörfern unterbrochene deutsche Sprachinsel erstreckt sich östlich von Fünfkirchen, nordwestlich von Szegzard und westlich von Mohacs bis südlich nach Essieg. Auch links von der Donau zwischen Baja und Neusatz liegen zahlreiche deutsche Dörfer. Eine größere Sprachinsel, deren Mittelpunkt Hatzfeld ist, liegt im Banat zwischen Mako, Nagybecskerek, Temesvár und Arad; zahlreiche deutsche Ortschaften sind auch in dem östl. und südl. Banat zwischen Maros und Donau verstreut; zusammen (1880) etwa 450000 Köpfe. Alle diese (wie sie in Ungarn heißen) Schwaben, deren Zahl man 1880 noch auf über 600000 schätzte, gehen der Magyarisierung entgegen. Ihr widerstehen die im 12. Jahrh. eingewanderten Siebenbürger Sachsen (über 200000 Seelen stark). Der Distrikt Groß-Kokel ist fast ganz deutsch. Eine Linie von Schäßburg westwärts, nördlich von Elisabethstadt bis Blasendorf, von hier südwärts bis westlich und südlich von Hermannstadt, dann über Fogarasch und östlich und nördlich von Reps nach Schäßburg zurück umschließt die größte deutsche Sprachinsel. Im Burzenlande ist Kronstadt und Umgegend und der Strich von Törzburg über Zeiden nordwärts an der Aluta bis über Marienburg hinaus deutsch; im Nösnerlande Bistritz und Umgegend, südwestlich bis St. Georgen und südlich bis Tekendorf. Einzelne deutsche und halbdeutsche Ortschaften sind über ganz Siebenbürgen und Ungarn verstreut. Im ganzen Ungarn wird deutsch (1890) von 2107577 Menschen gesprochen. Auch in der Dobrudscha giebt es südöstlich von Tulcea mehrere deutsche Kolonien (zusammen etwa 3000 Köpfe). Zahlreich sind die deutschen Ansiedelungen in Galizien (1890: 227600 Deutsche, zum größten Teil Juden) und der Bukowina, ebenso in Polen (hier wie dort namentlich von deutschen Juden) und seit Ausgang des 18. Jahrh. in den südruss. Provinzen Volhynien, Podolien, Bessarabien, Cherson, Taurien und Jekaterinoslaw, und nördlich wie südlich vom Kaukasus (besonders in der Umgebung von Tiflis, wo sich seit 1820 Schwaben niedergelassen haben). Von der rumän. Grenze bis zum Asowschen Meer sitzen über 150000 Deutsche. Es seien hier die größern Sprachinseln namhaft gemacht. Im südl. Bessarabien wohnen am Kagylnyk Deutsche in 27 Dörfern auf einem Gebiete etwa von der Größe der Grafschaft Glatz. Deutsch ist die Gegend westlich von Odessa bis zur Mündung des Dnjestr. Westlich von Odessa liegen 33 deutsche Dörfer. Nordöstlich von Odessa und nordwestlich von Nikolajew bildet eine Gruppe von 13 Dörfern eine größere Sprachinsel. Am Dnjepr liegen westlich von Alexandrowsk die 1789 durch Mennoniten gegründeten deutschen Dörfer Schönberg, Chortiza, Neu-Osterwied, Schönhorst, Neuendorf, Neuenburg, Rosenthal, Kronsweide und Einlage beieinander. Südöstlich davon, am Molotschna, ist die größte Kolonie in Südrußland gelegen, in einer Länge von 12 und in einer Breite von durchschnittlich 4 bis 5 Meilen, bestehend aus 88 Dörfern. Mennoniten haben die Kolonie zu Anfang des 19. Jahrh. gegründet. Östlich davon bilden die Dörfer Marienfeld, Elisabethdorf, Eichwald, Werder, Kirschwald, Tiegenhof und Schönthal eine deutsche Sprachinsel von der Größe der Insel Rügen. Einen Flächenraum fast von der Größe des Königreichs Sachsen nehmen die 1768 gegründeten, heute über 300000 E. zählenden 173 deutschen Dörfer an der Wolga bei Saratow ein, zwischen Kamyschin und Wolsk. Endlich ist in Kurland und Semgallen, in Livland und Esthland seit dem 13. Jahrh. fast in allen größern Ortschaften neben der lettischen und esthnischen Grundsprache die D. S. die vorherrschende. Aber im ganzen Lande machen die Deutschen kaum ein Zehntel der Bevölkerung aus.

Man schätzte die Zahl der Deutschsprechenden in allen fünf Erdteilen 1801 auf 30 Mill.; heute wird die D. S. von mehr als 70 Mill. Menschen gesprochen. 90 Mill. sprechen russisch. Nur die engl. Sprache und die chinesische haben eine größere Verbreitung.

Litteratur. Witte, Deutsche und Keltoromanen in Lothringen nach der Völkerwanderung (Straßb. 1891); R. Andree, Das Sprachgebiet der Lausitzer Wenden vom 16. Jahrh. bis zur Gegenwart (Prag 1873); K. Weinhold, Die Verbreitung und die Herkunft der Deutschen in Schlesien (Stuttg. 1887); H. N. A. Jensen, Versuch einer kirchlichen Statistik des Herzogtums Schleswig (Flensb. 1840); J. G. C. Adler, Die Volkssprache in dem Herzogtum Schles-

wig seit 1864 (in der «Zeitschrift der Gesellschaft für schlesw.-holstein.-lauenb. Geschichte», Bd. 21, 1891). — K. Bernhardi, Sprachkarte von Deutschland (Cass. 1844; 2. Aufl. 1849; mit ausführlichem Text); H. Berghaus, Karte der National-, Sprach-, Dialektverschiedenheit in Deutschland, den Niederlanden und der Schweiz (Physik. Atlas, 8. Abteil., Gotha 1847; 2. Aufl. 1852); H. Kiepert, Völker- und Sprachenkarte von Deutschland und den Nachbarländern im J. 1867 (Berl. 1867; 2. Aufl. 1870); R. Andree, Völkerkarte des Deutschen Reichs und der angrenzenden Länder (in Andrees und Peschels «Physik.-statist. Atlas des Deutschen Reichs», I, Bielef. und Lpz. 1876); K. Brämer, Nationalität und Sprache im Königreich Belgien (Stuttg. 1887); Böckh, Sprachkarte vom preuß. Staate (Berl. 1864); H. Witte, Zur Geschichte des Deutschtums in Lothringen (Metz 1890); ders., Das deutsche Sprachgebiet Lothringens (Stuttg. 1894); C. This, Die deutsch-franz. Sprachgrenze in Lothringen nebst einer Karte (Straßb. 1887); ders., Die deutsch-franz. Sprachgrenze im Elsaß (ebd. 1888); J. Hunziker, Die Sprachverhältnisse der Westschweiz (Aarau 1896); J. Zimmerli, Die deutsch-franz. Sprachgrenze in der Schweiz (3 Bde., Bas. und Genf 1891—99); L. Neumann, Die deutsche Sprachgrenze in den Alpen (Heidelb. 1885); ders., Die deutschen Gemeinden in Piemont (Freib. i. Br. 1891); A. Sartorius Freiherr von Waltershausen, Die Germanisierung der Rhätoromanen in der Schweiz (Stuttg. 1900); K. Freiherr von Czoernig, Die deutschen Sprachinseln im Süden des geschlossenen deutschen Sprachgebietes, Piemont, Kanton Tessin, Südtirol, Krain (Klagenfurt 1889); Chr. Schneller, Deutsche und Romanen in Südtirol und Venetien (in «Petermanns geogr. Mitteilungen», Bd. 23, S. 365—385, 1877); H. J. Bidermann, Die Nationalitäten in Tirol (Stuttg. 1886); L. Schlesinger, Die Nationalitätsverhältnisse Böhmens (ebd. 1888); F. Held, Das deutsche Sprachgebiet von Mähren und Schlesien im J. 1890 (Brünn 1896); J. V. Häufler, Sprachenkarte der österr. Monarchie (Pest 1846); K. Freiherr von Czoernig, Ethnogr. Karte der österr. Monarchie (Wien 1855); ders., Ethnographie (3 Bde., ebd. 1855—57); Ficker, Völkerstämme der Österr.-Ungar. Monarchie (ebd. 1869); H. Kiepert, Völker- und Sprachenkarte von Österreich und den Unter-Donauländern (2. Aufl., Berl. 1869); Le Monnier, Sprachenkarte von Österreich-Ungarn, bearbeitet nach den durch die Volkszählung vom 31. Dez. 1880 erhaltenen Daten (Wien 1888); F. Guntram Schultheiß, Das Deutschtum im Donaureich (Berl. 1895); M. Gehre, Die deutschen Sprachinseln in Österreich (Großenhain 1886); F. Krones von Marchland, Zur Geschichte des deutschen Volkstums im Karpatenlande (Graz 1878); R. Bergner, Die Frage der Siebenbürger Sachsen (Weim. 1890); R. Böckh, Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europ. Staaten (Berl. 1869); H. Kiepert, Übersichtskarte der Verbreitung der Deutschen in Europa (ebd. 1887); H. Nabert, Karte der Verbreitung der Deutschen in Europa (Glogau 1892); ders., Das deutsche Sprachgebiet in Europa (Stuttg. 1893); Langhans, Deutscher Kolonial-Atlas (Gotha 1893—97); A. L. Hickmann, Das deutsche Sprachgebiet in Böhmen, Mähren und Schlesien (Wien 1898); Baß, Deutsche Sprachinseln in Südtirol und Oberitalien (Lpz. 1901).

Deutsches Recht. Unser geltendes Recht ist aus verschiedener Wurzel entsprungen. Das öffentliche Recht (Reichs- und Staatsrecht einschließlich des Rechts der Gemeinden, das Kirchenrecht, das Strafrecht, die Ordnungen des Civil- und des Strafprozesses) weist nur zu einem sehr geringen Teil auf röm. Recht zurück. Wenn man von dem Gegensatz vom deutschen und Römischen Recht (s. d.) spricht, hat man dabei das Bürgerliche Recht (s. d.) im Sinne. In diesem ist aber der Grundstock röm. Recht, wie es für Deutschland in der Zeit vom Ausgange des Mittelalters bis zur Mitte des 16. Jahrh. durch Gerichtsgebrauch recipiert ist. Dieser Grundstock ist auch, was den materiellen Gehalt der einzelnen Rechtsbestimmungen angeht, bei den Kodifikationen (s. d.) des Preuß. Landrechts, des Österr. Bürgerl. Gesetzbuchs, des Code civil, des Sächs. und des Deutschen Bürgerl. Gesetzbuchs geblieben. Die Meinung, daß sich unter Beiseitesetzung der röm. Grundlage ein nur nationales deutsches bürgerliches Recht auf ganz neuer Grundlage schaffen ließe, war angesichts der Rechtsgeschichte unpraktisch. Was man fordern konnte und was zum größten Teil schon erreicht ist, war, daß unser bürgerliches Recht solche Rechtssätze und solche Rechtsinstitute abstreifte, welche auf römischen, von unsern heutigen abweichenden Anschauungen einer andern Kultur und einer andern Nationalität beruhen; und daß umgekehrt die Rechtsinstitute, welche auf moderner Kultur und auf moderner Wirtschaft beruhen, zweckentsprechend ausgebaut werden. Solche auf deutschem Boden entstandenen und bewahrten besondern Rechtsinstitute und Rechtssätze, welche das röm. Recht abändern, ergänzen und modifizieren, faßt man unter dem Namen des D. R. zusammen. Auch sehr eifrige Germanisten erkennen an, daß es sich dabei nicht um ein geschlossenes System von Rechtssätzen handelt. Es mag für den Gelehrten möglich sein, rückwärts aufzuzeigen, daß die verschiedenen Stammesrechte, welche im Mittelalter galten (fränk., sächs., bayr., schwäb. Recht), und die Mannigfaltigkeit von Landrecht, Stadtrecht, Lehnrecht und Hofrecht, ebenso wie die deutsche Sprache mit ihren verschiedenen Mundarten, aus einem deutschen Geiste geboren, den damals herrschenden wirtschaftlichen und socialen Verhältnissen zweckmäßig angepaßt waren, und daß sich so ein System des D. R. nachweisen läßt, wie es dem Princip nach den verschiedenen Stammes-, Standes-, Güterklassen- und lokalen Rechten zu Grunde lag. Aber das hat nur geschichtliches Interesse.

Was wir aus dieser Zeit gerettet haben und heute noch gebrauchen, ist nicht mehr ein zusammenhängendes System, so wertvoll auch diese Schöpfungen als Bestandteile des heutigen D. R. sind und so stolz wir auf deren Ausbau sein dürfen. Wir haben die die Menschheit entwürdigende röm. Sklaverei abgeworfen mit ihren Pekulien und den Bestimmungen über Freilassungen und den dadurch geschaffenen verschiedenen Ständen, wovon die röm. Rechtsbücher zum Überdruß wimmeln. Wir haben die Fortdauer der röm. väterlichen Gewalt, welche bis zum Tode des Vaters auch die großjährigen und verheirateten Söhne und Enkel in wirtschaftlicher Unselbständigkeit hielt, beseitigt und die Rechte der deutschen Mutter über ihre Kinder erweitert. Wir haben gänzlich mit dem ehelichen Güterrecht der Römer gebrochen und verschiedene, der deutschen und modernen Auffassung der Ehe entsprechendere Güterrechtssysteme geschaffen. Damit hängt eine Neugestaltung des Erbrechts der Ehegatten zusammen. Wir haben

den röm. Rechtssatz aufgegeben, daß die Klagbarkeit der Verträge abhängt von bestimmten Formen, der uralten Heiligkeit des von einem Deutschen gegebenen Wortes die Anerkennung auch für das bürgerliche Recht gesichert, damit aber unserm Handelsverkehr innerhalb Deutschlands und mit den fremden Völkern eine gesicherte Grundlage gegeben. Umgekehrt haben wir in Übereinstimmung mit den andern modernen Kulturvölkern Formen geschaffen, welche dem kaufmännischen Geldverkehr in weit zweckmäßigerer Weise angepaßt sind, als sie das röm. Recht auf diesem Gebiete aufweist: den Wechsel, den kaufmännischen Verpflichtungsschein, die Anweisung, das Orderpapier und das Inhaberpapier. Die Römer sind an ihrer Latifundienwirtschaft zu Grunde gegangen. Für einen landwirtschaftlichen Realkredit ist die röm. Hypothek unbrauchbar. Die deutschen Grund- und Hypothekenbücher sind eine der großartigsten modernen Einrichtungen, welche, in Zusammenhang mit einem rationell angelegten und fortgeführten Kataster, dem Kleinbauer wie dem Großgrundbesitzer und dem städtischen Hausbesitzer einen den Gläubiger sichernden Realkredit garantiert. Auf dem Gebiete des Mobiliarsachenrechts vollzieht sich der Schutz des redlichen Erwerbers in einer der modernen Auffassung entsprechenden, den Erwerb beweglicher Sachen sichernden Weise. Die röm. Hypothek an beweglichen Sachen ist als den Verkehr benachteiligend aufgegeben. Der Ausbau des Handelsgesellschaftsrechts mit den Formen der offenen Handelsgesellschaft, der stillen und der Kommanditgesellschaft, der Aktiengesellschaft und der Gesellschaft mit beschränkter Haft hat die röm. Gesellschaftsform ganz verlassen. Der Trieb der modernen Association hat die Genossenschaften des D. R. geschaffen, von deren Gestaltung bei den Römern nichts zu finden ist. Ganz unbekannt war den Römern der Schutz des geistigen und gewerblichen Eigentums mit seinen segensreichen socialen und wirtschaftlichen Wirkungen u. s. w. Mit dem heute geltenden D. R. hat, wenn schon sich dasselbe im Anschluß an das röm. Recht und auf der durch dasselbe gegebenen Grundlage aufgebaut hat, das deutsche Volk seinen Beruf zur zeitgemäßen Fortbildung eines seinem Kulturzustande und seinen wirtschaftlichen Bedürfnissen entsprechenden, dem Rechtszustande der übrigen Kulturvölker ebenbürtigen bürgerlichen Rechts wohl erwiesen. Übrigens kann man von einem heute geltenden D. R. in dem Sinne, daß der einzelne Rechtssatz formell Gemeines Recht sei, nur so weit sprechen, als derselbe durch die deutsche Reichsgesetzgebung sanktioniert und folglich für das ganze Deutsche Reich verbindlich ist. Darüber hinaus ist es die materielle Übereinstimmung der im einzelnen freilich voneinander vielfach abweichenden partikularen Rechtssätze der einzelnen deutschen Rechtsgebiete in ihren Principien und Grundzügen, welche noch zur Zeit das D. R. ausmacht.

Geschichtlich ist D. R. im weitern Sinne das Recht des gesamten german. Volksstammes, darunter auch das Recht der skandinav. oder nordischen Völker, das Recht der Angelsachsen, die normann.-fränk. und langobard. Rechte von Frankreich und Italien. Im engern und gewöhnlichen Sinne bedeutet D. R. das in Deutschland selbst hervorgebrachte, also auf deutschen Rechtsquellen beruhende Recht.

Eine öffentliche, wiewohl nicht erschöpfende Fixierung der ältesten deutschen Rechtsgewohnheiten erfolgte erst, nachdem die wichtigsten Stämme das Königtum angenommen und teils german. Reiche auf den Trümmern der röm. Weltherrschaft errichtet, teils die Hegemonie der Franken anerkannt hatten. Es entstanden so vom 5. bis zum 9. Jahrh. unserer Zeitrechnung die in unbeholfenem Latein niedergeschriebenen **Leges barbarorum** oder Germanischen Volksrechte (s. d.). Als eigentliche Gesetze, d. h. als für das ganze Reich berechnete Erlasse einer ihrer Macht und Zwecke bewußten Staatsgewalt, sind erst die Kapitularien (s. d.) der fränk. Könige, besonders Karls d. Gr., anzusehen. Sie beschäftigen sich überwiegend mit dem öffentlichen Rechte, der Verwaltung und der Kirche. Nur einzelne enthalten Abänderungen der sonst fortgeltenden Volksrechte, ersetzen z. B. Kompositionen (Bußen, Wergeld, s. Fehde) in vielen Fällen durch öffentliche Strafen.

Die Verfassung des Fränkischen Reichs beruhte auf der Einteilung in Grafschaften oder Gaue, deren Vorstand der Graf war. Die Gaue zerfielen wieder in Hundertschaften, denen die Schultheißen vorstanden. Ihre Aufgabe war vorzüglich auch die Gerichtsverwaltung. Über mehrere Grafschaften geboten Herzöge und Markgrafen; die Rechte des Königs vertraten im ganzen Reiche besondere Königsboten oder Sendboten. Herzöge und Grafen waren im wesentlichen noch Beamte des Königs, die Freien standen in einem direkten Unterthanenverband zum König. Den Übergang von diesen gesunden Grundlagen der karoling. Monarchie zu dem Lehnsstaat und zu der Zersplitterung und Schwäche des spätern Deutschen Reichs vermittelte das Anwachsen großen Grundbesitzes in den Händen Einzelner. Der kleine Grundbesitz verlor dem gegenüber seine Unabhängigkeit und konnte den Heeres- und Gerichtsdienst nicht mehr tragen, so daß sich viele Freie in den Schutz und die Abhängigkeit von einem großen Grundbesitzer begaben und dessen Vasallen wurden. Der König gewährte Herzögen und Grafen Benefizien, die Herzöge und Grafen übergaben wieder ihren Vasallen und Schutzbefohlenen Güter zu Benefizien. So entstand das Lehnsverhältnis, welches den Unterthanenverband, die direkte Unterordnung der Freien unter den König auflöste, die königl. Rechte empfindlich schädigte und aus Beamten des Reichs Inhaber eigener Herrschaftsrechte machte. Die Ausbildung der Landeshoheit der Territorien im Deutschen Reiche war die Folge dieser Entwicklung. Der Gedanke des Reichs und unabhängiger Bürger desselben schien noch einmal in den aufblühenden Städten und ihrer freien Verfassung eine feste Gestalt zu erhalten, aber auch die Städte verfielen später einer engherzigen Territorialpolitik.

So gewähren denn die Rechtsquellen des Mittelalters den Anblick des buntesten Partikularismus. Neben den in Landrechte sich umwandelnden Volksrechten giebt es mannigfaltige Stadt-, Lehns-, Hof- und Dienstrechte (s. Landrecht, Stadtrechte, Lehnswesen, Hofrecht), deren anfangs zerstreute oder nur aus der Überlieferung mittels sog. Weistümer (s. Weistum) bezeugte Bestandteile weiterhin gesamm[elt] und teilweise von den Lehns- oder Schutzherren bestätigt werden. Wenn dennoch in jener Vielheit von Sonderrechten eine bemerkenswerte Übereinstimmung herrscht, so erklärt sich dies aus der Gleichheit der Volksart und der Zustände, rücksichtlich der Stadtrechte im besondern aus dem Verfahren, daß jüngere Städte entweder gleich bei der Gründung mit der Verfassung einer ältern

Stadt versehen wurden, oder sich die dortigen Rechte selbständig zum Muster nahmen und in zweifelhaften Fällen, oder wenn sich das Bedürfnis einer Fortbildung herausstellte, bei der Mutterstadt als ihrem «Oberhofe» die nötige Belehrung suchten. Auf diese Weise erlangten z. B. die Stadtrechte von Köln, Freiburg, Lübeck, Hamburg in Deutschland und darüber hinaus, in der Schweiz und in den Ostseeprovinzen, das von Magdeburg in Sachsen und Schlesien eine weithin reichende Gültigkeit. Die Ähnlichkeit der Stammes- oder Landrechte erklärt es auch, weshalb die im J. 1230 erschienene Schrift eines anhalt. Landgerichtsschöffen, Eike von Repkow, welche eine Art dogmatischer Übersicht des sächs. Rechts zu geben versuchte, von den Zeitgenossen als Formulierung der allen gemeinsamen Rechtsbegriffe willkommen geheißen wurde. Dieses unter dem Namen Sachsenspiegel (s. d.) weit verbreitete Buch diente bereits im 13. Jahrh. als Unterlage für ausgedehntere umschreibende Bearbeitungen, unter denen der Schwabenspiegel (s. d.) vorzugsweise zu nennen ist. Die Art des gerichtlichen Verfahrens veranschaulichten besondere Rechtsgangbücher, z. B. der «Richtsteig» des Landrechts und Lehnrechts. Mit den Stadtrechten bringen den Sachsenspiegel in Verbindung das «Sächs. Weichbild» und das «Rechtsbuch nach Distinktionen», während sich das «Kleine Kaiserrecht», das «Landrechts- und Stadtrechtsbuch» von Ruprecht von Freising an den Schwabenspiegel anschließen. Daneben ist der Deutschenspiegel (s. d.) zu erwähnen.

Innerhalb der höhern Lebensformen, wie sie sich in den Städten und den besser verwalteten Territorien seit dem 14. Jahrh. entwickelten, begann ein festerer Staatsbegriff wieder aufzuleben, ohne daß die Rechtsentwicklung dem wirtschaftlichen und polit. Aufschwung zu folgen gewußt hätte. So fand sich Raum für die Aufnahme des röm. Rechts in Deutschland, welches mit seinem umfassenden System den Bedürfnissen des modernen Verkehrs für alle Fälle des praktischen Lebens eine stets bereite Hilfe darbot. So konnte sich die von den Kaisern ausgeübte Reichsgesetzgebung auf das öffentliche Recht beschränken. Hier entstanden die Goldene Bulle (s. d.) 1356, die Kammergerichtsordnungen 1495 und 1555 (s. Reichskammergericht), die Notariatsordnung 1512, die peinliche Halsgerichtsordnung (s. Carolina) 1532, die Reichspolizeiordnungen 1530, 1548, 1577, der jüngste Reichsabschied (s. d.) 1654. Die weitere Fortbildung des bürgerlichen Rechts übernahm dann die Gesetzgebung der einzelnen Staaten und Städte (s. Gemeines Recht).

Zu erwähnen sind die Nürnberger Reformation von 1479, verbessert 1522 und 1564, die Frankfurter Reformation von 1509, verbessert 1578 und 1611, ferner die Tiroler Landesordnungen von 1532 und 1573, das Württembergische Landrecht von 1555, revidiert 1567 und 1610, die Konstitutionen Kurfürst Augusts von Sachsen von 1572, die Codices Maximilianei Bavarici von 1751—56. In Preußen wurden 1794 und 1795 unter dem Einflusse reformatorischer Theorien ein allgemeines (Privat-, Staats-, Kirchen-, Strafrecht enthaltendes) Landrecht und eine Allgemeine Gerichtsordnung erlassen (s. Landrecht). Österreich folgte mit einem Bürgerlichen Gesetzbuch von 1811 (s. Allgemeines Bürgerliches Gesetzbuch), das vielfach, namentlich in der Schweiz, Nachahmung fand. Die Rheinlande wußten den Code Napoléon (s. d.), der hier durch die Franzosen im Anfange des 19. Jahrh. eingebürgert war, als wertvollen Nachlaß fortzubehaupten, und während in Hessen (1842) und Bayern (1861 fg.) nur Vorarbeiten zu stande kamen, bekam Sachsen 1863 ein Bürgerliches Gesetzbuch (s. Bürgerliches Gesetzbuch für das Königreich Sachsen). Über die Gesetzgebung des neuen Deutschen Reichs s. Deutschland und Deutsches Reich (Staatsrechtliches) und Bürgerliches Gesetzbuch für das Deutsche Reich.

Litteratur. Die Darstellungen der deutschen Rechts- und Staatsgeschichte von Eichhorn (5. Aufl., 4 Bde., Gött. 1843—44), Schulte (6. Aufl., Stuttg. 1893), Brunner (Bd. 1 u. 2., Lpz. 1887—92), Siegel (3. Aufl., Berl. 1895), Schröder (3. Aufl., Lpz. 1898), Frommhold (Berl. 1894); ferner Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte (8 Bde., Bd. 1 u. 2 in 3., Bd. 3 u. 4 in 2. Aufl., Kiel 1844—85; Bd. 5 in 2. Aufl. von Zeumer, 1893); Stobbe, Geschichte der deutschen Rechtsquellen (2 Bde., Braunschw. 1860—64); Sohm, Die altdeutsche Reichs- und Gerichtsverfassung (Bd. 1: Die fränk. Reichs- und Gerichtsverfassung, Weim. 1871); die Lehrbücher des deutschen Privatrechts von Beseler (4. Aufl., Berl. 1885), Gerber (17. Aufl., hg. von Cosack, Jena 1895), Franken (Lpz. 1894); die Handbücher von Stobbe (3. Aufl., 5 Bde., Berl. 1893—1901), Roth (Bd. 1—3, Tüb. 1880—86, unvollendet), Gierke (Bd. 1, Lpz. 1895), Heilfron (5. Aufl., Berl. 1900); Heusler, Institutionen des deutschen Privatrechts (2 Bde., Lpz. 1885—86); Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, hg. von Gierke (Bresl. 1878 fg.).

Deutsches Reich, s. Deutschland und Deutsches Reich.

Deutsches Reichsschuldbuch, s. Einschreibesystem.

Deutsches Schloß, s. Handfeuerwaffen.

Deutsches Theater. Wie im alten Griechenland hatte auch das Theater des christl. Abendlandes seinen Ursprung in den dramat. Formen des Gottesdienstes. Die christl. Kirche richtete, ausgehend von dem liturgischen Wechselgesang der Engel mit den drei Marien am Grabe, zu dem später der Wettlauf der Apostel Petrus und Johannes hinzutrat, kurze dialogische Osterfeiern ein, welche die Priester in der Kirche aufführten; aus den Osterfeiern erwuchsen die Oster-, weiter die Passionsspiele; ähnlich entstanden die Weihnachts- und Dreikönigs- sowie die Fronleichnamsaufführungen, schließlich legendarische Stücke, alle ohne dramat. Konzentration Handlung an Handlung reihend. Für diese Mysterien (s. d.), wie man sie nannte, wurde nun bei ihrer weitern Ausbildung, etwa seit dem 12. Jahrh., der Raum in der Kirche zu eng, während zugleich ihre lat. Sprache den Laien das Verständnis erschwerte. Man schlug daher die Mysterienbühne auf Kirch- und Klosterhöfen, bald auch auf Straßen und Plätzen der Städte auf, und die lat. Sprache wurde nur noch für die Bibelworte, welche Christus, die Apostel, Engel, Heiligen und Gott Vater zu sprechen hatten, beibehalten. Komische Figuren, die natürlich von jeher deutsch sprachen, mischten sich früh unter dem Einfluß der vagierenden Kleriker diesen Kirchenspielen ein, so namentlich der in den Passionsspielen erscheinende Krämer oder Quacksalber mit Frau und Knecht (dem eigentlichen Lustigmacher) und burleske Teufelsgestalten. Das Personal dieser oft pomphaften Mysterienaufführungen wuchs zu Zeiten auf mehrere Hundert an; sie hatten auf der großen, primitiven Bühne alle

ihre festen Spielstellen, deren Bedeutung nicht durch Dekorationen, sondern durch Inschriften, Banner und ähnliches angedeutet war. Die Geistlichen, immer Verfasser der Spiele, behielten sich die Darstellung der heiligen Personen vor, die andern Rollen erhielten oft Laien. Neben diesen geistlichen Schauspielen entstanden andere, volkstümlich-komischer Gattung, die namentlich um die Fastnachtszeit im Schwange waren. (S. Fastnachtspiele.)

Der Gelehrtenstand beteiligte sich am Drama durch die **Schulkomödien**, die zu Ende des 15. Jahrh. zur Übung der lat. Sprache eingeführt wurden (s. Schuldramen und Deutsche Litteratur). Das alte kirchliche Mysterium in seinem undramatisch epischen Zuschnitt hielt sich namentlich in den kath. Alpenländern und im Elsaß in langwierigen, personenreichen Spielen; sie sanken von den Bürgern allmählich zu den Bauern herab, bei denen solche Bauernspiele (s. d.) in abgeschlossenen Gegenden noch heute nicht ganz ausgestorben sind. Andererseits lebte das lat. kirchliche Drama in den Händen der Jesuiten; in den Sälen und Höfen der Jesuitenstifte, selbst wieder auf offener Straße (wie 1597 in München zur Weihung der Michaelskirche) errichteten die frommen Väter ihre Bühnen, die sie mit allen blendenden Mitteln des Dekorations- und Maschinenwesens ausstatteten.

Es war natürlich, daß sich bei der ungemeinen Beliebtheit der Schauspiele im 16. Jahrh. aus dem ursprünglich allein herrschenden Dilettantentum Anfänge von Berufsschauspielerei entwickelten; wir wissen von einheimischen Wandertruppen, wie denn z. B. 1585 in Frankfurt a. M. Nürnberger Bürger Hans Sachssche Stücke agierten. Aber das war doch meist Nebenbeschäftigung. Es bedeutete eine starke Umwandlung des deutschen Schauspiels, als berufsmäßige **Englische Komödianten** (s. d.) nach Deutschland herüberkamen. Ihre Truppen umfassen 10—25 Personen, keine Frauen. Die Hauptrolle spielt der Clown; der Schauspieler Sackville nannte sich John Bouset (d. i. Posset = Milchrahm mit Wein), Spencer Hans von Stockfisch, Reynolds Pickelhäring u. s. w. Sie agierten anfangs in engl. Sprache, nur der Clown sprach früh deutsch; später gaben sie ihre Vorstellungen «in guter teutscher Sprache». Die Darstellungsweise muß zwischen höfischer, graziöser Zierlichkeit und jener wilden, haarsträubenden engl. Manier, die Shakespeare im «Hamlet» geißelt, geschwankt haben. Die Bühne zerfiel in einen größern äußern und kleinern innern Schauplatz. Das Repertoire umfaßte histor. Dramen, Blut- und Schauerstücke, phantastische Lustspiele, Ballette, derbe Possen und Singspiele; sie gaben auch Shakespearesche Dramen, freilich sehr verderbt. Ihre Wirkung beruhte auf dem in Deutschland unerhörten dramat. Leben, auf den starken Situationseffekten ihrer Stücke und ihres Spiels. Bald fanden sie Nachahmung, so an Jak. Ayrer und vor allem an ihrem Gönner Heinrich Julius von Braunschweig. Welcher Art ihre Spiele waren, ist aus den 1620 erschienenen «Engl. Komödien und Tragödien» und dem 1630 veröffentlichten «Liebeskampf» zu ersehen: stilistisch untergeordnet, im theatralischen Aufbau roh, in den Possen derb, selbst gemein, aber durchweg höchst geschickt.

Die engl. Komödianten überdauerten noch den Dreißigjährigen Krieg. Inzwischen aber hatten **deutsche Wandertruppen** ihnen ihre Künste abgelernt und verdrängten sie. Auffallend ist die starke Beteiligung von «Studiosi», meist Theologen, die in den Kriegsunruhen das Vagabundenelend dem kaum gesichertern bürgerlichen Beruf vorzogen. Ein Magister Lassenius, der zuerst 1622 in Berlin als Mitglied der Treuschen Truppe erschien, wurde sogar später wieder Geistlicher. Doch hoben diese Elemente den Ton der Wandergesellschaften nicht, die lediglich brutal entstellte, in Blut und Greueln schwelgende Bearbeitungen ausländischer, namentlich span. und ital. Stücke und rohe Possen brachten. Die steif pomphaften Alexandrinerdramen von Gryphius, Lohenstein u. a. wurden höchstens auf Schulen und Universitäten aufgeführt und wollten in erster Reihe Lesedramen sein; das eigentliche Schuldrama fand durch den Zittauer Schulmann Christ. Weise (s. d.) noch nachträglich eine reichere Pflege in Prosadramen, in denen er sich den dramat. Anforderungen, die durch die Engländer im Publikum rege geworden waren, nicht entzog und auch der lustigen Person Platz gewährte. Die Höfe und großen Städte hielten sich ital. und franz. Komödianten, bevorzugten aber namentlich die von Italien eingeführte antikisierende Oper, das idyllische Schäferspiel, das allegorische Ballett und Festspiel; diese Dinge bildeten bald einen unentbehrlichen Bestandteil der Hoffestlichkeiten. Schon Opitz verfaßte eine Oper, die Dramen des Nürnbergers Klaj sind ganz opernhaft angelegt, und Rist hat in trefflichen allegorisch-patriotischen Festspielen (1647 und 1648 durch die Gärtnersche Truppe in Hamburg aufgeführt) «das friedewünschende» und «das friedejauchzende Deutschland» dargestellt. So wenig diese auf musikalische und scenische Wirkungen ausgehende Richtung dem deutschen Schauspiel unmittelbar nutzte, so war sie ihm doch mittelbar förderlich dadurch, daß auf dekorative und Kostümausstattung mehr geachtet wurde (die Hamburger Oper zumal trieb unerhörten Luxus), daß eigene Theater erbaut (1641 in Ulm, 1667 in Dresden, 1678 ein berühmtes Opernhaus in Hamburg), endlich daß die Frauenrollen jetzt wirklich von Frauen dargestellt wurden.

Das deutsche Volksschauspiel, das dank der Ungunst der Gebildeten bis in die Hände der «Springer», Seiltänzer und Feuerfresser herabsank, wie denn der «starke Mann» Karl von Eckenberg (s. d.) noch bis 1741 die Berliner deutsche Bühne beherrschte, fand eine erste bleibende Stätte, als der Magister **Velten** (1640—92), seit 1678 Chef der «berühmten Bande», 1684 in Dresden als Leiter der «kursächs. Komödiengesellschaft» bei Hofe angestellt wurde. Er hat das Verdienst, das franz. Drama, namentlich Molière, stärker als vorher in das Repertoire aufgenommen zu haben. Die Trennung der früher eng verschlungenen ernsten «Hauptaktion» und komischen Nebenhandlung bahnte sich seit etwa 1690 dadurch an, daß die extemporierten Clownspäße immer mehr Selbständigkeit bekamen. Diese wurde am größten in **Wien**, wo man sich längst an den Arlecchinaden ital. Banden (seit 1670) erbaut hatte und wo der Schlesier Ant. Jos. Stranitzky (gest. 1727), der 1708 im Kärntnerthortheater das erste stehende Volkstheater gründete, die typische Figur des Salzburger Bauern «Hanswurst» für sich zurecht und in seinen Stegreifkomödien höchst populär machte. In seine Fußstapfen trat Prehauser (gest. 1769). Jos. Kurz (gest. 1784) schuf die Gestalt des Tölpels Bernardon, und so dauerte der Wiener Hanswurst unverwüstlich, wenn auch in wechselnden Masken, als Jackerl, Leopoldl, Lipperl, Thaddädl u. s. w. fort bis zum

Kasperle des Schauspielers Laroche (gest. 1807) und zu dem von Bäuerle erfundenen Staberl des genialen Wiener Komikers Ignaz Schuster. Lebt er doch im Kasper unsers Marionettentheaters noch heute.

Als **Gottsched** dem D. T. seine Aufmerksamkeit zuwandte, fand er einerseits die schwülstigen, pomphaft überladenen Haupt- und Staatsaktionen, die Lohenstein an Ungeschmack und Formlosigkeit weit überboten, andererseits die «unregelmäßigen» extemporierten Hanswurststücke vor. Beides war ihm ein Greuel. Er wollte regelmäßige Dramen im franz. und antikisierenden Geschmack einführen. Eine wertvolle Verbündete fand er dabei an der tüchtigen **Karoline Neuberin** (1697—1760), deren Truppe ihren Stammbaum über die Banden Hoffmanns, Haakes und Elensohns bis auf Velten zurückführte und in Kohlhardt, Suppig u. a. treffliche Acteure besaß.

Wenngleich die Neuberin der improvisierten Stücke noch nicht ganz entbehren konnte, so verbannte sie doch, auf Gottscheds Anraten, die typische Maske des Possenreißers und seine privilegierte Entartung 1737 auf ihrem Leipziger Theater in einem von ihr gedichteten Gelegenheitsspiel öffentlich von der Bühne. Ihr Beispiel bewirkte, wenigstens für Norddeutschland, daß hinfort fast nur aufgeschriebene Stücke aufgeführt wurden und daß der Harlekin, dessen sich Lessing und Just. Möser annahmen, wenigstens dem Namen nach verschwand, nicht in seinem Wesen, das auf die ständigen komischen Bedienten- und Soubrettenrollen (Johann, Lisette) überging. Viel zäher schützte Wien seinen Liebling, der ebenso in der Zauber- und Maschinenkomödie wie in der Liederposse unentbehrlich war. Der erste Versuch, der 1747 mit einem regelmäßigen Stück gemacht wurde, entzündete einen heftigen Widerstreit der Stegreifspieler gegen diese Neuerung, der 23 Jahre lang, an ein und derselben Bühne, mit allen Waffen der Erfindungskraft und der Intrigue geführt wurde, bis sich Maria Theresia des regelmäßigen Geschmacks mit Entschiedenheit annahm, Jos. von Sonnenfels leitenden Einfluß gewann und die Improvisation durch die von ihm gehandhabte Censur auch vom Wiener Theater verbannt wurde.

In Norddeutschland hatte indes die einseitige Nachahmung der franz. Kunst bei der Schönemannschen und Kochschen Truppe fortgewirkt, während Schuch den ältern Geschmack noch nicht aufgab und in Leipzig selbst Weißes komische Opern stärker waren als Gottscheds Einfluß. Die Schwäche der Gottschedschen Reform lag in dem Mangel deutscher Originalstücke. Das besserte sich etwa seit **Lessings** «Miß Sara Sampson» (1756); wie hier durch ein praktisches Beispiel, führte der große Kritiker auch theoretisch von dem konventionellen Pathos der franz. Alexandrinerstücke ab und lenkte die Aufmerksamkeit auf die rührende Komödie der Franzosen, namentlich aber auf das Drama der Engländer. Auch auf die gesunde natürliche Entwicklung der Schauspielkunst wirkte er nach Kräften hin; mit dem Theater stand er sein Leben lang in nächster Fühlung. Dieses hob sich sichtlich. Die Gesellschaften Kochs, Ackermanns, Seylers, Döbbelins, Schröders wechselten zwar noch oft den Spielort, doch blieb z. B. Döbbelin von 1775 bis 1787 fest in Berlin. Große schauspielerische Talente, wie die Heroinen Frau Hensel-Seyler, die Liebhaberinnen Frau Starke und Frau Brandes, der Komiker Brückner tauchten auf und wurden gesucht. 1767 versuchte ein Konsortium, in **Hamburg** ein Deutsches Nationaltheater (s. d.) zu gründen, und gewann Lessing zum Dramaturgen; an dieser Bühne trat der große Schauspieler **Konr. Ekhof** (1720—78) auf, «der Vater der deutschen Schauspielkunst», der den Kothurn des alten franz. Stils ganz in Lessings Sinne zu Gunsten echter und doch künstlerischer Natürlichkeit abstreifte und dadurch epochemachend wirkte. Das «Nationaltheater» ging ein, in Lessings «Hamburger Dramaturgie» eine wertvolle Frucht hinterlassend; aber auch noch unter **Friedr. Ludw. Schröder** (1744—1816), dem trefflichen Mimen und Bühnendichter, der die Hamburger Bühne 1771—80 leitete, besaß diese an den Helden Brockmann und Reinecke, an Borchers und Christ, an den Schwestern Ackermann Kräfte hohen Ranges. Schröder erwarb sich das bleibende Verdienst, Shakespeare auf der deutschen Bühne heimisch gemacht zu haben; aber auch Goethes «Götz» führte er auf, und ein von ihm ausgeschriebener Preis wurde Klingers «Zwillingen» zu teil. Sein Auftreten auf dem Wiener Burgtheater (1781—85) half auch dort die ältere, unwahr gespreizte und übertriebene Art des Spiels beseitigen. In gleichem Sinne war Ekhof, der inzwischen Mitglied der Seylerschen Truppe gewesen war, an dem 1775 gegründeten Hoftheater zu Gotha thätig, dessen Direktion er bis zu seinem Tode führte.

Um diese Zeit vollzog sich eine große Veränderung der Theaterverhältnisse. Bis dahin waren es Schauspielerprinzipale, die alten Komödiantenmeister, selten andere Privatunternehmer, unter ihnen auch Kavaliere, wie in Wien und München, die an der Spitze der Theaterunternehmungen standen; von jetzt an begannen die Fürsten ital. Oper und franz. Komödie abzuschaffen und deutsche Theater in ihrem unmittelbaren Schutze zu unterhalten. Diese Veränderung wirkte um so vorteilhafter, als die Kunst dadurch vom Erwerb unabhängig gemacht wurde, ohne doch der kunstverständigen Leitung entzogen zu sein. Kaiser **Joseph II.**, der 1776 das Wiener Schauspiel übernahm und ihm den Titel eines Nationaltheaters mit der musterhaften Bestimmung gab, es solle nur zur Verbreitung des guten Geschmacks und zur Veredelung der Sitten wirken, machte die Einsetzung der künstlerischen Vorstände von der Wahl der Theatermitglieder abhängig, so daß bald ein Ausschuß von Schauspielern, bald einzelne, wie Stephanie, dann Brockmann, die Direktion führten. **Dalberg**, der 1779 in Mannheim ein kurfürstl. Nationaltheater gründete, adoptierte die Josephinische Organisation, und diese junge Bühne, der die besten Talente des bald nach Ekhofs Tode wieder aufgelösten Gothaer Hoftheaters, unter ihnen Beil, Iffland, Beck, beitraten, wurde zur Stätte einer neuen schauspielerischen Schule, als deren Haupt Iffland zu betrachten ist.

Dieser Aufschwung der Bühne geht mit dem Aufschwung der dramat. Dichtung Hand in Hand. Goethes «Götz von Berlichingen» gab der durch Shakespeare genährten Richtung auf Natürlichkeit einen solchen Nachdruck, daß dadurch bei den Aufführungen in Hamburg und Berlin 1773 eine Reform des Theaterapparats, besonders des Kostüms, zu Gunsten der histor. Treue herbeigeführt wurde. Die Mannheimer Bühne bahnte dem jungen Schiller durch die Aufführung seiner Jugenddramen 1781—84 den Weg in die Öffentlichkeit. Während Goethes «Götz» und Schillers «Räuber» ein langes Gefolge von Ritter- und Räuberstücken nach sich

zogen, als deren Verfasser unter andern Törring, Babo und Maier hervortreten, wurde das bürgerliche Drama, nach Lessings Vorbild, besonders von den Schauspielern Iffland, Schröder, Großmann, Brandes, in zweiter Linie von Gotter, Gemmingen und Bretzner kultiviert; ergiebiger als je war die dichterische Produktion. Blieben diese meist platt alltäglichen bürgerlichen Schau- und Lustspiele an poet. Wert weit hinter Lessings «Minna» zurück, so fehlte es ihnen selten an Bühnenwirksamkeit und Routine. Alle frühern Poeten dieser Art überbot in der Gunst des Publikums der talentvolle und witzige Aug. von Kotzebue durch seine mit falscher Empfindsamkeit, mit rührseliger Charakterlosigkeit gefährlich versetzte Schriftstellerei, die wohl ein Vierteljahrhundert lang das Repertoire beherrschte.

Gegen diese ganze Gattung wandte sich die idealistische Reform, durch die Weimars große Dichter dem Theater eine völlig veränderte Richtung zu geben suchten. Goethe hatte die Direktion des 1791 errichteten **weimarischen Hoftheaters** übernommen. Bald wandte auch Schiller demselben seine belebende produktive Teilnahme zu, und von Weimar ging nunmehr eine neue Schule der Dicht- und Schauspielkunst aus, die ein entscheidendes Ansehen mit der Aufführung von Schillers Wallenstein-Trilogie (Okt. 1798, Jan. und April 1799) gewann. Erst durch sie lernten die deutschen Schauspieler Dramen vornehmen Stils in ruhig schöner Würde darstellen, durch sie lernte das Publikum, im Theater nicht nur Vergnügen oder Aufregung, sondern auch tiefen künstlerischen Genuß suchen, durch sie endlich lernten die Theaterleiter, das Publikum nicht nur unterhalten, sondern auch zu edlerer Kost erziehen. Von Weimar aus eroberten sich Schillers hinreißende Dramen ganz Deutschland. Es ist wohl richtig, daß der Weimarer Kunststil, der mehr auf Schönheit als auf Naturwahrheit ausging, für minder begabte Schauspieler die Gefahr der Manieriertheit und Hohlheit mit sich brachte, eine Gefahr, vergleichbar jener, die Schillers Nachahmer im Drama liefen. Es ist ferner unleugbar, daß sich die Weimarer Dichter zu allerlei technischen und litterar. Experimenten verleiten ließen (man denke an die Chöre in der «Braut von Messina», die Dramen «Jon» und «Alarkos» der Brüder Schlegel), die der Bühne wenig praktischen Nutzen brachten. Ebenso sicher aber ist es, daß sie mit geringen Mitteln und mäßigen Kräften, unter denen Vohs, Graff, die Jagemann, die Schröter, das Ehepaar Wolff hervorragten, Wunderbares erreichten, daß sie durch ihr Beispiel großen Einfluß übten, daß sie das D. T. und Drama erst auf die Höhe des künstlerischen Ernstes und der künstlerischen Leistungsfähigkeit erhoben. Ähnliches ist nirgends wieder geglückt; der verwandte Versuch einer idealen Musterbühne, den **Karl Immermann** 1834—37 in Düsseldorf mit Hingabe und Geschick wagte, mußte bald aufgegeben werden. Ein Hauptgrund war freilich, daß die Folgezeit keinen zweiten Schiller hervorbrachte, der edelste Kunst mit unmittelbarer populärer Bühnenwirkung verband; die großen Dramatiker des 19. Jahrh., Heinr. von Kleist, Grillparzer, Hebbel haben sämtlich erst späte Erfolge gehabt und nie eigentliche Zugstücke geschrieben, und die Mehrzahl der nachschillerschen Jambendramatiker verdiente kein besseres Schicksal, als ihnen wurde.

Wächst die Zahl der stehenden Bühnen seit Anfang des 19. Jahrh. ins Große, so spielt sich die Entwicklung des Theaters doch mehr und mehr in den beiden Hauptstädten Berlin und Wien ab; nur die Dresdener Bühne hat unter Ludw. Tiecks und Gutzkows Einfluß, durch die Schauspieler Eduard und Emil Devrient, Dawison, wie durch Wilhelmine Schröder-Devrient, die Münchener durch den idealistischen Heldenspieler Eßlair zeitweilig eine Rolle gespielt. In **Berlin** wurde 1786 das Komödienhaus auf dem Gendarmenmarkt zum Nationaltheater erhoben und von J. J. Engels, später sehr glücklich von Iffland geleitet, der mit den Weimarer Dichtern enge Fühlung hatte und klassische Aufführungen sehr begünstigte; für Schiller zumal hatte er an Fleck, Mattausch und Frau Unzelmann-Bethmann vorzügliche Kräfte. Auch sein Nachfolger Graf Brühl, der 1815—37 Generalintendant der königl. Schauspiele wurde und besonders eine reiche äußere Ausstattung begünstigte, behielt die Beziehungen zu Goethe und zog in dem Ehepaar Pius Alexander und Amalie Wolff treffliche Vertreter des Weimarer Stils nach Berlin. Unter ihm erlebte das Berliner Schauspiel äußerlich wohl seine höchste Blüte; an Raupach gewann es einen erfolgreichen Dichter, den später weder Frau Birch-Pfeiffer noch neuerdings Wildenbruch ersetzen konnte; die Namen Beschort, Lemm, Rebenstein, Gern, die Stich-Crelinger, vor allem Ludw. Devrient widerlegen den Satz, daß dem Mimen die Nachwelt keine Kränze flechte. Aber mit dem Grafen Brühl wurde die Theaterleitung ein Hofamt, dessen Träger höchstens ein gebildeter Dilettant war, mit ihm drängte sich bureaukratische Verwaltung ein und erzeugte Übelstände, die sich unter den folgenden Intendanzen Rederns, Küstners, Hülsens, Hochbergs nur gesteigert und das Berliner Schauspielhaus um seinen alten Ruhm gebracht haben, trotzdem es ihm an glänzenden Kräften (früher der geistvolle Seydelmann, später Dessoir, Hendrichs, Döring, die Frieb-Blumauer) nie gefehlt hat. Leider ist dieselbe wenig bewährte Einrichtung, die einen Kavalier als wirklichen Leiter an die Spitze stellt, einen sachverständigen Schauspieler oder Dichter höchstens an zweiter Stelle duldet und damit den innern Zusammenhang, die künstlerische Einheit löst, auch bei andern Hoftheatern Regel geworden, doch war die Wahl der vornehmen Intendanten nicht selten glücklich; auch hat es immer zahlreiche Ausnahmen gegeben, so früher Klingemann in Braunschweig, Franz von Holbein in Hannover, später Dingelstedt in München, Weimar und Wien, Ed. Devrient in Karlsruhe, Wehl in Stuttgart u. a.

Die guten Erfolge wirklich künstlerischer Leitung, die das Ganze mit ihrem einheitlichen Geiste durchdringt, belegt glänzend das Burgtheater in **Wien**, unstreitig die erste deutsche Bühne. Hier haben seit dem trefflichen Dramaturgen Schreyvogel (1768—1832), wenn nicht formell, so thatsächlich, mit geringen Unterbrechungen ausgezeichnete Männer die Direktion in Händen gehabt, so Deinhardstein, Holbein, vor allen Laube (1849—67), dann Halm, Dingelstedt, Wilbrandt, Förster, und sie haben der Bühne ein treffliches Ensemble zu erhalten gewußt, von Sophie Schröder, Anschütz, La Roche, Amalie Haizinger, Julie Rettich, Marie Seebach, Fichtner, Löwe bis auf Charlotte Wolter, Friederike Goßmann, Sonnenthal, Baumeister, Mitterwurzer u. a. War Wien früher eine Hochschule der Weimarer Richtung, so ist jetzt längst eine recht realistische Darstellung dort Tradition. Das Wiener Burgtheater

war in der Auswahl seines Repertoires lange durch Censur und Rücksicht behindert; dafür erfreute es sich von je einer warmen Teilnahme des Publikums wie keine andere Bühne und hatte an Grillparzer, Halm, Hebbel einheimische starke Dramatiker, an Ziegler, Frau von Weißenthurn, Bauernfeld, Mosenthal wenigstens höchst zugkräftige Autoren.

Im Wiener Theaterleben spielten immer die Vorstadtbühnen eine große Rolle. Auf ihnen pflanzte sich neben allerlei Lokalpossen und den sehr beliebten Parodien das alte Zauberstück fort, das in Schikaneders auf dem Theater an der Wien aufgeführter «Zauberflöte» (1791) dank Mozarts Musik ihr berühmtestes Werk erlebt hatte, das dann aber in den Dichtungen Hafners, Perinets, Henslers, Gleichs, Bäuerles, Carls, Meisls u. a. noch lange fortdauerte und schließlich in Ferd. Raimund seine herzerfreuende, hoch bedeutende Höhe erreichte. Raimund errang seine Erfolge zumeist auf dem Leopoldstädter und Josephstädter Theater, während der zersetzende, nergelnde Humor seines spätern Konkurrenten Nestroy besonders im Theater an der Wien und im Carl-Theater zu Worte kam. Einen vergleichbaren Reichtum hatte Berlin in seinem Theaterleben nicht aufzuweisen; auf dem 1822 gegründeten Königstädtischen Theater blühten die harmlosen Holteischen Liederspiele; die bessere Berliner Lokalposse hatte später am Wallner-Theater eine Stätte.

Gegenwärtig übertrifft Berlin an Zahl seiner Theater Wien beträchtlich; doch dient die Mehrzahl dieser Nebenbühnen einem niedern Genre, der Operette, der Gesangsposse, dem Ausstattungsstück, wohl gar Specialitäten. Stätten einer ernsten Kunst sind von den neuen Gründungen in Wien das Deutsche Volkstheater und das Raimund-Theater, in Berlin das Deutsche Theater, das Lessing-Theater und das Berliner Theater, neben ihnen das namentlich modernen Stücken dienende Neue Theater und das im Okt. 1896 eröffnete Theater des Westens. An diesen hat sich die Schauspielkunst mehr und mehr der naturalistischen Seite zugeneigt. Eine hervorragende Bedeutung für die deutsche Oper erlangte das auf Veranlassung Rich. Wagners (s. d.) 1876 in Bayreuth (s. d.) erbaute eigenartige Festspielhaus zur Aufführung seiner Werke, namentlich des «Parsifal»; ihm nachgebildet ist das 1901 eröffnete Prinz-Regent-Theater in München (s. d.). Die Schwäche unserer Bühnen ist das Ensemble, das eine konsequente überlegene Leitung voraussetzt. Die Neigung zum Virtuosentum beherrscht unsere Schauspieler so, daß viele hervorragende Männer, wie der elegante Virtuos der Detailmalerei, Fr. Haase, der glänzende Bonvivant Mitterwurzer, der feurige Naturalist Kainz u. a. lange Zeit überhaupt keiner Bühne fest angehörten, sondern herumgastierten. Das lehrreiche und fördernde Muster eines vortrefflichen Ensembles, sorgfältiger und liebevoller Einstudierung und Ausstattung gewährten lange die (1890 aufgegebenen) Gesamtgastspiele des herzoglichen meining. Hoftheaters; auch das Ensemble des Münchener königl. Theaters am Gärtnerplatz, dessen Specialität dialektische Volksstücke sind, ist in Berlin, Leipzig und andern Städten erfolgreich aufgetreten; die gleiche Gattung pflegen die Bauerntheater der Schlierseer, Tegernseer u. a. Die sociale Wertschätzung des Schauspielerstandes ist höher geworden; für materielle und Standesinteressen wirkt die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger. Ob eine Hebung der künstlerischen Leistungen durch Theaterschulen, wie sie z. B. in Wien existieren, zu erreichen ist, ist mindestens zweifelhaft.

Mit der schnellen Zunahme der Bühnen, mit ihrer wachsenden Freiheit, hat die dramatische Produktion in neuerer Zeit nicht immer gleichen Schritt gehalten (s. Deutsche Litteratur). Der größere Bedarf hat in erster Linie die Massenfabrikation minderwertiger, aber gewinnbringender Eintagsfliegen veranlaßt. Seitdem den dramat. Dichtern durch die Tantième auch ein materieller Lohn gesichert ist (seit 1845), über den seit 1871 die Deutsche Genossenschaft dramat. Autoren und Komponisten im Interesse der Autoren genaue Kontrolle übt, ist ein theatralischer Erfolg kein nur ideeller Gewinn mehr. Trotzdem ist die Zahl der bessern bühnenfähigen Dramen schon seit Jahrzehnten erschreckend gering. Die übliche Klage über die Gleichgültigkeit des Publikums erklärt nichts, da dasselbe Publikum noch heute seinen Schiller und Goethe, seinen Lessing und Shakespeare dankbar hört, da es sich für Experimente wie die Aufführung des zweiten Teils des «Faust» lebhaft interessiert und sich z. B. für Kleist und Grillparzer immer mehr erwärmt. Auch die vielen Preisausschreiben für Schau- und Lustspiele, der Schillerpreis, der ernsten Dramen zu teil wird u. s. w., haben nicht viel geholfen. So wird ein großer Teil des Repertoires unserer Bühnen aus fremden Litteraturen bestritten, von jeher vorzugsweise aus der französischen: es werden Scribe und Dumas, Augier, Sardou, Pailleron u. a. aufgeführt, eine nicht immer den deutschen Sitten und Anschauungen entsprechende und zuträgliche Kost; dazu treten etwa die Norweger Ibsen, Björnson, der Schwede Strindberg, der Spanier Echegaray, der Russe Tolstoi u. s. w., von geringern ganz abgesehen. Stücken, die auf den stehenden Bühnen nicht unterkommen, bieten die Freien Bühnen (s. d.) eine Zuflucht, zumal denen der modernsten Naturalisten. Neuerdings hat man in Berlin auch den Versuch gemacht, ein eigenes Premièrentheater ins Leben zu rufen. Luthers 400jähriger Geburtstag hat verschiedene Festspiele gezeitigt (von Devrient, Herrig, Trümpelmann u. a.), die, wie ähnliche histor. oder religiöse Festspiele, unter Beteiligung zahlreicher Dilettanten an verschiedenen Orten aufgeführt worden sind. Reste aus vergangener Zeit sind die religiösen Spiele in Oberammergau, Brixlegg u. s. w., die Volksschauspiele der Schweiz; auch die Schulkomödie ist mit Recht als Mittel geistiger Übung und Anregung vielfach beibehalten worden. Über das Statistische des gegenwärtigen D. T. s. Deutschland und Deutsches Reich (Theaterwesen).

Vgl. Das Drama des Mittelalters und das Drama der Reformationszeit, hg. von Froning, Die Schauspiele der engl. Komödianten, hg. von Creizenach, Das Drama der klassischen Periode, hg. von Hauffen (sämtlich in Kürschners «Deutscher Nationallitteratur»); Prutz, Vorlesungen über die Geschichte des D. T. (Berl. 1847); Ed. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst (5 Bde., Lpz. 1848—74); Genée, Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels (Berl. 1882); Prölß, Geschichte des neuern Dramas, Bd. 3 (Lpz. 1883); W. Creizenach, Geschichte des neuern Dramas (Bd. 1, Halle 1883); Litzmann, Das deutsche Drama in der Gegenwart (4. Aufl., Hamb. 1897); Theatergeschichtliche Forschungen, hg. von Litzmann (Bd. 1—17, ebd. 1891—1902).

Verzeichnis

der

Tafeln, Karten, Textbeilagen und Textabbildungen

zum vierten Bande.

Bildertafeln und Karten:

Textbeilagen:

Verzeichnis der Tafeln, Karten u. s. w. zum vierten Bande.

Textabbildungen:

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



